Nr. 54 Deutschland € 9,– • Schweiz sfr 18,60 • Österreich € 10,20 •
Benelux € 10,80 • Finnland € 13,80 • Frankreich € 12,20 • Italien € 12,20 • Norwegen NOK 120,– • Spanien € 12,20

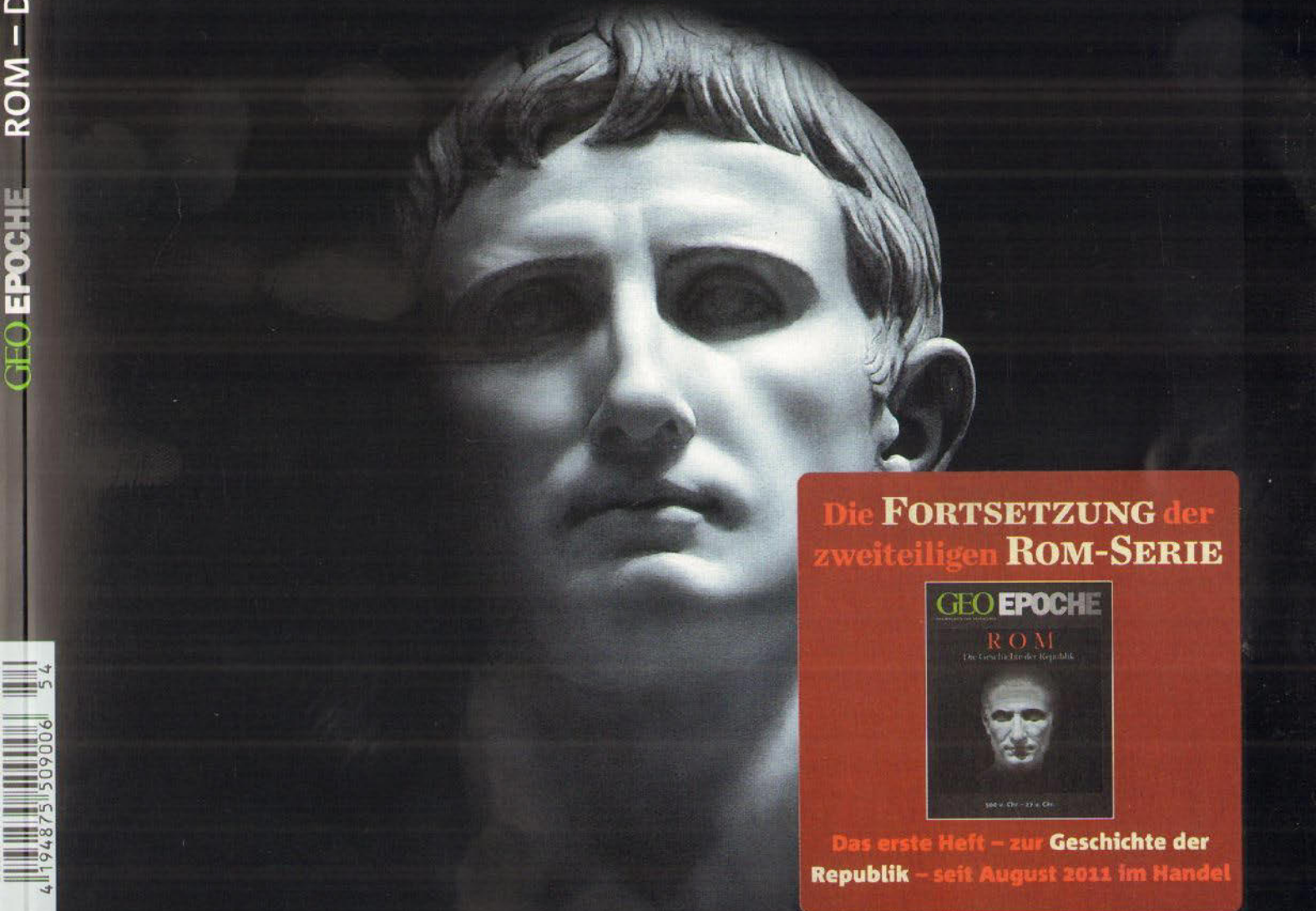
GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

GEO EPOCHE ROM – DAS KAISERREICH

ROM

Die Geschichte des Kaiserreichs



Die FORTSETZUNG der zweiteiligen ROM-SERIE

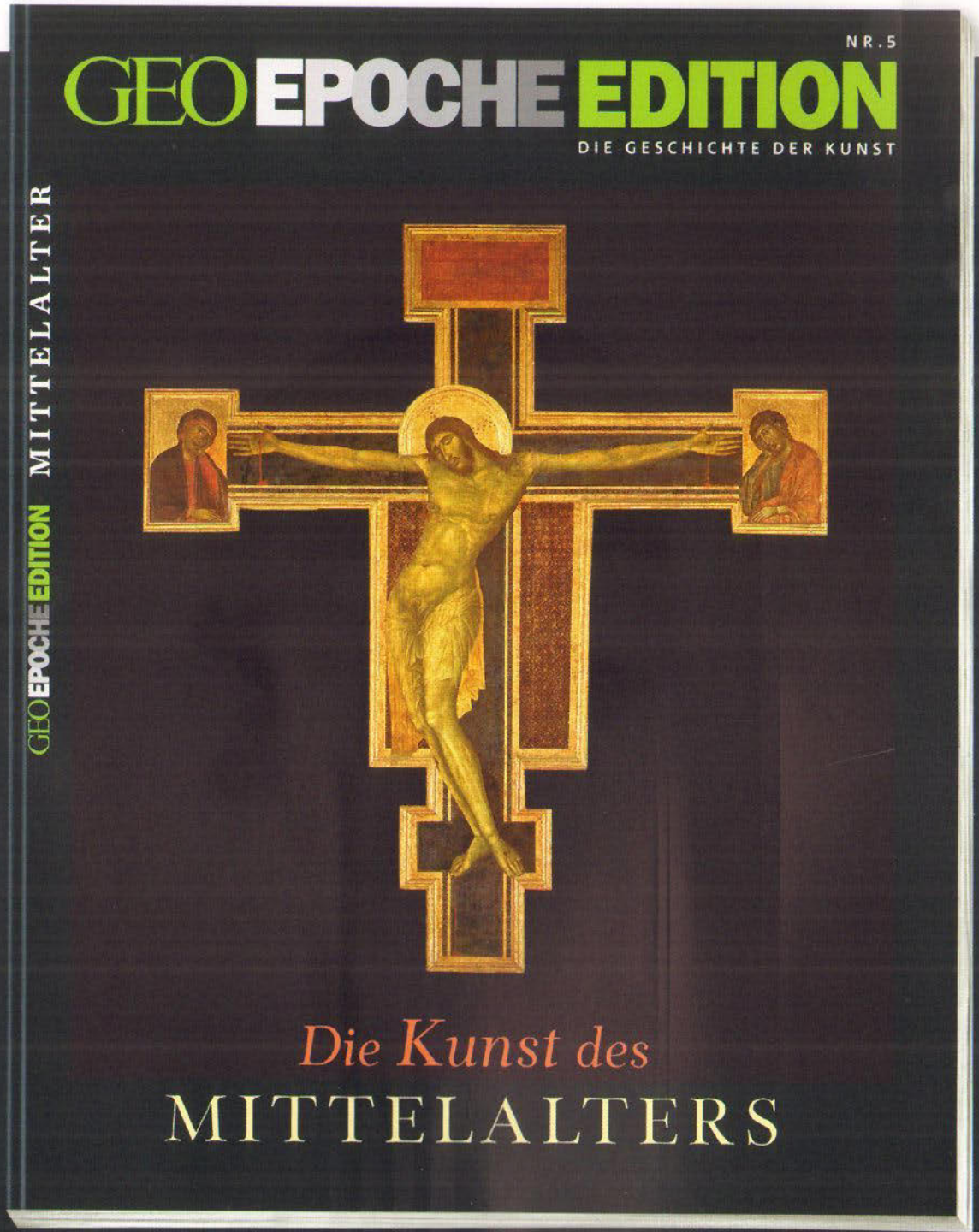
Das erste Heft – zur Geschichte der Republik – seit August 2011 im Handel

27 v. Chr. – 476 n. Chr.

4 194875 509006 54

Jetzt im Handel

Kunstgeschichte im Großformat.



www.geo-epoche.de

Geschichte erleben mit GEO

Liebe Leserin, lieber Leser



Viel ist geschrieben worden über die Ursachen für den Zerfall des Imperium Romanum im 5. Jahrhundert. Heute sind sich die meisten Historiker einig, dass es mehrere, vor allem außenpolitische Faktoren waren, die dazu führten, dass es ab 476 n. Chr. keinen Herrscher mehr auf dem Thron des Reiches gab; unser Autor Ralf Berhorst stellt sie ab Seite 156 vor.

Mindestens ebenso interessant aber ist die Frage, wieso dieses Staatswesen überhaupt so lange bestehen konnte. Immerhin existierte es rund 1000 Jahre, und damit länger als fast alle anderen der Geschichte.

Doch auch das Römische Imperium durchlebte vor seinem Untergang mehrere tiefe Krisen und stand mindestens zweimal kurz vor seinem Ende:

- 216 v. Chr., als der karthagische Heerführer Hannibal die Truppen des Imperiums kaum 400 Kilometer von Rom entfernt vernichtend schlug und es nur noch eine Frage der Zeit schien, bis er die Stadt am Tiber erobern würde;
- ab 235 n. Chr., als sich im Verlauf von fast 50 Jahren mehr als zwei Dutzend Offiziere an die Macht putschten und einige Usurpatoren sogar Sonderreiche gründeten, eigene Staaten im Staate, während das Imperium zugleich immer wieder von fremden Völkern angegriffen wurde, häufig an mehreren Fronten.

Doch jedes Mal gelang dem Reich ein Neuanfang. 216 v. Chr. brach der Senat mit den althergebrachten Regeln für die Rekrutierung von Wehrpflichtigen und mobilisierte so die letzten Kräfte der Republik, verweigerte jegliche Friedensverhandlungen und konnte Hannibal schließlich besiegen. Später wurde Karthago sogar eingenommen und zerstört; damit war Roms letzter ernstzunehmender Konkurrent im westlichen Mittelmeer ausgeschaltet.

Und 284 n. Chr. kam nach fünf Jahrzehnten des Chaos ein aus Dalmatien stammender Offizier namens Diocles an die Macht, dem es (unter dem Kaisernamen Diokletian) gelang, das Reich innen- wie außenpolitisch zu stabilisieren, indem er alle Konkurrenten ausschaltete und auf erfolgreichen Feldzügen sowohl Britannier als auch Germanen und Perser besiegte.

Zudem reformierte er das Imperium. Er verdoppelte die Zahl der Legionen, änderte das Steuerrecht, organisierte die Provinzen neu. Vor allem aber teilte er sich die Macht mit einem Neben- und zwei Unterkaisern, weil er davon überzeugt war, dass das Riesenreich von einem allein nicht mehr geleitet werden konnte. Und nach gut 20 Jahren trat er sogar freiwillig zurück, um einen geordneten Machtwechsel zu ermöglichen und die neu gewonnene Stabilität nicht zu gefährden.

Bezeichnend an der Überwindung der beiden Krisen war zum einen die Fähigkeit Roms, sich immer wieder zu erneuern und dabei geänderten Großwetterlagen anzupassen, zum anderen aber auch der Respekt vor der Tradition und den jahrhundertealten Errungenschaften des Imperiums: Respekt, der dazu führte, dass die Senatoren zu Zeiten Hannibals jeden Gedanken an einen Waffenstillstand als unrömisch verwarfen – und 500 Jahre später ein vom Balkan stammender Offizier so uneigennützig und patriotisch handelte wie nur wenige Herrscher in der langen Geschichte des Imperiums.

Der Fall Diokletian zeigt auch, wie durchlässig das politische System inzwischen geworden war: Anders als noch zu Zeiten der Republik, als vor allem adelige Senatoren aus Italien die Geschicke des Staates lenkten, wurde es in der Kaiserzeit möglich, dass Männer aus den Provinzen an die Spitze des Reiches gelangten – neben Diokletian Kaiser wie Trajan und Hadrian (die aus Hispanien stammten), Septimius Severus (Nordafrika) oder Severus Alexander (Syrien).

Denn Rom war schon lange mehr als nur die Tiberstadt und ihr italisches Kernland. Mit Beginn der Kaiserzeit wurden die eroberten Provinzen verstärkt romanisiert – was zum einen dazu führte, dass zwischen Londinium (London) und Caesarea (im heutigen Israel) kleine Kopien der Ewigen Stadt entstanden, zum anderen dazu, dass die lokalen Führungsschichten in die Herrschaftsstrukturen des Imperiums einbezogen wurden. Diese Integrationspolitik brachte nach und nach eine Provinzialelite hervor, die die Werte Roms zutiefst verinnerlicht hatte – ob man nun am Euphrat geboren worden war oder an der Seine, am Nil oder an der Donau.

Militärische Karrieren standen sogar Barbaren offen: Angehörigen jener Völker also, die den Römern als unzivilisiert galten. Sie konnten sich in den Hilfstruppen des Reiches bewähren, zu Bürgern Roms werden und am Ende bis an die Spitze der Armee aufsteigen.



2011 erschienen: der erste Teil der Serie zur Geschichte Roms

Diese außergewöhnliche Flexibilität – der Versuch, auf die Besten der Besten zu setzen – war einer der entscheidenden Faktoren für die lange Erfolgsgeschichte des Imperium Romanum.

Doch am Ende half alles nichts: Zu zahlreich wurden im Verlauf des 5. Jahrhunderts die gegen Rom anstürmenden Feinde, zu überdehnt war das Riesenreich, zu erschöpft waren seine Kräfte im Innern, als dass es sich ein weiteres Mal aus einer solchen Krise hätte befreien können.

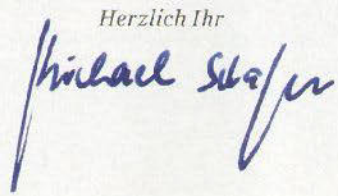
Und so kam es, dass das Imperium Romanum im Herbst 476 für immer unterging, allerdings nur im Westen: Der östliche Teil (der sich zeitweilig geweigert hatte, Rom im Kampf gegen die Barbaren zu unterstützen) bestand noch fast 1000 Jahre fort.

Erdacht hatte diese – womöglich fatale – Zweiteilung des Reiches jener Mann, der 284 zu seinem Retter geworden war: Diokletian, der Mann aus Dalmatien.



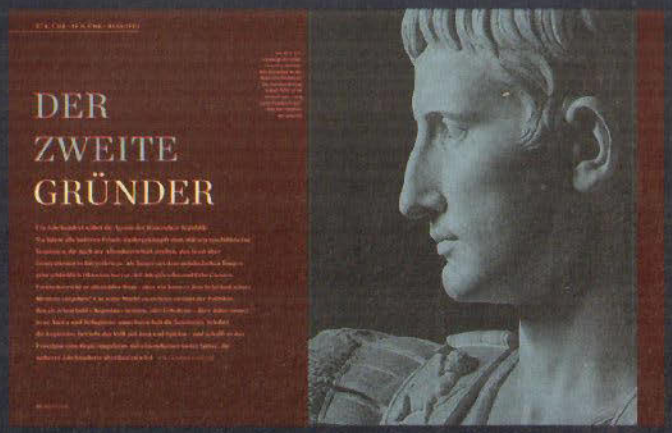
Die Historikerin Jasmin Schäfer hat Heftredakteurin Dr. Anja Fries beraten, Art-Direktorin Tatjana Lorenz hat die Ausgabe gestaltet (von links)

Herzlich Ihr





RUINEN Auf drei Kontinenten zeugen Bauten von der Zivilisation am Tiber, ihren Errungenschaften und ihrer Macht.
Seite 6



DER ERBE CAESARS 27 v. Chr. ersinnt Augustus eine neue Regierungsform: das Prinzipat, mit einem Kaiser an der Spitze.
Seite 20



PHILOSOPH Ausgerechnet unter dem Schöngeist Mark Aurel muss sich das Kaiserreich seiner ersten schweren Krise stellen.
Seite 80



GLADIATOREN Zur Unterhaltung der Massen kämpfen sie um ihr Leben – sogar bei einem Schiffsgefecht im Kolosseum.
Seite 48



JUBILÄUM Am 21. April 248 feiert die Tibermetropole ihren 1000. Geburtstag. Dies ist die Geschichte der Nacht davor.
Seite 112



ÜBERFALL Tausende germanische Kämpfer attackieren 410 Rom. Erstmals seit 800 Jahren stehen Feinde in der Stadt.
Seite 146



NERO Vielen gilt der ab 54 n. Chr. regierende Kaiser als Ungeheuer und Antichrist. Aber war er das wirklich?
Seite 38



LIBYEN Die Handelsstadt Leptis Magna exportiert Afrikas Schätze nach Rom – und wird zu einem Abbild der Kapitale.
Seite 92



UNTERGANG Nach fast genau 500 Jahren bricht das Römische Kaiserreich zusammen. Was sind die Gründe seines Scheiterns?
Seite 156

27 v. Chr.–476 n. Chr. MONUMENTE
Im Reich der Imperatoren 6

27 v. Chr.–14 n. Chr. AUGUSTUS
Der zweite Gründer Roms 20

VERWALTUNG
Im Zentrum der Macht 28

54–68 n. Chr. NERO
Oh brennendes Rom 38

80 n. Chr. GLADIATOREN
Seeschlacht im Kolosseum 48

98–117 n. Chr. EXPANSION
Trajan – Der Fluch der Größe 58

Um 120 n. Chr. HADRIANSWALL
Bollwerk gegen die Barbaren 70

161–180 n. Chr. MARK AUREL
Zum Herrschen verurteilt, zum Krieg verdammt 80

AFRIKA
Leptis Magna – Tor zu den Tropen 92

235–284 n. Chr. SOLDATENKAISER
Mörder auf dem Thron 103

248 n. Chr. JAHRTAUSENDFEIER
Die Stadt der Städte 112

312 n. Chr. KONSTANTIN
Sieger im Zeichen des Kreuzes 128

THEODOSIUS I.
Verteidiger des wahren Glaubens 134

410 n. Chr. PLÜNDERUNG ROMS
Angriff der Goten 146

AUGUSTINUS
Kämpfer für den Gottesstaat 153

476 n. Chr. UNTERGANG
Ende eines Weltreiches 156

ZEITTAFEL
Daten, Fakten, Karten, Porträts, Herrscherliste 168

Mitarbeiterporträt, Bildvermerke, Impressum 175

VORSCHAU Napoleon 178

Wann geht Rom unter? Vielen Historikern gilt die Absetzung des letzten weströmischen Herrschers 476 n. Chr. als Ende des Kaiserreiches – auch GEO*EPOCHE* folgt dieser Interpretation. Im Osten besteht das Imperium Romanum aber noch rund 1000 Jahre weiter: im Reich von Byzanz.

GEOEPOCHE.de Buchtipps und Berichte zu diesem Heft finden Sie im Internet unter *www.geo-epoche.de*

TITELBILD: Augustus von Primaporta, zeitgenössische Marmorkopie einer um 20 v. Chr. entstandenen Bronzestatue; Vatikanische Museen, Vatikanstadt. Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEO*EPOCHE*-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. Alle Begriffe in lateinischer Sprache werden bei ihrer jeweils ersten Erwähnung in einem Beitrag klein und kursiv geschrieben – etwa das Wort *clementia*. Im Deutschen geläufige Namen und Begriffe, etwa Hadrian, Mark Aurel, die Legion, der Konsul, werden in ihrer eingedeutschten Form verwendet. Ausnahme: Gaius Iulius Caesar – auch zur Unterscheidung vom Wort „Cäsaren". Jahreszahlen in Verbindung mit Herrschernamen bezeichnen stets die Regierungsdaten.

Redaktionsschluss: 27. März 2012

Im



REICH *der* IMPERATOREN

Die Römische Republik wird im Bürgerkrieg zerrieben, und so errichtet der siegreiche Augustus ab 27 v. Chr. auf deren Trümmern ein neues politisches System: das Kaisertum. Unter seinen Nachfolgern wird das Imperium Romanum so groß wie nie zuvor. Von Spanien bis Kleinasien, von Britannien bis Nordafrika künden bald Städte mit Foren, Theatern, Straßen und Tempeln von der Zivilisation am Tiber – ihren einzigartigen Segnungen und ihrer Macht, die allgegenwärtig ist

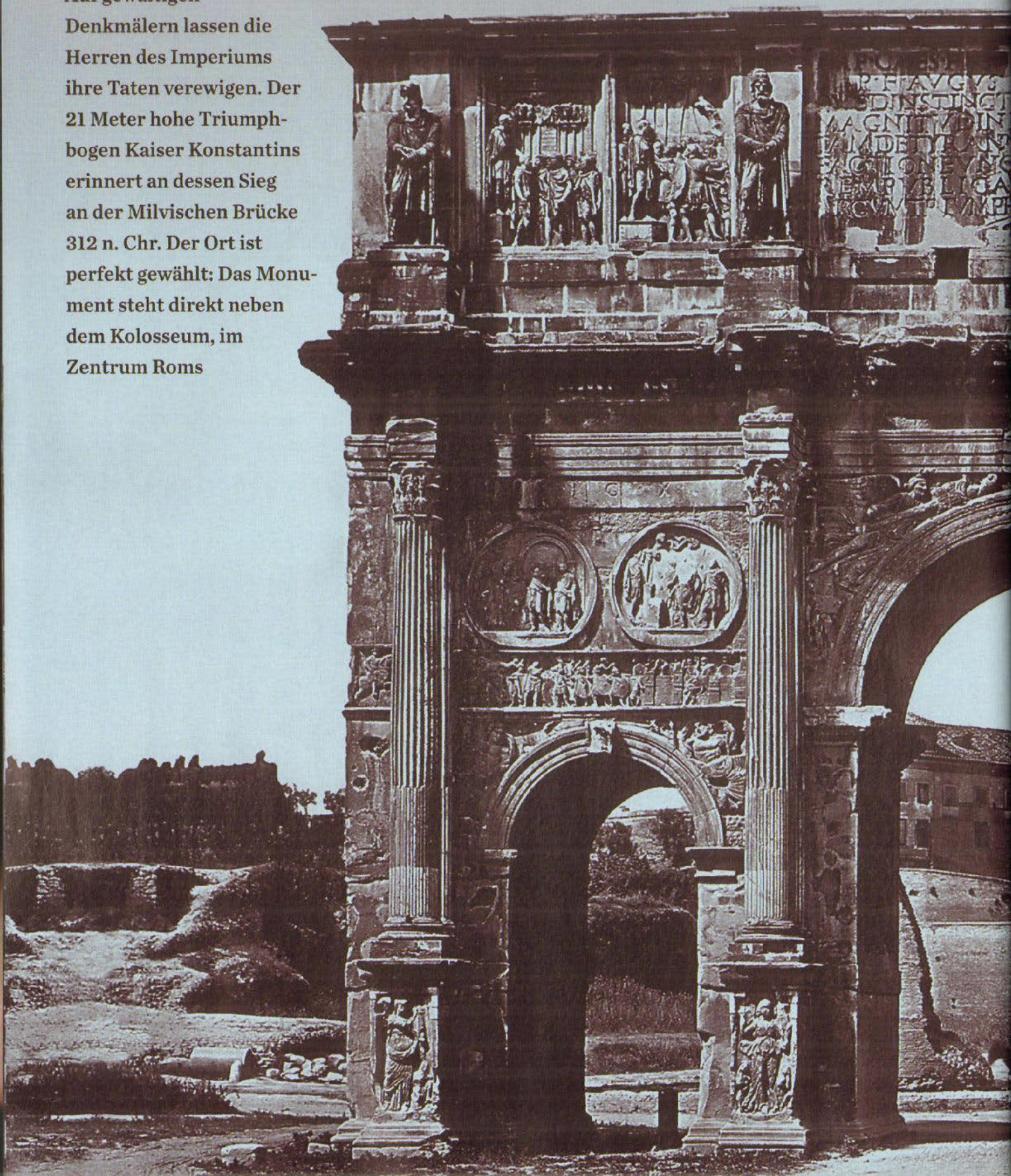
TEXTE: ANJA FRIES



Das Forum Romanum im Zentrum der Kapitale ist mit dem Saturn-Tempel (links das Säulenportal), den Versammlungshallen, den Rednertribünen sowie dem Senatsgebäude über Jahrhunderte das Herz des römischen Staates. Frühe Fotografen haben in ihren Bildern die Ruinen des Platzes festgehalten, auf dem über ein Jahrtausend lang Recht gesprochen, Kriege beschlossen und Leichenreden gehalten wurden. Auch die Aufnahmen auf den folgenden Seiten sind fast alle zwischen 1855 und 1930 entstanden

Der BOGEN *des Triumphators*

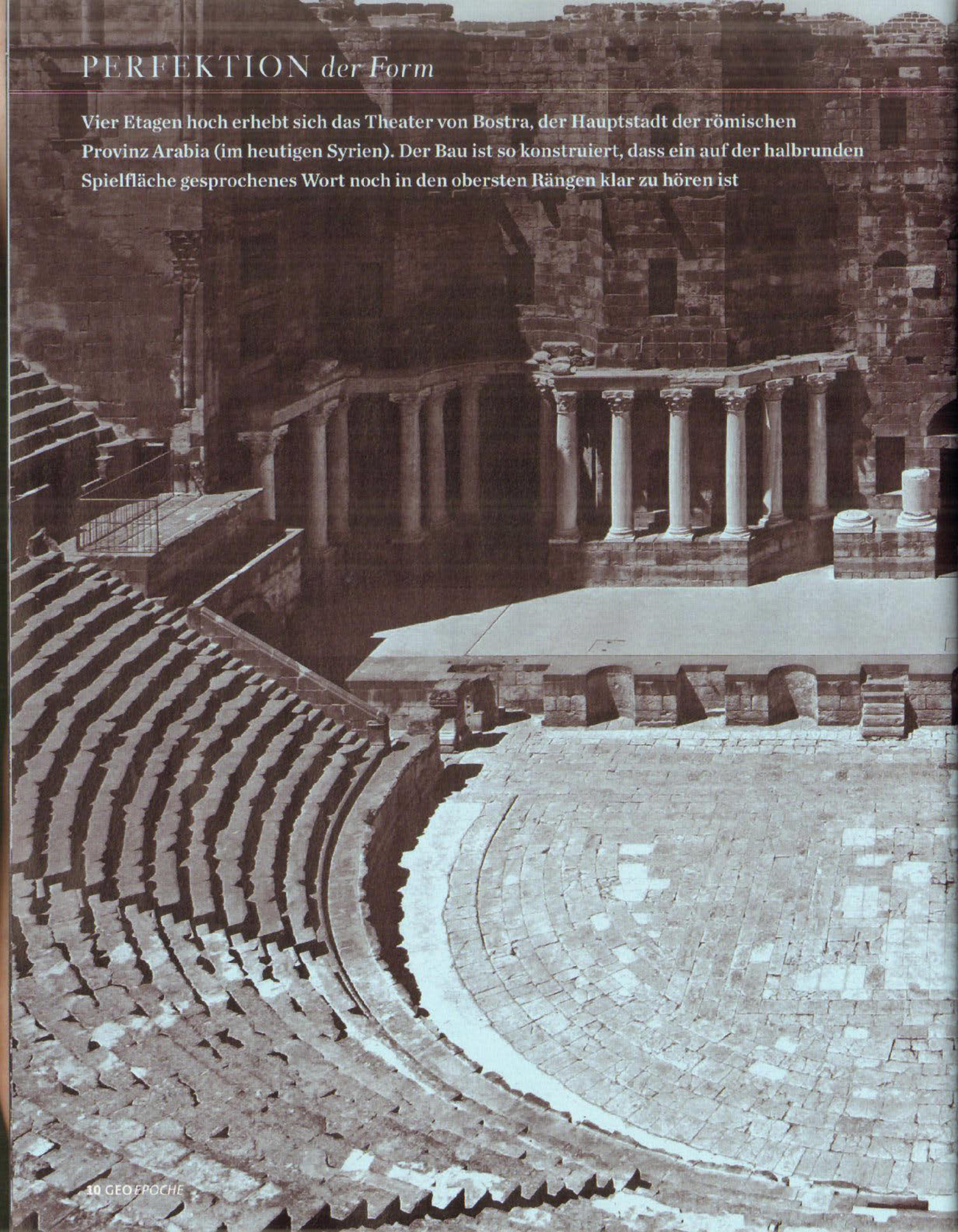
Auf gewaltigen Denkmälern lassen die Herren des Imperiums ihre Taten verewigen. Der 21 Meter hohe Triumphbogen Kaiser Konstantins erinnert an dessen Sieg an der Milvischen Brücke 312 n. Chr. Der Ort ist perfekt gewählt: Das Monument steht direkt neben dem Kolosseum, im Zentrum Roms





PERFEKTION *der Form*

Vier Etagen hoch erhebt sich das Theater von Bostra, der Hauptstadt der römischen Provinz Arabia (im heutigen Syrien). Der Bau ist so konstruiert, dass ein auf der halbrunden Spielfläche gesprochenes Wort noch in den obersten Rängen klar zu hören ist

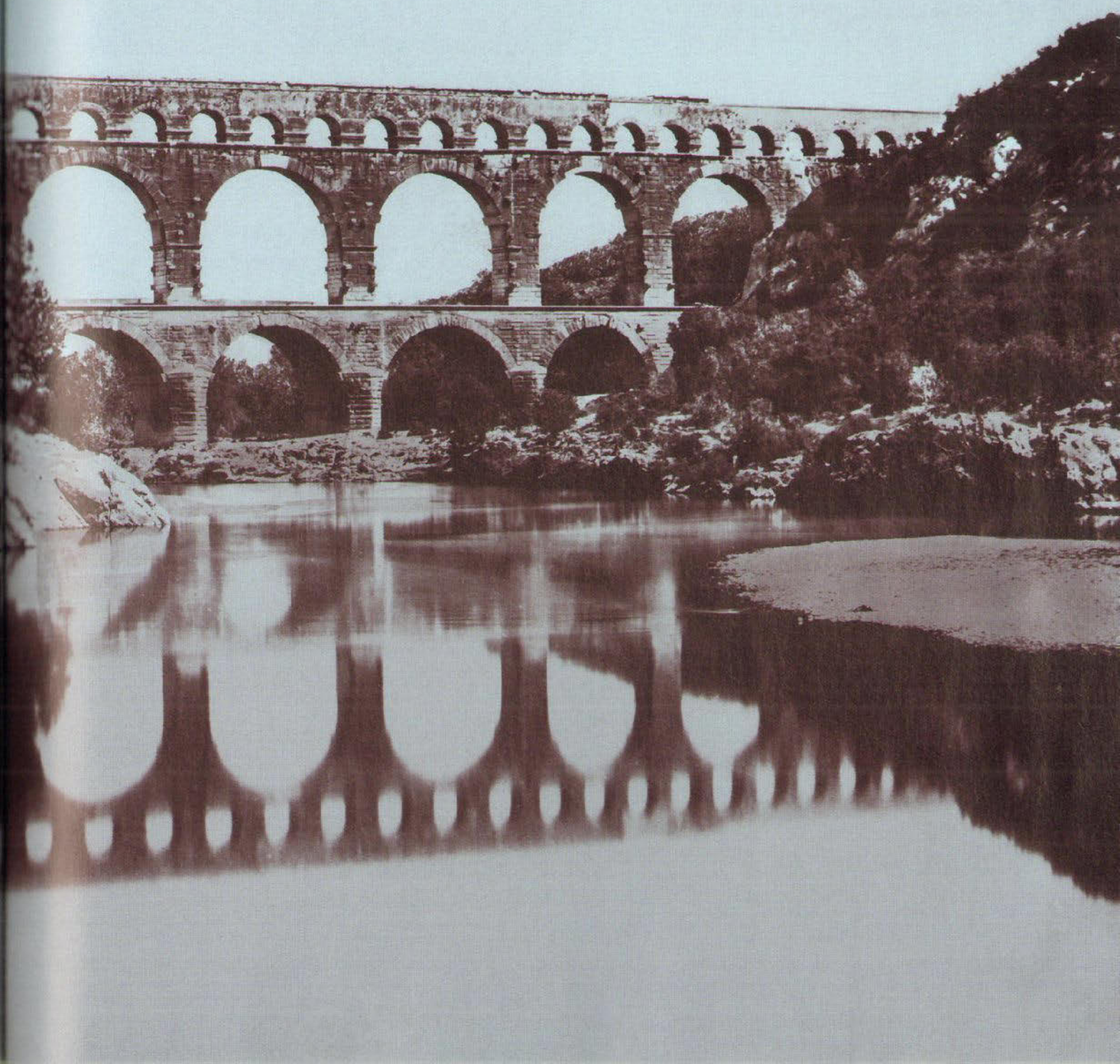






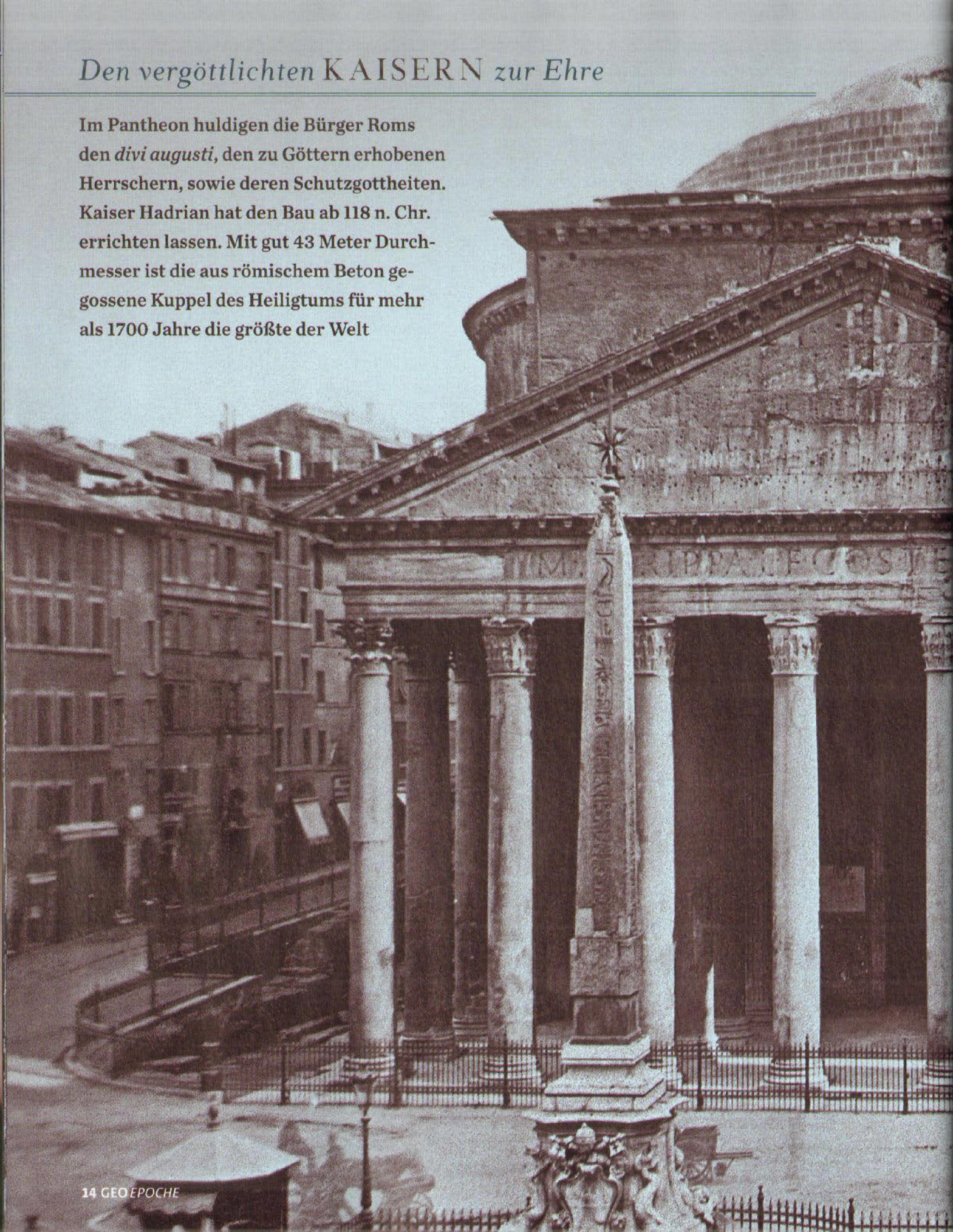
Wege für das WASSER

Der im 1. Jahrhundert n. Chr. errichtete Pont du Gard im Süden Frankreichs ist eine der höchsten Bogenbrücken römischer Ingenieure. Der Aquädukt, der die Stadt Nemausus (Nîmes) ein halbes Jahrtausend lang mit Wasser versorgt, verläuft hier in einem geschlossenen Kanal in der obersten Etage, fast 50 Meter über dem Fluss



Den vergöttlichten KAISERN *zur Ehre*

Im Pantheon huldigen die Bürger Roms den *divi augusti*, den zu Göttern erhobenen Herrschern, sowie deren Schutzgottheiten. Kaiser Hadrian hat den Bau ab 118 n. Chr. errichten lassen. Mit gut 43 Meter Durchmesser ist die aus römischem Beton gegossene Kuppel des Heiligtums für mehr als 1700 Jahre die größte der Welt







Sterben für die MASSEN

Im März des Jahres 80 n. Chr. eröffnet Kaiser Titus in Rom dieses Amphitheater, das größte des gesamten Imperiums, in dem sich die Gladiatoren zum Vergnügen des Publikums auf Leben und Tod messen. Hunderte Kämpfer finden allein bei der 100 Tage andauernden Einweihungsfeier den Tod. Für den Hofdichter Martial ist das Kolosseum – wie der Bau seit dem Mittelalter genannt wird – die Krönung der antiken Weltwunder



Von Säulen flankiert, führt diese Prachtstraße im heutigen Algerien auf den Triumphbogen Kaiser Trajans zu, der hier ab dem Jahr 100 n. Chr. mitten in einer menschenleeren Hügellandschaft eine Stadt nach römischem Vorbild erbauen lässt – vor allem als Wohnort für Veteranen. Die Ansiedlung einstiger Soldaten als Bauern soll helfen, die Versorgung der stationierten Truppen zu gewährleisten und so den Frieden in den eroberten Gebieten Afrikas zu bewahren □



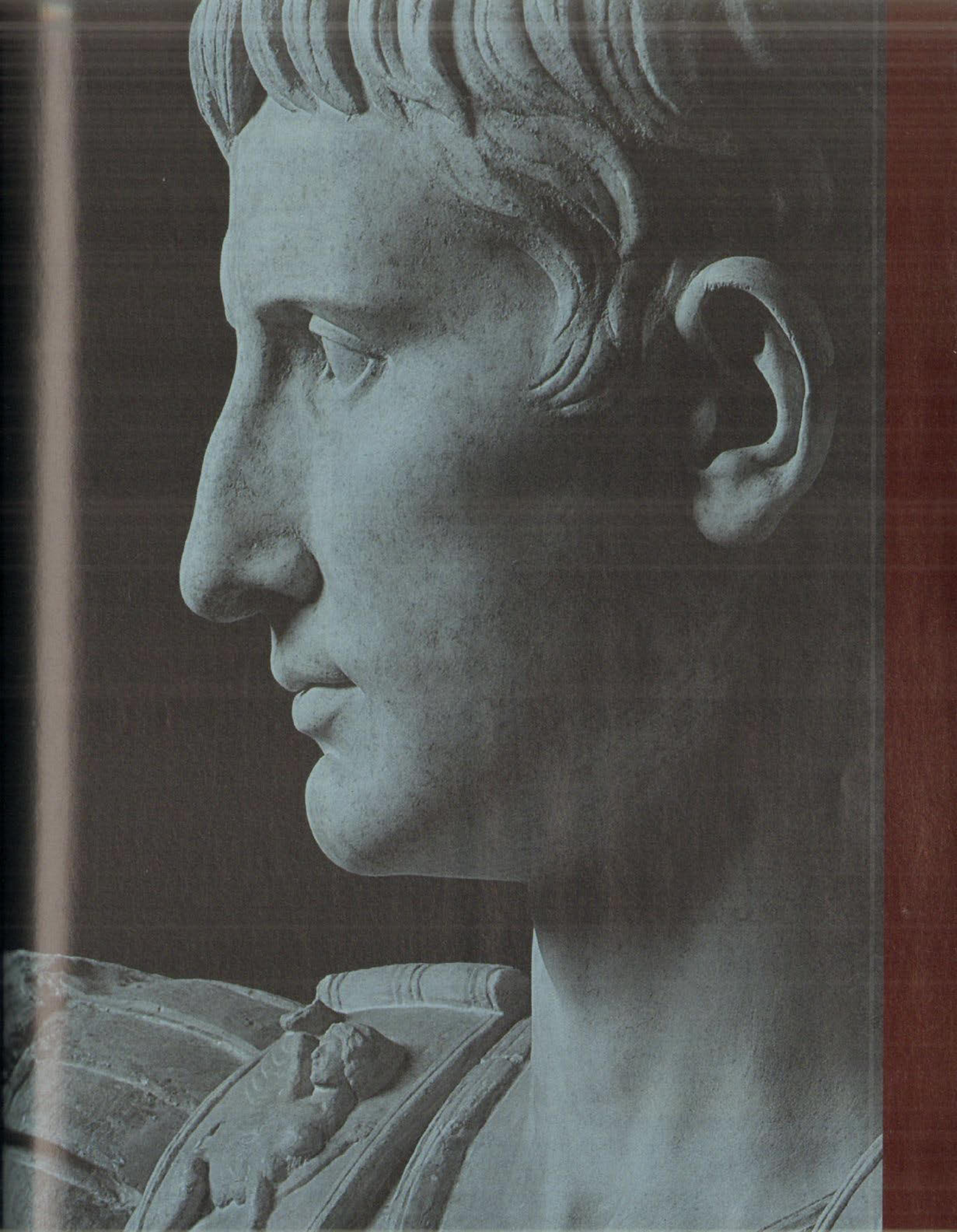


DER ZWEITE GRÜNDER ROMS



Um 20 v. Chr. verewigt ein unbekannter Künstler Augustus in der Pose des Feldherrn: Die meisten Kriege jedoch ficht der Herrscher im Inneren aus – und seine Legionen werden von Vertrauten gelenkt (zeitgenössische Kopie des Originals aus Bronze)

Ein Jahrhundert lang währt die Agonie der Römischen Republik: Nachdem alle äußeren Feinde niedergekämpft sind, stürzen machtlüsterne Senatoren, die nach der Alleinherrschaft streben, den Staat über Generationen immer wieder in Bürgerkriege. Als Sieger aus dem mörderischen Ringen geht schließlich Oktavian hervor, der Adoptivsohn und Erbe Caesars. Fortan herrscht er allein über Rom – aber wie kann er dem Schicksal seines Mentors entgehen? Um seine Macht zu sichern, ersinnt der Politiker, den sie schon bald »Augustus« nennen, »der Erhabene«, über Jahre immer neue Ämter und Befugnisse, umschmeichelt die Senatoren, belohnt die Legionäre, betäubt das Volk mit Brot und Spielen – und schafft schließlich das Prinzipat: eine Regierungsform, mit einem Kaiser an der Spitze, die mehrere Jahrhunderte überdauern wird VON JOHANNES SCHNEIDER



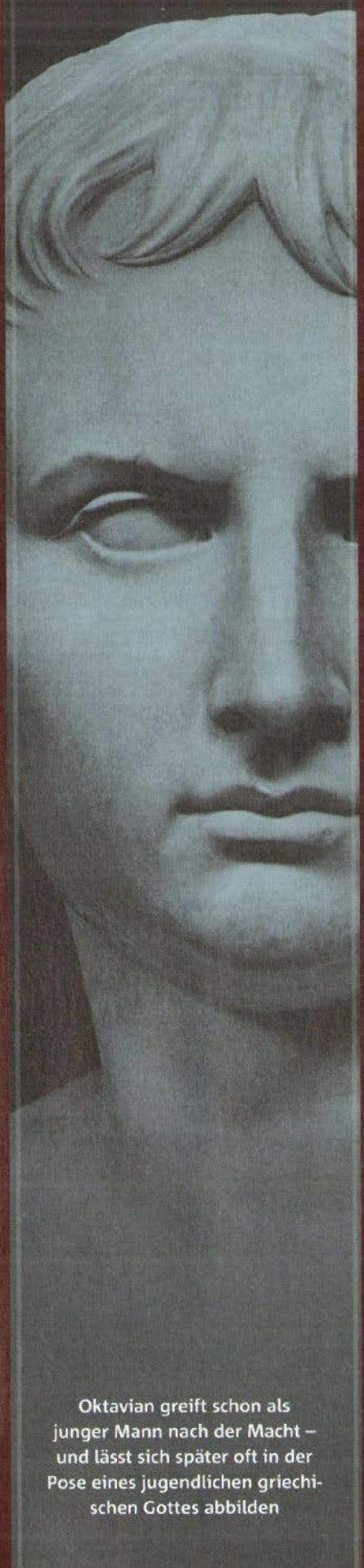
Oktavian, den man später „Augustus“ nennen wird, ist der Retter der Römischen Republik – und zugleich ihr Totengräber. Er ist der einzige Sieger in einem knapp 20-jährigen Bürgerkrieg am Ende der Republik, der Zehntausende Leben fordert und das Weltreich erschüttert.

Ein Mann, der mit kühlem Kopf und kaltem Herzen Gegner hinschlachtet oder Frieden stiftet – je nachdem, was seiner Macht nutzt. Der den rund 1000-köpfigen Senat, vor dem einst fremde Könige zitterten, auf 600 Mitglieder verkleinert und zu einem pompösen Nichts hinabzwingt. Der das Reich von Grund auf neu erbaut. Der ein Zeitalter begründet, das seinen Namen trägt. Und eine neue Staatsform erschafft: das Kaisertum.

Seit 133 v. Chr. haben ehrgeizige Politiker über Jahrzehnte brutal um die Macht in der Römischen Republik gerungen, haben mit Attentaten und Straßenkämpfen ihre Rivalen zu vernichten gesucht und sich am Ende mithilfe jener Legionen bekriegt, die eigentlich für den Kampf gegen äußere Feinde aufgestellt worden waren (siehe GEO*EPOCHE* „Rom – Die Geschichte der Republik“).

Schließlich erhob sich der Heerführer Gaius Iulius Caesar zum Diktator auf Lebenszeit und erhielt so umfassende Vollmachten, die sonst nur befristet in Notzeiten vergeben wurden. Doch sein Versuch, sich die Macht in Rom dauerhaft zu sichern, scheiterte – im März des Jahres 44 v. Chr. wurde er von Senatoren erstochen.

Einer der führenden Feldherren im daraufhin neu aufflammenden Bürgerkrieg war Gaius Iulius Caesar Octavianus, Caesars erst 19 Jahre alter Großneffe und Adoptivsohn. Ein Knabe aus der Provinz, mit blondem Haar, der die Sonne scheute, im Sommer die Hitze nicht vertrug und sich im Winter in vier Tuniken, eine dicke Toga und eine wollene Jacke hüllte – aber dessen blaugraue Augen so stechend waren, dass die Menschen vor ihm den Blick senkten.



Oktavian greift schon als junger Mann nach der Macht – und lässt sich später oft in der Pose eines jugendlichen griechischen Gottes abbilden

Dieser Mann hat von Beginn an nur ein Ziel: die Alleinherrschaft.

Im Jahr 29 v. Chr., nach dem Sieg über seinen letzten Rivalen Mark Anton, kehrt er als Held nach Rom zurück. Sein Triumphzug ist größer und prächtiger als alle anderen zuvor. Oktavian paradiert zu Pferd an den Massen vorüber. Erst hinter ihm folgen, zu Fuß, die Amtsträger der Republik.

Es ist das erste Mal in der Geschichte Roms, dass ein Triumphator vor den Magistraten durch die Straßen zieht.

Oktavian hat die Verhältnisse geändert. Die Senatoren werden zu Gehilfen eines Politikers degradiert, der durch seinen Sieg zum reichsten und mächtigsten Mann Roms aufgestiegen ist.

Seit 31 v. Chr. ist Oktavian durchgehend Konsul – und wird es für die nächsten Jahre auch bleiben. Damit verstößt er zwar offen gegen die Tradition der Republik, nach der ein Konsul mindestens zehn Jahre pausieren muss, ehe er eine zweite Amtszeit antreten darf, doch nach dem Chaos des Bürgerkriegs nehmen die Senatoren diesen Regelbruch hin – zumal seine Truppen, die er sehr gut entlohnt, loyal hinter ihm stehen.

Zugleich verehrt das Volk jenen Mann, der dem Reich nach dem scheinbar endlosen Unruhen endlich den Frieden gebracht hat.

Das Imperium Romanum ist mächtiger denn je. Wenn sich Oktavian jetzt zum Diktator auf Lebenszeit erklären würde, könnte sich ihm vermutlich niemand in den Weg stellen.

Doch der inzwischen 33-Jährige hat vom Schicksal Caesars gelernt: Er weiß, dass er den Senat für sich gewinnen

muss, wenn er überleben will. Roms größter Feldherr muss sich als Retter der Republik tarnen. Und so geht er in den folgenden Jahren taktisch und politisch klug vor, um sich die Macht zu sichern.

Sein erster Schritt: Er lässt sich vom Senat zum *princeps senatus* wählen, zum „Ersten des Senats" – eigentlich nur ein Ehrenposten, der bedeutet, dass er an erster Stelle der Liste der Senatoren steht. Oktavian führt die Bezeichnung aber fortan wie einen persönlichen, neu geschaffenen Titel: Princeps, der „Erste".

Der zweite Schritt: Am 13. Januar 27 v. Chr. ruft er den Senat zu einem dreitägigen Staatsakt zusammen und erklärt den versammelten Würdenträgern, er werde seine Truppen wieder unter das Kommando des Staates stellen – scheinbar also ist das ein Verzicht auf die Macht.

Tatsächlich aber hat Oktavian seine Anhänger im Senat vor der Sitzung instruiert, ihn daran zu hindern: Schon während seiner Rede rufen sie dazwischen, bedrängen ihn dann, Rom weiterhin zu führen. Denn tue er es nicht, drohe dem Reich der Rückfall ins Chaos.

Oktavian sträubt sich zunächst nach außen. Erst nach einigem Zögern stimmt er einem Kompromiss zu (den er aber selbst heimlich vorbereitet hat): Er behält das Oberkommando über zehn der 20 Provinzen des Imperiums – praktischerweise sind es ebenjene, in denen der Großteil der Legionen steht; über die anderen befiehlt der Senat. Ohnehin ist Oktavian immer noch Konsul, inzwischen zum fünften Mal in Folge, und darf also Sitzungen einberufen und Gesetze einbringen.

Roms Magistrate erweisen ihm bei der Senatssitzung sogar eine Ehre, die noch kein Römer genossen hat: Sie verleihen ihm den Namen „Augustus", der „Erhabene".

Mit diesen beiden Schritten ist Roms starker Mann zum scheinbar gewöhnlichen Amtsinhaber geworden. Zu einem Träger von Titeln und Macht zwar, doch eingebunden in das traditionelle Gefüge von Senat und Institutionen.

Die Zeit des Bürgerkriegs ist vorbei und eine Annäherung an die alte, seit Jahrhunderten bestehende Staatsform geschaffen. Der Senat lässt deshalb in Rom die *res publica restituta* feiern, die „Wiederherstellung der Republik".

TATSÄCHLICH JEDOCH erhalten Senat und Institutionen keineswegs ihre alten Befugnisse zurück. Die Senatoren sollen sich nur so *fühlen* wie in der alten Zeit, in der sie den Staat lenkten. Beruhigt durch die scheinbare Wiederherstellung der republikanischen Verhältnisse, so das Kalkül von Augustus, werden sie sich damit abfinden, dass sie ihre tatsächliche Macht verloren haben.

HINTER SEINER HÖFLICHKEIT VERBIRGT SICH TÖDLICHE ENTSCHLOSSENHEIT

Umgekehrt gibt sich der Princeps große Mühe, die Ehre der empfindlichen Senatoren zu achten. Routineangelegenheiten, die nicht die Außenpolitik betreffen, dürfen sie selbstständig entscheiden. Und anders als Gaius Iulius Caesar zeigt er seine Verachtung für den Senat nicht offen, sondern begrüßt im Gegenteil zu Beginn einer jeden Sitzung alle Mitglieder des Ältestenrats persönlich am Platz, als seien sie Bekannte, die er respektiert.

Doch missversteht jemand diese Zurückhaltung, reagiert er schnell: Als sein langjähriger Mitstreiter Gaius Cornelius Gallus die eigene Position als Statthalter in Ägypten dazu nutzt, am Nil Statuen seiner selbst aufzustellen, entmachtet Augustus den einstigen Freund und Vertrauten sofort, der Senat ordnet eine gerichtliche Untersuchung an und entzieht Gallus dessen Vermögen. Der Gedemütigte nimmt sich das Leben.

Augustus hat die Republik ausgehöhlt und an ihrer Stelle das Prinzipat errichtet: die verschleierte Alleinherrschaft.

Und nicht immer gelingt es ihm, seinen unbedingten Durchsetzungswillen zu kaschieren. Für das Jahr 26 v. Chr. etwa erhebt er vor einem Feldzug nach Spanien seinen Vertrauten Marcus Valerius Messalla Corvinus zum *praefectus urbi*, zum „Vorsteher der Stadt" Rom. Messalla Corvinus soll ihn in seiner Abwesenheit vertreten.

Ein taktischer Fehler. Denn die Senatoren sind empört, da neben Augustus ohnehin ein zweiter Konsul amtiert, der die Geschäfte des Princeps übernehmen könnte. Und obwohl Corvinus schon nach wenigen Tagen angesichts der Entrüstung seinen Rücktritt erklärt, ist die Angst vieler Senatoren entfacht, Augustus könnte eine Monarchie begründen.

Für die Vertreter der alten Adelsrepublik würde ein Königtum das Ende ihrer besonderen Stellung bedeuten.

Auch ärgert es die Senatoren zunehmend, dass Augustus nach wie vor Jahr für Jahr eines der beiden Konsulate beansprucht und so dauerhaft einen der beiden begehrtesten Posten Roms blockiert.

Der Princeps stellt zudem seine Familie immer stärker in das öffentliche Leben. So benennt er Bauwerke nach seiner Frau Livia, lässt Statuen von ihr in Theatern aufstellen. Vor wichtigen Entscheidungen berät er sich mit ihr.

Und Tiberius, Livias Sohn aus erster Ehe, hat er bereits beim Triumphzug nach seinem Sieg über Mark Anton präsentiert; der Zwölfjährige paradierte neben Augustus durch die Straßen – noch vor den Senatoren.

Die Unzufriedenheit im Rat nimmt immer weiter zu. Als Augustus im Jahr

24 v. Chr. seinen erst 18-jährigen Schwiegersohn Marcus Claudius Marcellus in den Senat beruft und zum Ädilen für das kommende Jahr ernennt, ist die Grenze des Erträglichen wohl überschritten. Denn als Ädil ist Marcellus unter anderem für die Ausrichtung der Spiele verantwortlich – das beste Amt, um im Volk populär zu werden.

Für die Senatoren ist klar: Der Herrscher baut einen Nachfolger auf. Dies könnte der Beginn einer Dynastie sein, die Rom über Generationen dominieren würde. Daher kommt es zu einer Verschwörung gegen den Machthaber, wie der griechische Geschichtsschreiber Cassius Dio später berichtet (Details über das Komplott sind nicht bekannt).

Nur wenige Männer wohl sind in die Intrige des Jahres 23 v. Chr. eingeweiht. Zu ihnen gehören mehrere Vertraute des Augustus: Selbst enge Freunde des Herrschers im Senat mögen sich mit ihrem Machtverlust offenbar nicht mehr abfinden. Doch die Verschwörer werden verraten.

Der Princeps ist außer sich. Als ein Gericht die Beschuldigten in Abwesenheit verurteilt, muss er zudem einen Affront hinnehmen: Einige der Richter – die ihr Urteil geheim abgeben – plädieren für Freispruch. Zwar werden die Verschwörer schließlich doch hingerichtet. Das geteilte Richtervotum jedoch alarmiert Augustus. Seine Macht kann jederzeit zerbrechen. Er muss Wege finden, sie zu stabilisieren.

Deshalb wagt er im Sommer 23 v. Chr. den dritten Schritt zur Alleinherrschaft, und wie schon der zweite beginnt er mit einem scheinbaren Verzicht: Er legt sein Konsulat nieder. Das Amt ist nun wieder frei für die Senatoren.

Kurz darauf erhält Augustus jedoch die Befugnisse eines Volkstribuns. Dieser Vertreter der *plebs*, des Volkes, darf (aus Gründen der Machtbalance zwischen den Ständen) seit Jahrhunderten den Senat einberufen, dessen Sitzungen leiten, Gesetze einbringen, gar dem Konsul Amtshandlungen untersagen.

Allerdings können Augustus nur die *Befugnisse* eines Volkstribuns übertragen werden: Weil er kein Plebejer ist, darf er die Position offiziell gar nicht übernehmen.

Doch gerade diese Trennung von Amtsgewalt und Amt ist ein genialer Kunstgriff. Denn da ein Volkstribun keinen vollen Tag aus Rom abwesend sein darf und seine Zuständigkeit zudem an den Stadtgrenzen endet, ist seine Macht beschränkt. Für Augustus gelten diese Regeln jedoch nicht – rein rechtlich hat er das Amt ja nicht übernommen.

ER RESIDIERT AUF DEM PALATIN UND VERWANDELT ROM IN EINE MARMORNE STADT

Er kann also alle Vorteile der Magistratur nutzen und befreit sich zugleich von allen Beschränkungen und Pflichten.

Durch den Rücktritt vom Konsulat hat er allerdings formal jeden Zugriff auf die Legionen eingebüßt, denn ein Volkstribun darf keine Truppen befehligen.

Diesen Nachteil gleicht er mit seinem nächsten, dem vierten Schritt aus: Er lässt sich eine besondere Befehlsvollmacht erteilen, die eigentlich nur Provinzverwaltern für die in ihrem Bereich stationierten Armeen zugestanden wird – das *imperium proconsulare*. Aufgrund einer Erweiterung dieser Ermächtigung kann Augustus nun allen Legionen in allen Provinzen Befehle erteilen.

Wieso der Senat Augustus bei diesem unverhohlenen Griff nach der Alleinherrschaft gewähren lässt, darüber geben die antiken Quellen keine Auskunft.

Zweifellos durchschauen die Senatoren seine Absichten. Doch sie wissen eben auch, dass Augustus von der Armee gestützt wird. Also arrangieren sich die edlen Herren mit der Allmacht ihres „Ersten" – und hoffen vielleicht insgeheim auf ein Attentat.

Formal ist Augustus jetzt nur noch ein Senator mit einigen besonderen Vollmachten. Tatsächlich aber ist er längst der Alleinherrscher, der Kaiser.

Und ginge es nach dem Volk, müsste Augustus auch nicht mehr so tun, als sei er ohne Macht. Als es 22 v. Chr. in Rom zu Unruhen kommt – ausgelöst durch eine Seuche, Hungersnot und Überschwemmung der Stadt –, versammeln sich die Bürger zu Demonstrationen, um mit Gewalt zu erzwingen, dass ihr Schutzpatron die Diktatur übernimmt.

Doch Augustus legt seine Maske nicht ab: Er stellt sich vor die Menge, reißt sich sein Gewand vom Leib und ruft den Menschen zu, eher würde er sich erdolchen lassen, als die Res publica zu verraten.

Tatsächlich aber beginnt er, das Imperium und die Hauptstadt konsequent umzuformen.

Mit einem Fest, das den Anbruch einer neuen, glücklichen Epoche verkünden soll, präsentiert er den Bürgern im Jahr 17 v. Chr. die Wende.

Zwei Wochen lang lässt er Circusspiele geben, Tierhetzen und Theateraufführungen. Nachts opfert er vor den Augen der Massen Schweine und Rinder zu Ehren der Götter. In zwei Pfeiler meißeln Arbeiter Berichte über den Ablauf der Spiele; niemand soll das Jahrhundertereignis vergessen.

Augustus arbeitet auch daran, das Stadtbild Roms zu verändern. Er weiht Dutzende neue Tempel ein, lässt das Forum Romanum um das 125 Meter lange und fast ebenso breite Forum Augustum erweitern. Dessen Hauptgebäude, ein

Tempel zu Ehren des Kriegsgottes Mars, fertigen Steinmetze aus weißem, norditalienischem Marmor.

Statuen zahlreicher Helden aus der ruhmreichen Geschichte Roms zieren den Platz, etwa von Romulus. Doch diese legendären Heroen stehen in den Nischen der Säulenhallen; mitten auf dem Forum aber glänzt das Bildnis eines von vier Pferden gezogenen Triumphwagens. Oben auf dem Gespann: Augustus.

Der Princeps ordnet die gesamte Stadt neu. Eine Behörde wird mit der städtischen Wasserversorgung betraut, ein Wegeamt kümmert sich um den Bau zahlreicher Fernstraßen, die den Händlern ihren Transport erleichtern (und den Soldaten ihre Märsche). Roms erste reguläre Feuerwehr wird gegründet.

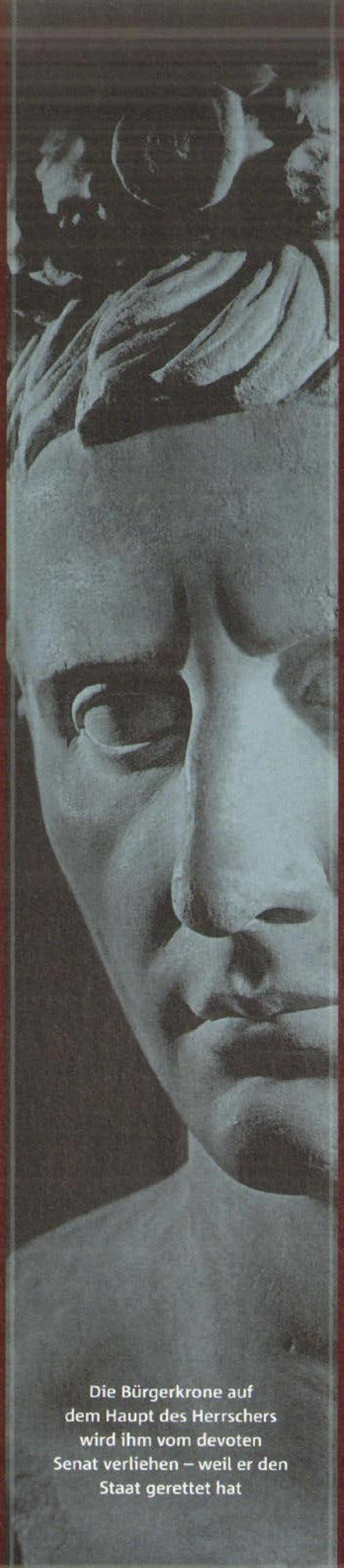
Und obwohl sich Legionäre nach römischer Tradition nicht innerhalb der Mauern Roms aufhalten dürfen, stationiert Augustus nun Soldaten in der Metropole sowie die Mitglieder seiner persönlichen Leibgarde, der Prätorianer, die ihn stets begleiten.

Regelmäßig verteilt der Alleinherrscher kostenlos Getreide an die Bürger. Er unterhält sie mit zahllosen Gladiatorenkämpfen, präsentiert den Massen Zwerge, Nashörner und eine angeblich mehr als 22 Meter lange Schlange.

Die meisten Spektakel verfolgt er, für jeden sichtbar, von einer Loge aus – die Leute sollen wissen, wem sie ihr Vergnügen zu verdanken haben.

Von Zeit zu Zeit beglückt er das Volk auch mit Geldgeschenken. Knapp 600 Millionen Sesterzen fließen so an die Römer. All das stärkt seine Macht: Denn solange er die städtischen Massen hinter sich weiß, wird es für andere Senatoren nahezu unmöglich sein, eine eigene Gefolgschaft aufzubauen.

Auch das Imperium formt der Princeps nach seinen Vorstellungen um. Überall im Reich lässt Augustus nun Städte nach dem Vorbild der Tibermetropole gründen. Sie erleichtern die Verwaltung des Reiches; in ihnen gilt überwiegend römisches Recht, häufig wird Latein zur Amtssprache, die örtlichen Magistrate übernehmen den Einzug von Steuern sowie andere Verwaltungsaufgaben.



Die Bürgerkrone auf dem Haupt des Herrschers wird ihm vom devoten Senat verliehen – weil er den Staat gerettet hat

Viele Neusiedler sind Veteranen, denen Augustus Land zur Verfügung stellt, unter anderem in Nordafrika. Die einstigen Soldaten kolonisieren selbst abgelegene Gebiete und sichern dort Roms Herrschaft.

Der Kaiser stoppt die Exzesse mancher Statthalter und Steuereintreiber in den Provinzen, unter deren überzogenen Forderungen viele der dortigen Bewohner zuvor zu leiden hatten. Er gewährt den Menschen in den Provinzen ein Einspruchsrecht gegen die Entscheidungen der Amtsträger in Rom, bestimmt zudem Prokuratoren, die fortan die Steuererhebung überwachen.

Häufig setzt er bei den neu geschaffenen Verwaltungsstellen auf Angehörige des Ritterstandes – der nach den Senatoren vornehmsten Gruppe der römischen Gesellschaft. Die *equites* stehen loyal zu Augustus, der ihnen auch in seiner Armee hohe Posten verleiht und die Tüchtigsten in die Prätorianergarde aufnimmt.

Nach und nach verdanken immer mehr Amtsträger Augustus ihren Aufstieg. Immer tiefer greift der Herrscher in die Gesellschaft ein.

Mit der ihm eigenen Gründlichkeit sorgt er dafür, dass niemand die Götter missachtet – und zugleich keinem Bürger seine Nähe zu den Himmlischen entgeht. Er lässt Münzen prägen, auf denen er Apollo, dem Gott des Lichts, ähnlich sieht, und zahllose Statuen seiner selbst aufstellen. Im griechischen Olympia gestalten Künstler eine monumentale Augustus-Skulptur nach dem Vorbild des Zeus, samt Zepter und Blitzbündel.

Und als im Jahr 12 v. Chr. der amtierende *pontifex maximus* stirbt, der oberste Priester Roms, bewirbt er sich um das Amt. Seine Wahl gerät zu einer gigantischen Feier seiner Herrschaft,

Zehntausende jubeln ihrem neuen geistlichen Oberhaupt zu.

Politisch fördert Augustus insbesondere Menschen aus den Provinzen. Durch die Vergabe des römischen Bürgerrechts ermöglicht er vielen von ihnen eine Karriere im Senat. Häufig unterstützt er ihm genehme Anwärter, etwa wenn sie den geforderten Zensus für Senatoren nicht erfüllen können. Oder er zeigt sich mit ihnen auf dem Forum – und demonstriert so, dass er sich ihren Erfolg wünscht.

Die Männer, die auf diese Weise in Roms höchstes Gremium gelangen, tun fortan das, was der Herrscher wünscht.

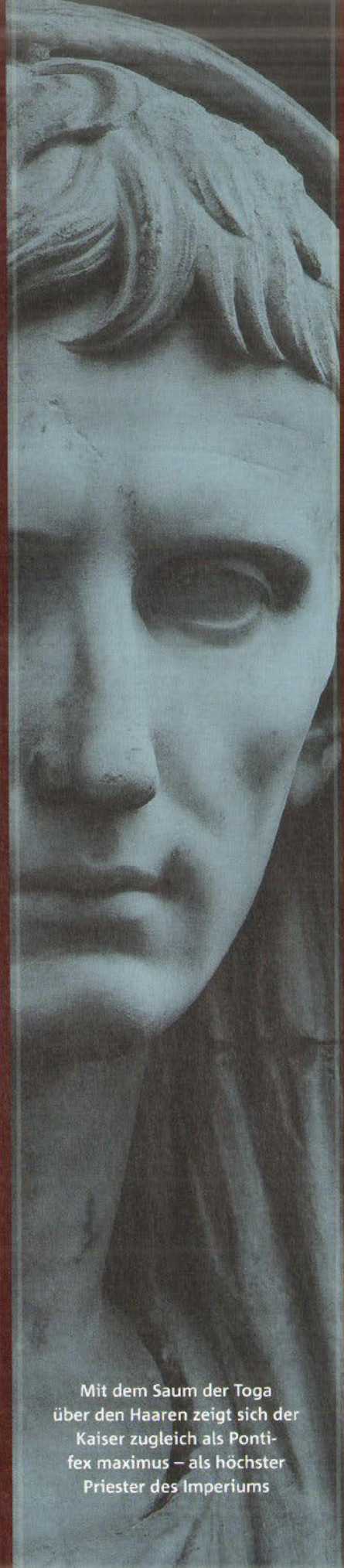
Sie sind seine politischen Geschöpfe.

Seine Gegner aber, die alteingesessenen senatorischen Familien, scheint er auf raffinierte Art schwächen zu wollen. So verabschiedet er drakonische Ehegesetze, die vorschreiben, dass jeder Römer im ehefähigen Alter (Männer zwischen 25 und 60, Frauen zwischen 20 und 50) verheiratet sein muss. Stirbt ein Ehepartner oder wird die Ehe geschieden, bleiben dem Mann nur 100 Tage, um eine neue Frau zu ehelichen (der Witwe gewährt Augustus zunächst eine Frist von einem, später von zwei Jahren).

Und er fordert, dass jeder Römer in seinem Leben mindestens drei Kinder haben soll. Diese Regel soll vermutlich dazu führen, dass große Vermögen im Erbfall geteilt werden.

Fortan müssen selbst reiche Senatoren ihren Besitz auf etliche Kinder verteilen und können ihre Finanzen nicht mehr für den politischen Aufstieg nutzen – etwa, indem sie sich mit Geldgeschenken Popularität im Volk erkaufen.

Außerdem machen Kinder vorsichtig: Wer als Vater eine Verschwörung plant, riskiert nicht nur sein eigenes Leben, sondern gefährdet auch die Zukunft seiner Nachkommen.



Mit dem Saum der Toga über den Haaren zeigt sich der Kaiser zugleich als Pontifex maximus – als höchster Priester des Imperiums

Um Sittlichkeit geht es Augustus bei seinen Gesetzen dagegen kaum – zumal er selbst weit davon entfernt ist, die Ansprüche zu erfüllen, die er an seine Mitmenschen stellt: Er pflegt zahlreiche Liebschaften, vergnügt sich angeblich auch mit jungen Gespielinnen und Knaben, die ihm seine Frau Livia zuführt.

Für ihn gelten andere Regeln – Privilegien, die er nicht einmal engsten Verwandten zugesteht.

So lässt er die Anklage im Senat verlesen, als seine einzige Tochter Iulia (aus einer früheren Ehe) im Jahr 2 v. Chr. des mehrfachen Ehebruchs überführt wird. Auf seine Anweisung hin wird Iulia auf eine winzige Vulkaninsel vor der italienischen Westküste verbannt. Erst nach fünf Jahren gestattet Augustus ihr die Übersiedlung auf das Festland, wo sie, nach seinem Tod hungernd und isoliert, ihrem Ende entgegendämmert.

Zeit ihres Lebens hat Iulia Männer heiraten müssen, die von ihrem Vater ausgewählt worden waren: als 14-Jährige ihren Cousin Marcellus (23 v. Chr. verstorben), dann seinen Vertrauten Agrippa, nach dessen Tod seinen Stiefsohn Tiberius.

Augustus sieht in seiner Tochter offenbar nichts anderes als ein Instrument auf der Suche nach einem Nachfolger (sein Kinderwunsch mit Livia bleibt unerfüllt). Bereits im Jahr 17 v. Chr. hat er Iulias Söhne Gaius und Lucius (aus der Ehe mit Agrippa) adoptiert und lässt sie fortan bei offiziellen Anlässen auftreten.

Er demonstriert damit in aller Öffentlichkeit, dass er seine Herrschaft an einen Nachfolger aus der eigenen Familie weitergeben will: Es geht ihm um die Gründung einer Dynastie.

Als Gaius 6 v. Chr. 14 Jahre alt wird, gestatten die Senatoren – mittlerweile nur noch Erfüllungsgehilfen des Princeps – dem Knaben sogar, an ihren Sitzungen teilzunehmen, und das Volk bedrängt Augustus, Gaius das Konsulat zu geben.

Groß ist der Schmerz des Princeps, als Lucius 2 n. Chr. auf dem Weg nach Spanien verstirbt. Unerträglich wird er, als nur anderthalb Jahre später Gaius einer Verletzung erliegt, die er sich bei der Belagerung einer armenischen Stadt zugezogen hat (mit der Reise in den Osten des Reiches hatte sich der junge Mann bei den Truppen und Provinzbewohnern als Nachfolger des Princeps präsentieren sollen).

Augustus bleibt nun nichts anderes, als im Jahr 4 n. Chr. seinen ungeliebten Stiefsohn Tiberius öffentlich zum Erben aufzubauen. Dabei hatte er mit dem 45-Jährigen bereits gebrochen: Als er Gaius und Lucius immer stärker als Nachfolger präsentierte, war Tiberius enttäuscht und verbittert nach Rhodos gezogen.

AUGUSTUS IST JETZT 66 Jahre alt. Würde er plötzlich sterben, ohne einen Nachfolger benannt zu haben – Rom versänke im Chaos. Zu sehr ist das politische System mittlerweile auf den Princeps zugeschnitten; als oberster Feldherr und höchster Priester, als Beschützer und Ernährer des Volkes kontrolliert Augustus das gesamte Reich.

Und so etabliert er Tiberius als zweiten Mann im Staat. Er adoptiert ihn, lässt ihm vom Senat die Amtsgewalt des Volkstribunen übertragen, gibt ihm das Oberkommando über die Provinzen. Er vertraut ihm Verhandlungen mit den Gesandten anderer Völker an, der Senat gesteht Tiberius nach einem Sieg gegen die Germanen einen Triumphzug zu.

Die Kräfte des Kaisers schwinden. Vieles erledigt er nun liegend, lässt Senatoren zu sich kommen, statt selbst in den Sitzungssaal zu gehen. Auf öffentlichen Veranstaltungen lässt er immer häufiger andere für sich sprechen.

Literaturempfehlungen: Werner Eck, „Augustus und seine Zeit", C. H. Beck: pointierte Schilderung von Wesen und Staatsidee des Caesar-Erben aus der Feder des renommierten Kölner Althistorikers. Jochen Bleicken, „Augustus", Rowohlt: eine der besten Analysen der schillernden Persönlichkeit des Princeps und seines schrittweisen Machtausbaus als erster Bürger.

Als Tiberius im Sommer 14 n. Chr. aufbricht in Richtung Balkan, um dort zwei neu gebildete Provinzen zu inspizieren, beschließt Augustus, ihn bis nach Süditalien zu begleiten. Gemeinsam besuchen sie noch ein letztes Mal Capri. Die Insel ist sein persönlicher Besitz.

Vier Tage verbringt der greise Herrscher auf dem Flecken im Meer, sieht Jünglingen bei Sportwettkämpfen zu, verschenkt bester Laune römische Togen. Doch auf der Rückreise von Neapel nach Rom verschlechtert sich eine Darmerkrankung; so schwach ist der Princeps, dass er noch in Kampanien wieder Halt machen muss. Der eilig zurückbeorderte Tiberius führt ein letztes langes Gespräch mit seinem Stiefvater. Dann stirbt Kaiser Augustus am 19. August 14 n. Chr. im Alter von 75 Jahren.

AM ENDE MUSS ER EINEN UNGELIEBTEN VERWANDTEN ZUM NACHFOLGER KÜREN

Der Tote wird nach Rom überführt und vor seinem Haus auf dem Palatin aufgebahrt. In einer Schriftrolle, die im Falle seines Todes zu öffnen ist, hat Augustus genaue Anweisungen für sein Begräbnis hinterlassen – bis zum Schluss hat er an alles gedacht.

In einem großen Trauerzug wird seine Leiche zum Forum Romanum gebracht. Bilder zeigen seine Ahnen und die von ihm unterworfenen Völker, große Tafeln schildern seine Taten.

Auf dem Forum halten Tiberius und dessen Sohn Drusus Lobreden auf den Verstorbenen, dann tragen Senatoren den Leichnam auf ihren Schultern zum Marsfeld, wo er verbrannt wird. Als das Feuer auflodert, lässt jemand einen Adler fliegen: ein Zeichen, dass der Verstorbene in die Götterwelt aufgenommen wurde. Einer der Senatoren berichtet später unter Eid, er habe Augustus vom brennenden Scheiterhaufen in den Himmel aufsteigen sehen.

Am 17. September verleihen die Senatoren Tiberius den Augustus-Titel; niemand protestiert. Am selben Tag beschließt der Senat, den verstorbenen Princeps offiziell zum Gott zu erheben.

Seinen Lebensabschnitt erklären die Amtsträger zum *Augustum saeculum*, zum „Augusteischen Zeitalter".

57 Jahre sind vergangen, seit Augustus als junger Mann sein erstes Konsulat antrat. Aus den Trümmern der Republik hat er mit dem Prinzipat eine neue Staatsform geschmiedet – de facto ein Kaiserreich.

Es ist ein politisches System, in dem der Herrscher formal zwar keine herausgehobene Stellung hat, aber doch für alle Belange zuständig ist: ein Regime, in dem der Princeps den Senatoren und der gesamten Bevölkerung des Reiches schließlich als Beschützer und Vater erscheint und nach seinem Tod wie ein Gott verehrt wird.

So meisterhaft ist das Prinzipat konstruiert, dass sich seine Nachfolger ebenfalls „Princeps" nennen und neben dem Titel „Cäsar" (von dem unser Wort „Kaiser" stammt) fortan auch die Bezeichnung „Augustus" tragen.

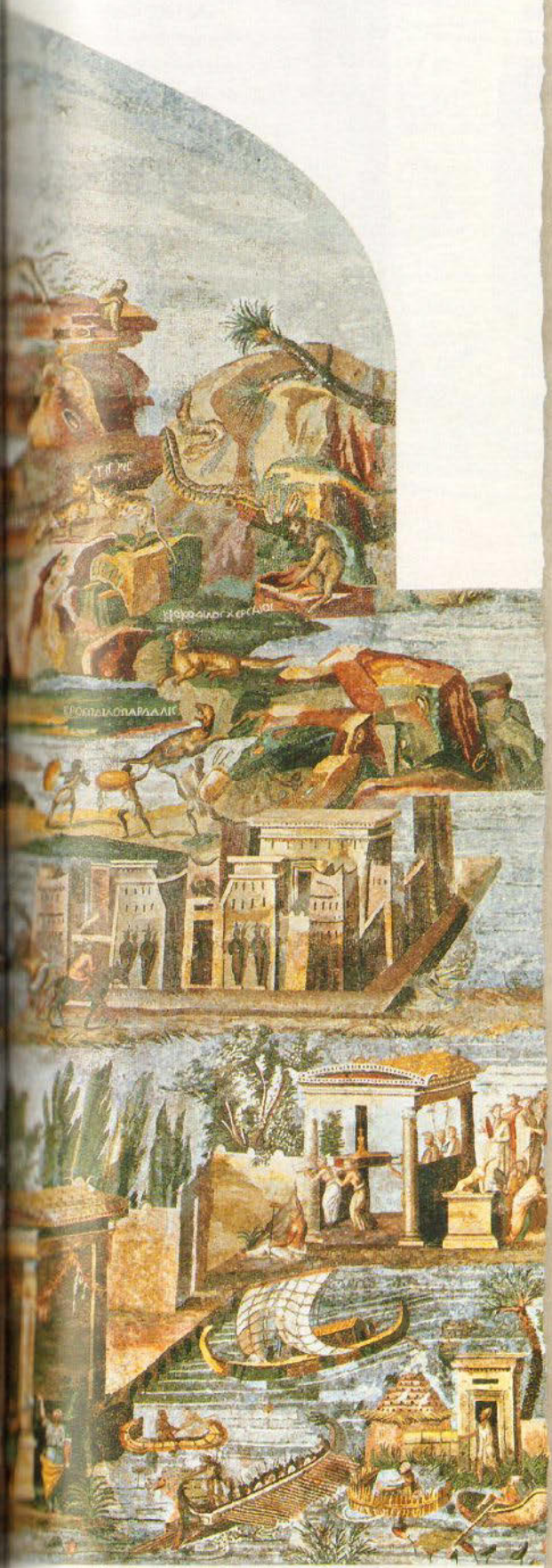
Viele Generationen lang werden sie sich auf die Vollmachten stützen können, mit denen Roms erster Kaiser im Jahr 23 v. Chr. seine Herrschaft endgültig konsolidiert hatte.

Und so folgen auf das halbe Jahrtausend der Römischen Republik nun knapp 500 Jahre des Kaiserreiches. □

Johannes Schneider, 31, Autor in Ecuador, fragte sich beim Schreiben, wie Roms Geschichte wohl verlaufen wäre, wenn ein weniger talentierter Mann als Augustus den Bürgerkrieg für sich entschieden hätte.



Auch Ägypten gehört, seit 30 v. Chr., zum Römischen Reich und wird schon bald zur Kornkammer – und damit wichtigsten Provinz – des Im Präfekten, der direkt dem Kaiser untersteht. Einer illustrierten Landkarte gleich zeigt dieses Mosaik das Niltal mit seinen Tempeln vom Delta



periums. Verwaltet wird das Nilland von einem im Norden (unten) bis Äthiopien im Süden (oben)

IM ZENTRUM DER MACHT



Das Wort des römischen Kaisers gilt um 40 n. Chr. von der Kanalküste bis nach Nordafrika, von Spanien bis ans Schwarze Meer. Als letzte Instanz gebietet er über Recht, Wohlstand, Frieden und Glauben von etwa 55 Millionen Untertanen. Um diese gewaltige Aufgabe zu bewältigen, hatte bereits Augustus einen Stab Berater um sich, doch erst Kaiser Claudius wird die Verwaltung des Reiches perfektionieren

VON REYMER KLÜVER



Der Beamtenapparat ist gut organisiert: Schreiber notieren jeden Beschluss, Kopisten und Archivare legen Akten an, Sekretäre entscheiden, was dem Kaiser wann vorgelegt werden muss (Grabrelief, 2. Jh.)

Der Kaiser zieht die Augenbrauen hoch, legt seine breite Stirn in Falten. Jede seiner Gesten, jede Bemerkung lässt erkennen, wie sehr ihm die Bittsteller lästig sind, die sich gerade vor ihm bis zum Boden verneigt haben. Er, Gaius Caesar Augustus Germanicus, von Spöttern Caligula genannt („Stiefelchen"), hat eigentlich gerade Angenehmeres zu tun, als sich mit den Klagen von ein paar Juden aus Alexandria zu beschäftigen.

Philo, dem hochangesehenen Gelehrten und Anführer der Delegation aus der Stadt im fernen Ägypten, entgeht die schlechte Stimmung des Kaisers keineswegs. Aufmerksam hat er alles notiert – und sein Bericht über die Gesandtschaft überdauert die Jahrtausende.

Caligula hält an diesem Tag auf dem Esquilin-Hügel im Osten Roms Audienz, in den berühmten Gärten des Aelius Lamia. Seit Zeiten seines Urgroßvaters Augustus befindet sich ein Teil der Grundstücke auf dem Esquilin in kaiserlichem Privatbesitz. Jetzt will Caligula die Gärten des Lamia inspizieren. Er hat die Aufseher schon zu sich rufen lassen.

Von Gemach zu Gemach zieht er durch die eleganten Sommerhäuser. Treppauf, treppab. Die Aufseher, seine Berater und die Delegation der Juden immer im Gefolge. Und obendrein eine weitere Abordnung aus Alexandria – Griechen, die mit den Juden in blutigem Streit liegen und dem Kaiser ihre Sicht der Dinge vortragen wollen. Doch im Moment hat er dafür kein Ohr.

Caligula ist ungnädig, nichts ist ihm gut genug. Hier will er Bilder an der Wand sehen, dort sollen die Räume noch prunkvoller eingerichtet werden. Und die Fenster im großen Saal sollen unbedingt kostbar verglast werden. Plötzlich aber dreht er sich zu den Petenten um und herrscht sie an: „Warum weigert ihr euch, Schweinefleisch zu essen?"

Die fünf Emissäre aus Alexandria wissen, dass ein Wort dieses bleichen, grausamen Mannes genügt, sie zu Todgeweihten zu machen. Erst ein paar Wochen zuvor, so wird berichtet, hat Caligula eigenhändig ein paar seiner Freunde, mit denen er gerade noch gefeiert hatte, ins Meer geworfen und ist dann in einem Boot so lange über sie hinweggefahren, bis einige von ihnen ertranken. Und heißt es nicht, er habe seinen Schwiegervater hinrichten lassen, nur weil er der Ratschläge des Alten überdrüssig geworden war?

Deshalb beginnen die fünf mit aller Vorsicht, sich zu erklären. Unwirsch unterbricht der Imperator sie: „Wir wollen hören, was ihr über eure Bürgerrechtsansprüche zu sagen habt."

Die Männer um Philo sind von der jüdischen Gemeinde in Alexandria in einer ernsten Angelegenheit nach Rom geschickt worden. Sie sollen beim Kaiser das Bürgerrecht für die Juden in der Stadt an der Mittelmeerküste erwirken und somit den Schutz vor Verfolgungen.

Denn zwei Jahre zuvor ist die Gemeinschaft Opfer eines Pogroms geworden. Häuser wurden geplündert, wohl Tausende Juden erschlagen, gekreuzigt, verbrannt. Frauen mussten im Amphitheater der Stadt unter dem Gejohle der fanatischen Menge Schweinefleisch essen. Und Roms Statthalter Aulus Avillius Flaccus hatte dem nicht nur tatenlos zugeschaut, sondern den Mob sogar zu den Übergriffen angestachelt.

Zwar hat Caligula mittlerweile Flaccus abberufen. Aber die Lage ist nach wie vor bedrohlich.

Der Einzige, der den Juden unter diesen Umständen künftig Sicherheit bieten könnte, wäre der Kaiser. Sein Machtwort würde alles verändern.

Doch noch ehe die Emissäre ihre Argumente vollends vortragen können, unterbricht sie Caligula und entlässt sie abrupt. Ohne jeden Bescheid.

So endet in der zweiten Hälfte des Jahres 40 n. Chr. die Audienz des Philo von Alexandria beim Herrn der Welt.

Nur wenige Monate später ist Caligula tot, am 24. Januar 41 im Alter von 28 Jahren von Offizieren der kaiserlichen Schutzgarde mit Schwertern niedergemetzelt. Zu viele Feinde hat sich der Kaiser in seiner nur drei Jahre und zehn Monate währenden Herrschaft gemacht. Zahlreiche Römer waren seinem Misstrauen zum Opfer gefallen. Zu viele Menschen in seiner nächsten Umgebung fürchteten um ihr Leben.

Die Delegation der Juden aber, die erst über Monate in Rom auf die Audienz gewartet hatte und seit ihrer Visite auf dem Esquilin einem kaiser-

Am Nil finden die Römer eine funktionierende Bürokratie vor. Wie wohl in allen anderen eroberten Provinzen mit städtischen Strukturen lassen sie den Behördenapparat weitgehend unangetastet und setzen einen Statthalter an die Spitze der Verwaltung. Dieses Detail aus dem Nilmosaik zeigt makedonische Soldaten



CALIGULA

Mit 24 Jahren wird Caligula 37 n. Chr. dritter Kaiser des Imperiums. Er ist ein Despot, aber empfängt dennoch persönlich Petenten, die ihn um Hilfe ersuchen – weil jeder Kaiser auch Anwalt des Volkes ist



lichen Bescheid entgegenfiebert, hat nichts in Händen. Nichts, gar nichts hat sie offenbar erreicht. Tatsächlich aber ist die Sache noch nicht verloren: Am Ende werden die Juden von Alexandria eine Antwort bekommen.

Denn der Behördenapparat hinter dem römischen Herrscher vergisst nichts. Schreiber haben bei der Audienz alles auf Wachstafeln notiert, Kopisten die Protokolle auf Papyrusrollen übertragen, Archivare für den Vorgang Akten angelegt – und Sekretäre gesichtet, was davon der Kaiser entscheiden muss, ganz gleich, wer Roms Herrscher ist.

Ein paar Monate später wird Kaiser Claudius die Entscheidung fällen, die sein Vorgänger und Neffe Caligula versäumt hat – oder nicht treffen wollte.

Roms Herrscher gebieten über ein Reich, so mächtig und ausladend wie kein Zweites in jenen Jahren. Die etwa 35 Provinzen des Imperiums erstrecken sich von der Kanalküste im Nordwesten Europas bis tief nach Syrien, vom Atlas-Gebirge in Nordafrika bis zum Schwarzen Meer. Es umspannt Wüsten und undurchdringliche Wälder, fruchtbare Auen und karge Steppen; dicht besiedelte Gebiete wechseln mit menschenleeren Regionen ab.

So unterschiedlich wie die Landschaften sind die Einwohner. Erben uralter Hochkulturen an Euphrat, Tigris und Nil sind darunter, aber auch Bauern, Krieger, Nomadenstämme.

Es ist ein Gewirr aus Völkern, Sprachen, Religionen. Vermutlich leben rund 55 Millionen Menschen im Imperium, von denen allerdings die wenigsten das volle römische Bürgerrecht besitzen, das ihnen Steuern erlässt und das Recht gibt, Gerichte anzurufen.

Der Tavernenbesitzer in Pompeji, der Gelehrte in Griechenland, die Hathor-Priesterin in Ägypten, der Handwerkssklave in Gallien: Sie alle genießen die *pax Romana*, den Frieden, den ihnen der Kaiser als *pater patriae*, „Vater des Vaterlandes", mit seinen 300 000 Soldaten garantiert.

Wie aber lässt sich dieses Riesenreich bürokratisch im Griff behalten in einer Zeit, da Botschaften zu Land oder zu Wasser mitunter Monate unterwegs sind? In der Schiffe Stürmen wie Piraten im Mittelmeer trotzen müssen und nicht selten verloren gehen? In der Regen die Straßen Galliens in Sümpfe, Hitze die Flüsse Spaniens in Rinnsale verwandeln kann und Schnee Bergpässe unpassierbar macht?

Die Lösung ist einfach: Roms Herrscher treffen nur die wichtigsten Entscheidungen persönlich, die Hauptlast ihrer Aufgaben delegieren sie.

So überlassen die Kaiser die Verwaltung weitgehend ihren Untertanen selbst, vor allem den wohlhabenden Bürgern in den vielleicht 2000 Städten des Imperiums. Die Kommunen bilden



die unterste administrative Ebene des Römischen Reiches, und deren Magistrate übernehmen die elementarsten staatlichen Aufgaben.

Sie sorgen für Ordnung und für Ruhe, treiben Steuern für Rom ein, erheben Zölle, sprechen Recht – und sitzen bei den Spielen in den Amphitheatern auf der Honoratiorentribüne.

Sie unterhalten die Überlandstraßen und den imperialen Postverkehr, beherbergen Reisende auf offizieller Mission, quartieren durchziehende Truppen ein.

Die Magistrate werden vielerorts vom Rat der Stadt meist auf ein Jahr gewählt. Sie sind nur dem Rat Rechenschaft schuldig sowie den Stellvertretern des Kaisers – und dem Herrscher selbst.

Geld bringt eine Magistratur ihren Inhabern nicht ein. Im Gegenteil, sie müssen dafür zahlen, etwa indem sie Spiele zur Unterhaltung des Volkes veranstalten. Sämtliche Kosten ihres Amtes bestreiten sie selbst. Daher gibt es immer wieder Probleme mit der Korruption, ist Kontrolle notwendig.

Beaufsichtigt werden die Städte von den Statthaltern der Provinzen, unterstützt von Finanzbeamten sowie einem großen Stab von Vertrauten und Untergebenen.

Private Schreiber, persönliche Freunde und Fachleute für die einzelnen Ressorts unterstützen die Statthalter bei ihrer Arbeit. Dazu kommen örtliche Schreiber und Angestellte, etwa Boten, sowie die Helfer für die vorgeschriebenen sakralen Handlungen: Musiker, Opferschlächter, Eingeweideschauer.

Es ist also eine ganze Heerschar von Männern, die die Macht des Kaisers in der Provinz zur Geltung bringt.

Die Stellvertreter Roms sind die Herren über Leben und Tod; nur sie – und natürlich der Kaiser selbst – dürfen Todesurteile sprechen. So soll etwa ein knappes Jahrzehnt vor Caligulas Sturz der Präfekt Pontius Pilatus in Judäa einen gewissen Jesus von Nazareth wegen aufrührerischen Verhaltens zum Tod am Kreuz verurteilt haben. Er tat es offenkundig zögernd, auf Betreiben der jüdischen Priesterschaft. Doch das Todesurteil konnte nur er fällen als Vertreter des Imperiums.

Gemessen an der Größe des Römischen Reiches, ist es ein erstaunlich kleiner Kreis, auf den der Kaiser sich stützt. Nur ein paar Hundert Männer entscheiden über das Leben von Millionen. Neben den Statthaltern und den kaiserlichen Finanzbeamten in den Provinzen gehören zu dieser Elite die Präfekten in den Städten Italiens sowie die hohen Beamten in den Behörden, etwa der Aquäduktverwaltung. Sie alle handeln im Namen des Kaisers. Ihm allein sind sie Rechenschaft schuldig.

Nur Probleme, die sie nicht lösen können oder wollen, gehen direkt an ihn. So wie alle Anfragen der Untertanen und Bürger auch.

Monumentale Statuen des ägyptischen Totengottes Osiris flankieren den Eingang zu einer gewaltigen Tempelstadt. Als oberster Priester ist der Kaiser auch für alle sakralen Angelegenheiten im Reich zuständig – wie fremdartig der jeweilige Kult auch sein mag



CLAUDIUS

Unter dem Nachfolger Caligulas erhält das Imperium drei mächtige Zentralbehörden: die Ämter für Finanzen, für die kaiserliche Korrespondenz und für die Beschwerden der Bürger

Denn der Herrscher ist die letzte Instanz. Die Welt erwartet von ihm Antworten auf Fragen, wenn niemand mehr weiterweiß. Den Bau des Hochseehafens von Ostia muss er ebenso regeln wie die Markttage auf seinen Gütern. Er muss über die Rechtmäßigkeit einer Steuer auf Nägel befinden und über korrupte Beamte richten. Er empfiehlt Eibensaft bei Schlangenbissen und stellt den Totschlag von Sklaven unter Strafe. Hungerunruhen in Rom beschäftigen ihn genauso wie die blutigen Auseinandersetzungen zwischen Juden und Griechen in Alexandria.

Der Kaiser ist oberster Richter und Priester, Finanzchef des Imperiums und Oberbefehlshaber der Streitkräfte, zuständig für die Kanalisation der Hauptstadt wie für die Sicherheit des Reiches.

Ein einzelner Mann allein kann das nicht leisten. Bereits Augustus hat Berater, einen lockeren Kreis von Vertrauten. Sein Nachfolger Tiberius stellt offenbar einen Freigelassenen eigens dafür ab, Bittschriften der Untertanen entgegenzunehmen. Auch Caligula verlässt sich auf seine Büroleiter.

Doch erst dessen Nachfolger Claudius verschafft dem Imperium drei mächtige Behörden, die fortan sicherstellen, dass alle Fäden im Reich auch wirklich am Hof zusammenlaufen: die kaiserliche Finanzbuchhaltung, das Sekretariat sowie das Beschwerdeamt.

Gemeinsam bilden sie die Schaltzentrale, die das Römische Reich über Jahrhunderte regierbar macht.

TÄGLICH TREFFEN IM Kaiserpalast auf dem Palatin Boten der Staatspost ein. Sie bringen Sendschreiben aus allen Teilen des Reiches, aus Brigantium (La Coruña) in Galicien und Bonna (Bonn) am Rhein, aus Trapezus (Trabzon) am Schwarzen Meer und Memphis (Mitrahine) am Nil. Hausboten verteilen die Nachrichten auf die Büros der Zentralbehörden. Abrechnungen, Bilanzen, alle Fragen zu den Finanzen der Provinzen gehen an die Abteilung *a rationibus*.

Tabularii addieren hier Zahlenkolonnen auf Papyrus oder Wachstafeln. Jeder Buchhalter dirigiert eine Heerschar von Helfern für Handlangerdienste und Botengänge.

Die Beamten kontrollieren die Bilanzen der Provinzen. Sie überwachen den Eingang von Sondersteuern, der Abgaben der kaiserlichen Domänen und der Erträge aus den kaiserlichen Bergwerken. Sie wissen, wie es um die Finanzen des Reiches steht. Und müssen im Zweifel Rechenschaft ablegen, wohin das Geld geflossen ist.

Die Korrespondenz des Kaisers erledigt das Sekretariat *ab epistulis*. Jede Anfrage der Statthalter an den Imperator, jede seiner Verwaltungsanordnungen an die kaiserlichen Beamten geht durch diese Kanzlei und ihre Schreibstube. Von hier aus hält der Kaiser Kontakt zu seinen Truppenkommandeuren.

Die Kanzlei schickt beispielsweise die Anweisungen von Claudius hinaus, dass künftig in Ostia, dem Hafen Roms, eine Kohorte der römischen Feuerwehr zu stationieren ist, wie auch sein Edikt, vor einer guten Weinernte ausreichend Fässer mit Pech abzudichten.

Bittschriften indes und Klagen über Behördenwillkür liefern die Boten an das Beschwerdeamt *a libellis* aus.

Tausende von Anliegen gehen hier ein – so die Klage eines Mannes, den das merkwürdige Schicksal getroffen hat, dass seine Sklaven ihn kurzerhand selbst als Sklaven verkauft haben. Oder Petitionen wie die der Juden aus Alexandria, bei denen es um das Schicksal Tausender von Menschen geht.

Jeder kann sich an die Libell-Kanzlei wenden: Männer und Frauen, mit römischem Bürgerrecht oder ohne, selbst Sklaven, falls ihr Anliegen besonders wichtig ist. Nur Standespersonen nicht, Ritter und Senatoren; sie haben im Zweifel direkten Zugang zum Herrscher, im Senat oder als seine Gäste bei Banketten.

Wie einst in der Republik der Volkstribun die Interessen des einfachen Volkes zu vertreten hatte, ist der Kaiser nun Volkstribun kraft Amtes. Als oberster Anwalt des Volkes hat er die Pflicht, Unrecht zu korrigieren. Und so bleibt vermutlich keine Anfrage ohne Antwort.

Eine Voraussetzung dafür gibt es allerdings: Jeder muss sein Anliegen persönlich oder durch einen Vertrauensmann vortragen. Und es empfiehlt sich, alles schriftlich festgehalten zu haben.

Die Audienzen beim Kaiser können dabei durchaus turbulent verlaufen, so wie die der Delegation aus Alexandria. Stets umgibt ein Gefolge aus Leibwächtern, Sekretären und Höflingen den Herrscher. Nur wer Glück hat, findet sei-

ne Aufmerksamkeit. Antworten gibt er manchmal im Vorübergehen. Verloren aber gehen sie nicht. Denn wahrscheinlich protokollieren *notarii* und *librarii*, die ihn umschwirren, mit Schreibgriffeln seine Worte auf Wachstafeln – damit sie später in den Akten vermerkt und veröffentlicht werden können.

Eher komplizierte Fragen wägt der Kaiser gemeinsam mit seinen Juristen ab. Die Sekretäre der Libell-Kanzlei arbeiten dann eine schriftliche Antwort aus. Mindestens vier, fünf solcher Schreiben legt das Beschwerdeamt dem Kaiser im Schnitt pro Tag vor. Der Herrscher bestätigt den Text mit einer handgeschriebenen Formel: „recognovi", „ich habe überprüft", oder „rescripsi", „ich habe geantwortet".

Noch einmal setzt sich der Apparat in Bewegung: Kopisten schreiben die Reskripte ab. Boten schwärmen aus und hängen den Bescheid öffentlich auf den Foren der Städte aus. Damit erlangen die Schreiben Rechtskraft. Und dort können die Petenten dann nachlesen, wie der Kaiser in der Sache entschieden hat.

Aber so effektiv die kaiserlichen Kanzleien unter Caligula und Claudius zu arbeiten beginnen, so anfällig ist die Verwaltung noch. Denn die Macht der drei Leiter von Finanzbuchhaltung, Sekretariat und Beschwerdeamt ist gewaltig; de facto sind sie ja so etwas wie des Kaisers Kabinett.

Sie bestimmen, was dem mächtigsten Mann Roms vorgelegt wird, mit welchen Vorgängen er sich befasst. Sie leiten die Weisungen des Herrschers an seine Beamten und Legionen weiter.

Zwar kennt Claudius die drei Männer schon lange, denen er die Posten gibt. Sie alle sind ehemalige kaiserliche Sklaven. Ihnen vertraut er, soweit er überhaupt jemandem in seiner vor Intrigen reichen Welt trauen kann. Und doch treiben alle drei ihr eigenes Spiel.

Bereits wenige Jahre nach dem Regierungsantritt von Claudius ist der Freigelassene Marcus Antonius Pallas ein reicher Mann. Auf 300 bis 400 Millionen Sesterzen wird das Vermögen des Chefs der Buchhaltung geschätzt – eine enorme Summe, fast so viel wie der Jahressold für die Armee des Imperiums.

Claudius weiß, dass sein Finanzminister Geld abzweigt. Als er einmal über die leeren Staatskassen klagt, bedeutet man ihm, dass er eigentlich im Geld schwimmen könnte – wenn er sich nur an Pallas halten würde. Aber der Kaiser geht nicht weiter darauf ein.

Auch Gaius Iulius Polybius, der Sekretär der Libell-Kanzlei, ist ein Aufsteiger. Der einstige Sklave zeigt sich mit den angesehensten Repräsentanten des Staates. Selbst Konsuln nehmen Polybius beim Gang durch die Stadt – demonstrativ – in ihre Mitte.

Ohne Zweifel ist er ein gelehrter Mann. Polybius hat Homer ins Latein und Vergil ins Griechische übertragen. Wegen seiner Verdienste hat ihm der Kaiser den Ehrentitel des Hofgelehrten *a studiis* verliehen. Aber sein Ansehen gründet sich vor allem auf sein Amt in der Libell-Kanzlei und die Macht, die es ihm verleiht. In Rom geht sogar das Gerücht um, dass sich die Kaisergattin Valeria Messalina den verheirateten Familienvater zum Gespielen auserkoren hat. Claudius merkt nichts davon oder lässt es zumindest geschehen.

Allerdings wird Polybius das Verhältnis nicht überleben: Als Messalina Jahre später seiner leid wird, beschuldigt sie ihn todeswürdiger Staatsverbrechen. Claudius lässt ihn hinrichten.

Die dritte Zentralbehörde, zuständig für kaiserliche Korrespondenz, leitet der Freigelassene Narcissus. Auch er ist zu ungeheurem Reichtum gelangt und zu größtem Einfluss. Sein Wort, so heißt es, kann Leben kosten.

Sogar das der Kaiserin. Nachdem Messalina Polybius zu Fall gebracht hat, versuchen Narcissus und Pallas, sie aus dem Weg zu räumen, bevor ihnen Ähnliches zustößt. Also berichtet Narcissus seinem Patron von deren Ausschweifungen und flüstert Claudius zudem ein, dass Messalina ihn beseitigen wolle. Es ist ihr sofortiges Ende. Ein Offizier der Armee ersticht Messalina im Herbst 48, wohl mit Billigung des Kaisers.

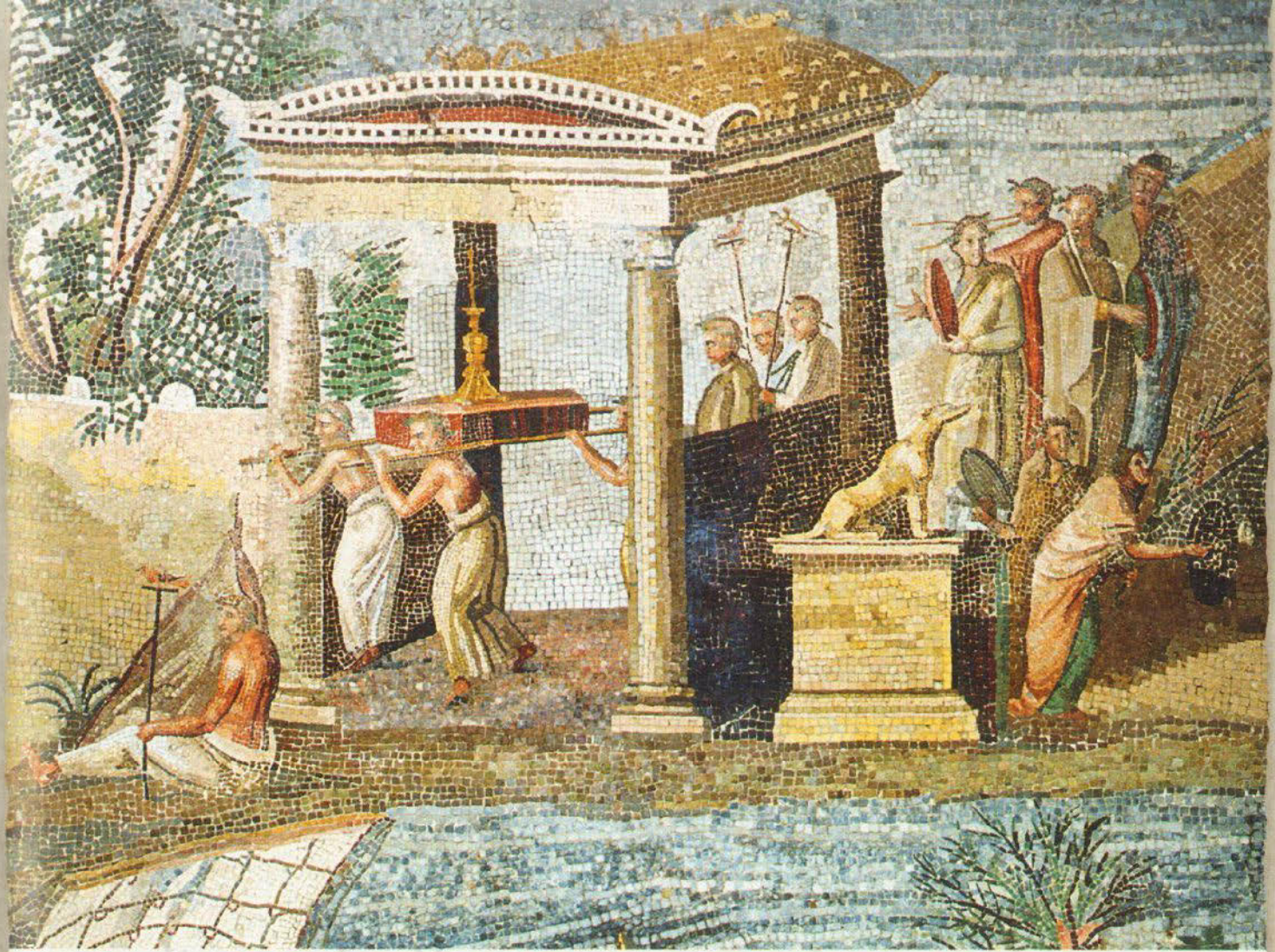
Das Vertrauen des Herrschers in Pallas, Narcissus und den Nachfolger des unglücklichen Polybius, den Freigelassenen Gaius Iulius Callistus, ist ungebrochen. Er beauftragt die drei Behördenleiter sogar, ihm eine neue Frau zu suchen. Weil sich die Berater nicht auf eine Kandidatin einigen können, entscheidet sich der Imperator auf Empfehlung von Pallas für Iulia Agrippina, die Mutter des späteren Kaisers Nero.

Priester halten am Nilufer eine feierliche Prozession ab, Musikerinnen begleiten sie. Die Kaiser des Imperium Romanum achten die Götter der Menschen in den eroberten Gebieten, solange die Gläubigen auch dem Herrscher angemessen huldigen



MESSALINA

Der Tod der Kaiserin beweist die Macht der obersten Bürokraten. Der Chef der Behörde für die kaiserliche Korrespondenz flüstert Claudius ein, seine Gemahlin wolle ihn stürzen. Daraufhin lässt der Herrscher ihre Ermordung 48 n. Chr. widerspruchslos geschehen



Und besiegelt damit sein eigenes Schicksal: Am 13. Oktober 54 stirbt Kaiser Claudius, vermutlich nach dem Genuss eines vergifteten Pilzgerichts. Nur Wochen danach lässt Agrippina Narcissus hinrichten. Acht Jahre später gibt Nero den Mordbefehl gegen Pallas, wohl um an dessen unermesslichen Reichtum zu gelangen. (Allein Callistus stirbt offenbar eines natürlichen Todes.)

Die drei Zentralbehörden aber bleiben bestehen. Die Kaiser Roms wissen, dass sie ihre Macht nicht allein der Schlagkraft ihrer Soldaten anvertrauen dürfen. Ihre Herrschaft muss den Bürgern Wohlstand bringen, soll sie akzeptiert werden. Dafür brauchen sie eine funktionierende Verwaltung. Die erst gibt dem Reich Stabilität.

Die Bedeutung der unter Claudius noch so mächtigen Freigelassenen indes nimmt ab. Angehörige des Ritterstandes – angesehene Männer von mindestens 400 000 Sesterzen Vermögen – stellen bald als neuer Beamtenadel die Leiter der Zentralbehörden.

Und so sind es eben längst nicht mehr nur die Legionen, die die Größe des Imperiums sichern. Die Beamten des Kaisers, die Skribenten und Kopisten, die Archivare und Buchhalter, sie alle garantieren die Verlässlichkeit Roms.

Auch die Juden aus Alexandria erhalten im Herbst 41 schließlich Nachricht. Der Kaiser, bei dem sie auf dem Esquilin vorgesprochen haben, mag tot sein. Doch der neue Herrscher kennt ihr Anliegen genau, aus den Akten und durch weitere Eingaben, die ihn zwischenzeitlich aus Ägypten erreicht haben.

Claudius schickt einen ausführlichen Brief nach Alexandria (die Kopie auf Papyrus hat sich der Nachwelt erhalten). Darin fordert er beide Seiten zu friedlichem Zusammenleben auf. Während die griechischen Alexandriner sich ihren jüdischen Mitbürgern gegenüber künftig respektvoll verhalten sollen, wird den Juden zur Auflage gemacht, nicht mehr als die ihnen bisher zugestandenen Privilegien einzufordern und zudem keine weiteren Juden in die Stadt zu holen.

Zugleich weist Claudius sie „ausdrücklich" darauf hin, dass sie sich unterstehen sollten, wieder eine Delegation nach Rom zu schicken. Die Botschaft ist eindeutig: Mit dem Bescheid sollen Alexandrias Juden nun zufrieden sein – und den Kaiser fortan in Ruhe lassen. □

Literaturempfehlung: François Jacques/ John Scheid, „Rom und das Reich der Hohen Kaiserzeit, Bd. 1 – Die Struktur des Reiches", Teubner: gut lesbares Handbuch zu wirklich allen Belangen der Reichsverwaltung, von der politischen Ordnung über die Besoldungsstufen der Beamten bis zur Heeresorganisation.

Reymer Klüver, 51, ist US-Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung". Für ihn war faszinierend zu beobachten, dass eine Weltmacht ihre Stellung nicht nur militärischer Stärke verdankt, sondern schlicht auch bürokratischer Überlegenheit. Gerade ist sein neues Buch erschienen (mit Christian Wernicke): „Amerikas letzte Chance – Warum sich die Weltmacht neu erfinden muss" (Berlin Verlag).



KRAFTSTOFF SPAREN.
ENERGIE ZURÜCKGEWINNEN.
FREUDE FREISETZEN:
DER BMW ACTIVE HYBRID 3.

Wenn wir an die Zukunft denken, denken wir an innovative Technologien und an Fahrfreude.
Aus dieser Überzeugung heraus haben wir den neuen BMW ActiveHybrid 3 entwickelt.
Steigen Sie ein und erleben Sie, was es bedeutet, mit Freude an die Zukunft zu denken.

DYNAMIK BEGINNT IM KOPF.
WWW.BMW.DE/MARKE

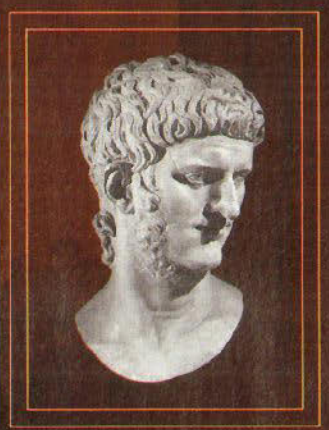
Kraftstoffverbrauch in l/100 km (innerorts/außerorts): Werte noch nicht verfügbar. Kraftstoffverbrauch in l/100 km (kombiniert): < 6,4. CO_2-Emission
um voraussichtliche, noch nicht offiziell bestätigte Werte, die auf Basis des ECE-Testzyklus ermittelt wurden. Abbildung zeigt Sonderausstattungen



BMW EfficientDynamics
Weniger Verbrauch. Mehr Fahrfreude.

g/km (kombiniert): < 149. Bei den Angaben handelt es sich

Oh

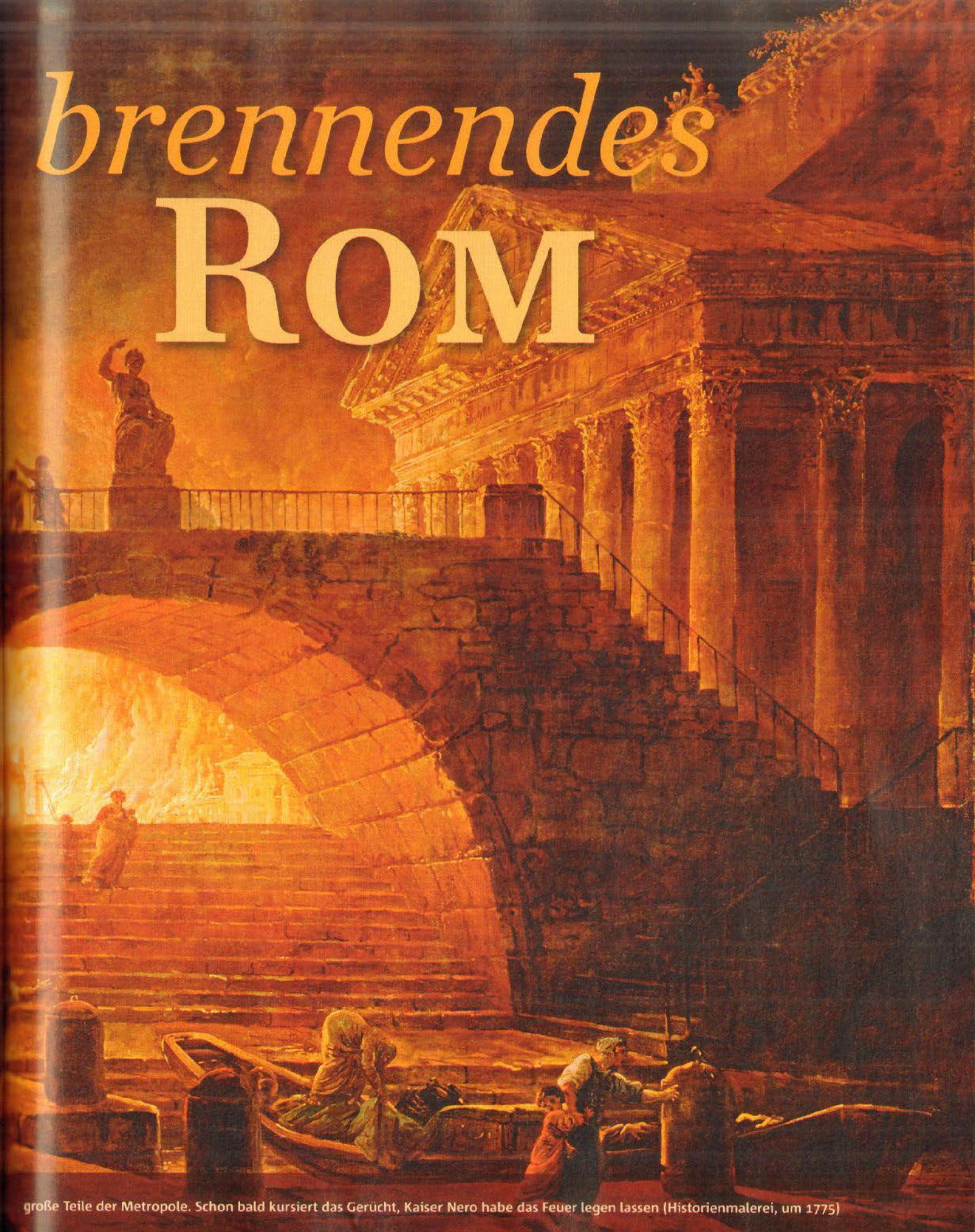


Kein Herrscher der Antike hat einen so schlechten Ruf wie Nero: Der ab 54 n. Chr. regierende Kaiser gilt vielen bis heute als Ungeheuer, das den Mord an der eigenen Mutter befahl, Rom anzündete, die Katastrophe besang und die Christen für sein Verbrechen büßen ließ. Doch die wahre Geschichte des Cäsaren ist eine andere

VON JOHANNES STREMPEL

In der Nacht auf den 19. Juli 64 bricht in Rom ein Brand aus und zerstört

brennendes ROM



große Teile der Metropole. Schon bald kursiert das Gerücht, Kaiser Nero habe das Feuer legen lassen (Historienmalerei, um 1775)

Im Gedächtnis der Zeit bleibt ein Bild, das in seiner vernichtenden Wucht alle anderen Bilder erdrücken muss. Das aus seinem Gegenstand nicht nur ein Ungeheuer macht, sondern auch noch einen Narren. Und aus einer Tragödie eine Farce.

Dieses Bild zeigt Nero, den irrlichternden Cäsar, wie er über Treppenfluchten auf das Dach seines Palastes eilt, von wo sich der beste Ausblick auf das weithin brennende Rom bietet. Wie er, gekleidet in die Tracht eines Musikers, die Schönheit der Flammenglut lobt und Melodien auf der Kithara anstimmt. Wie er selbst komponierte Verse vom Untergang Trojas singt und dabei doch eigentlich Rom meint, seine Hauptstadt, die auf des Kaisers eigenen Befehl in Brand gesteckt wurde.

Kaum ein antiker Schriftsteller hat dieses Bild, das als bloßes Gerücht in den rauchenden Ruinen der Stadt seinen Beginn genommen haben mag, je angezweifelt. Zu zwingend verband sich darin das Motiv vom Schurken mit dem der Witzfigur, dem Herrscher ohne Würde, der sich als Künstler sah.

Nero steht in der Weltgeschichte als der Kaiser, dem alles zuzutrauen war, und das Niederbrennen Roms macht nur einen Punkt aus auf der langen Liste seiner Abscheulichkeiten.

Hat er nicht erst mit der eigenen Mutter geschlafen (unwahrscheinlich) und sie dann ermordet? (Ja.) Seinen Stiefbruder umbringen lassen, seine beiden Gattinnen und zahllose Unschuldige? (Ja.) Mit brennenden Christenmenschen als lebende Fackeln seine Gärten geschmückt (ja), einen jungen Mann kastrieren lassen, um ihn dann zur Ehefrau zu nehmen (vielleicht), und zuletzt gar geplant, den gesamten Senat zu vergiften und wilde Tiere auf die Bürger Roms zu hetzen? (Vielleicht.)



Ist der KAISER *geistig umnachtet?*

Der Zeitgenosse Plutarch warf Nero vor, um ein Haar das gesamte Reich in den Abgrund gestoßen zu haben, dem Geschichtsschreiber Aurelius Victor verursachte der Gedanke an den Kaiser „Scham und Ekel". Plinius der Ältere nannte ihn „Feind des Menschengeschlechts" und „Gift der Welt", und für die christlichen Autoren der Spätantike und des Mittelalters war Nero der „schlechteste Mensch aller Zeiten", der „Sohn des Teufels", der Antichrist.

Wenn man sich die Galerie der römischen Kaiser, die über fünf Jahrhunderte hinweg die Welt beherrschten, als eine lange, lichte Wandelhalle von Porträts vorstellt, dann ist ein dunkler Seitenkorridor reserviert für diejenigen, die nicht nur schlecht waren oder unfähig, sondern Geisteskranke, Umnachtete und Wüstlinge, allesamt geschlagen vom „Cäsarenwahn".

Neben Nero findet sich dort ein Bildnis von Caligula (Regierungszeit 37–41), Neros Onkel und Vorvorgänger, der sich damit brüstete, Konversation von gleich zu gleich mit der Mondgöttin zu führen, und sein Lieblingspferd zum Konsul erheben wollte.

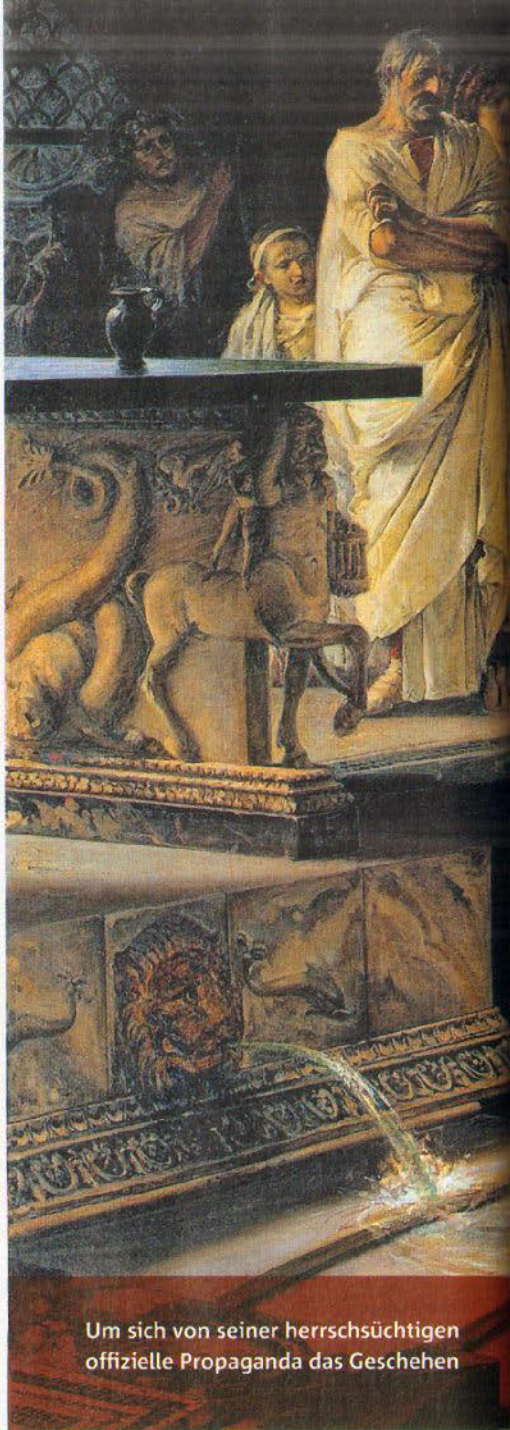
Zur anderen Seite Neros thront Kaiser Domitian (81–96), der seine Nichte verführte, alle Philosophen aus Rom verbannte und seine Tage damit verbrachte, Fliegen zu fangen und aufzuspießen.

Dann Commodus (180–192), der sich als wiedererschienener Halbgott Herkules verehrt wissen wollte, sich dessen Attribute Löwenfell und Keule bis ins Theater hinterhertragen ließ und die Monate nach seinen eigenen Namen und Titeln umbenannte.

Schließlich Elagabal (218–222), der einen Gott seiner syrischen Heimat zum höchsten des Reiches erhob, ihm Kinder opferte und in der Barbarentracht eines syrischen Priesters Orgien feierte.

Sie alle wahnsinnige Monstren – unberechenbar, grausam und zu den schlimmsten Taten fähig.

So wird es in den antiken Quellen berichtet. Die moderne Forschung allerdings ist in den letzten Jahrzehnten zu einem ganz anderen, überraschenden Schluss gekommen. Eine Gruppe von

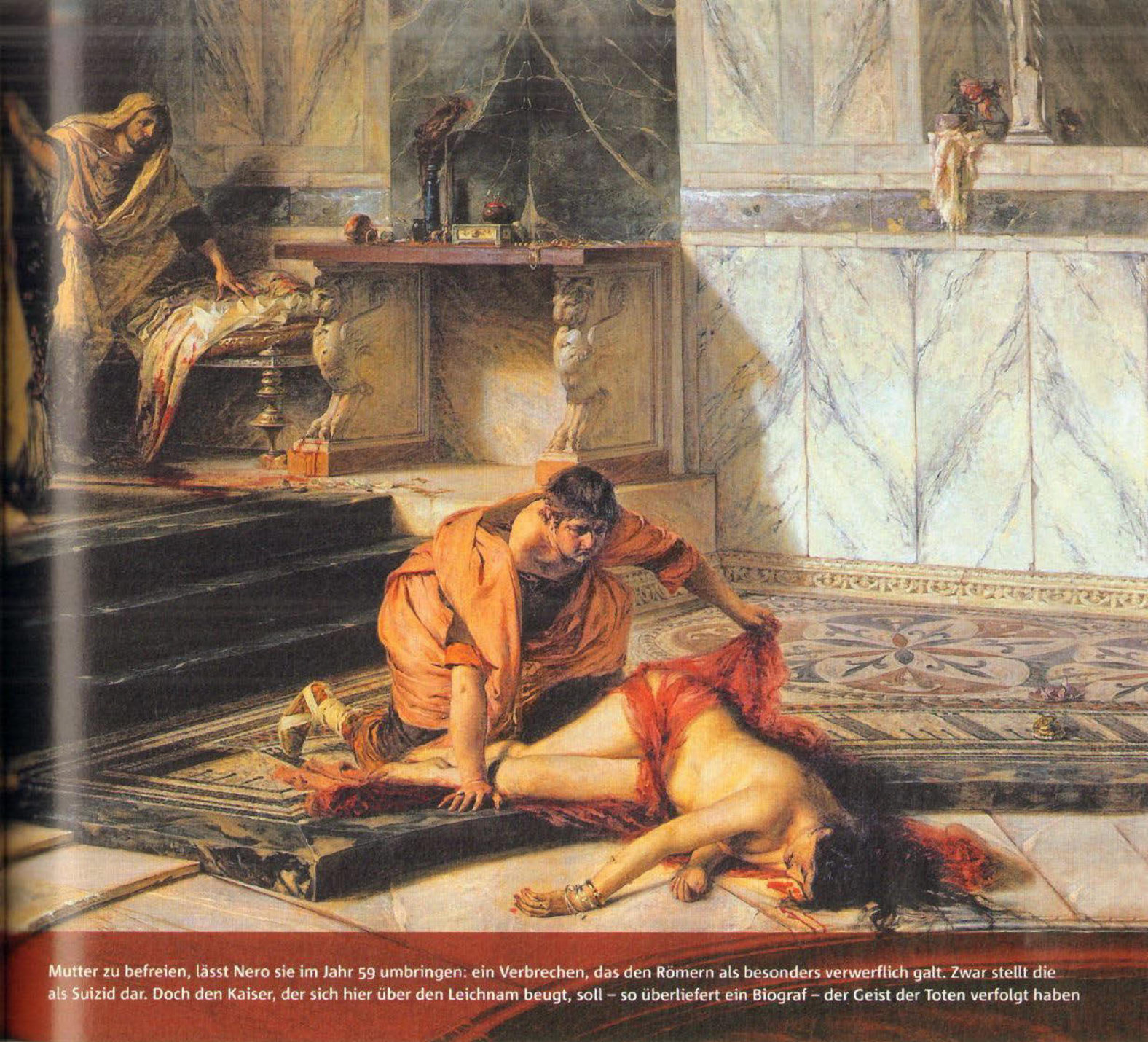


Um sich von seiner herrschsüchtigen offizielle Propaganda das Geschehen

Wissenschaftlern meint: Den Cäsarenwahn hat es überhaupt nicht gegeben.

Weder Nero noch Caligula, Domitian, Commodus oder Elagabal seien geisteskrank gewesen. Exzentrisch wohl alle, einige unfähig oder überfordert, doch keiner, so der Heidelberger Althistoriker Christian Witschel, „verrückt im Sinne einer mentalen Deformation". Vielmehr hätte jeder, zumindest aus eigener Sicht, rational gehandelt.

Es war auch nicht so sehr die brutale Skrupellosigkeit, in der sich diese fünf



Mutter zu befreien, lässt Nero sie im Jahr 59 umbringen: ein Verbrechen, das den Römern als besonders verwerflich galt. Zwar stellt die als Suizid dar. Doch den Kaiser, der sich hier über den Leichnam beugt, soll – so überliefert ein Biograf – der Geist der Toten verfolgt haben

von anderen Kaisern unterschieden – schließlich scheute selbst der „Friedensfürst" Augustus in jungen Jahren nicht davor zurück, seine politischen Gegner in Massen ermorden zu lassen.

Als Wahnsinnige sind sie in die Überlieferung eingegangen, weil der Hass einer mächtigen Fraktion über sie gekommen war. Weil jeder von ihnen gegen ein ungeschriebenes Gesetz verstoßen hatte: das Gesetz, stets den Senat zu achten.

Das Prinzipat, wie es unter Augustus eingeführt wurde, war eine ebenso kunstvolle wie labile Konstruktion, deren einzelne Teile leicht aus dem Gleichgewicht geraten konnten. Im Grunde war der Kaiser ein Militärdiktator, doch durfte er seine Allmacht nie offen zeigen. Vielmehr hatte er sich den Senatoren gegenüber als *civis* zu geben, als Mitbürger. *Princeps* nannte sich Augustus, „Erster", zwar, aber als *primus inter pares*, „Erster unter Gleichen" in der „wiederhergestellten Republik".

Der erste Kaiser beherrschte diesen scheinheiligen Balanceakt mit der Aristokratie so meisterhaft, dass er mit gutem Grund auf dem Sterbebett um Beifall für seine Schauspielkunst bat.

Doch etliche seiner Nachfolger versuchten erst gar nicht, ihre Ausnahmestellung zu verbergen, und wollten nicht Rücksicht nehmen auf die Befindlichkeiten des Senats.

So lässt sich die Anekdote um Caligulas Pferd auch deuten als eine planvolle Demütigung der Senatoren: Seht her, so bedeutungslos sind die Ämter geworden, die ihr zu vergeben habt, dass sogar ein Tier sie ausfüllen könnte.

Domitian versetzte die Aristokraten in Angst und Schrecken, indem er sie zu



Nero erklärt die Christen, die wegen ihrer Riten den Römern ohnehin suspekt sind, für schuldig an dem Inferno: um von den Gerüchten lassen. Zahllose Gläubige werden gefoltert, ans Kreuz geschlagen – oder wie hier in den kaiserlichen Gärten als menschliche Fackeln ver

Gastmählern einlud, bei denen er selbst nichts zu sich nahm, hingegen alle misstrauisch beobachtete.

Und Commodus brach den Umgang mit dem Senat komplett ab, verschanzte sich im Palast und ließ die Regierungsgeschäfte von seinem Hofstaat erledigen.

Aus dem Kreise der Senatoren aber stammten die wichtigsten Geschichtsschreiber der Kaiserzeit – sie waren Teil einer Oberschicht, die nichts übler nahm als mangelnden Respekt.

Und so beurteilten Autoren, die den Senatoren nahe standen, die Cäsaren vor allem nach deren Verhältnis zum Ältestenrat: Wer den Erwartungen gefolgt war, galt als guter Kaiser, wer sich gegen die Aristokratie gestellt hatte, dessen Taten habe man „mit frischem Hass niedergeschrieben", wie der bedeutende Historiker Tacitus einräumte.

Wahres wurde aus dem Zusammenhang gerissen, Erfundenes eingefügt, Gerüchten willig Glauben geschenkt.

In einer Monarchie, die den Senatoren fast alles genommen hatte, erwies sich die Hoheit über die Erinnerung als ein letztes, mächtiges Instrument der Kontrolle. Und der Rache.

Als der soeben zum Kaiser ausgerufene Nero im Oktober des Jahres 54 seine erste Rede vor dem Senat hält, deutet noch nichts auf ein Zerwürfnis.

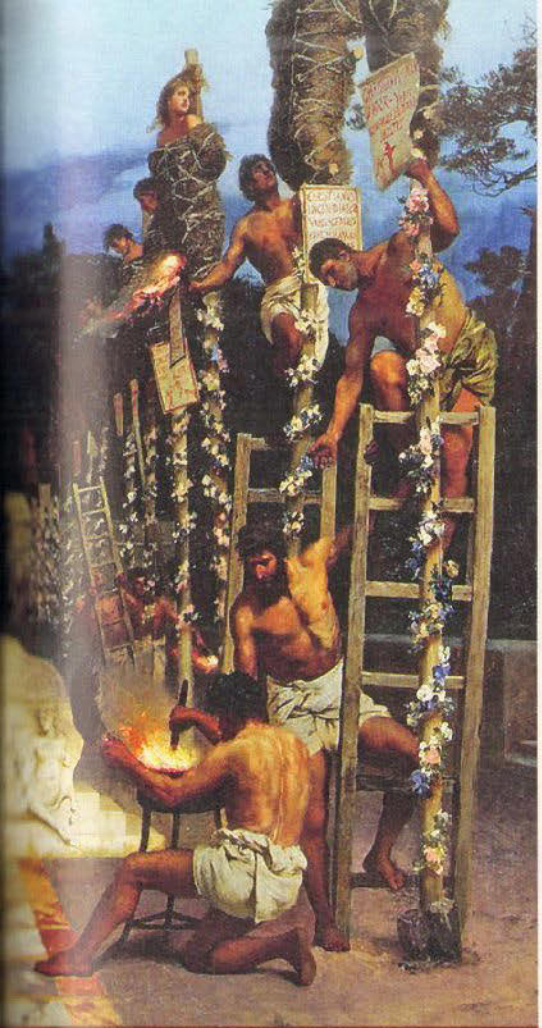
Im Gegenteil: Vor das Plenum tritt ein bescheidener, respektvoller Jüngling, der ankündigt, Entscheidungen stets in Absprache mit seinen Ratgebern treffen zu wollen und sich vom großen Vorbild des Augustus leiten zu lassen.

Dank seines jugendlichen Alters, sagt Nero, sei er nicht von Zwistigkeiten belastet, keine Hassgefühle, keine erlittenen Kränkungen bringe er mit. Der Senat solle, anders als unter seinem Vorgänger Claudius, die alten Kompetenzen zurückerhalten.

Die Gerechtigkeit sei auf das Forum zurückgekehrt, jubelt schon ein Dichter: „Die bejammernswerte Kammer des Senats wird nicht länger verwaist, das Gefängnis nicht mehr überfüllt sein."

Zwar mögen die Senatoren Neros Rede etwas verhaltener aufgenommen haben – große Versprechen bei Regierungsantritt sind sie ja gewöhnt. Doch Nero hält Wort: Er macht Schluss mit der Günstlingswirtschaft und der willkürlichen Rechtsprechung seines verhassten Vorgängers Claudius, die meisten Gesetze und Rechtsfälle werden jetzt wieder vor dem Senat verhandelt.

Er amnestiert adelige Gefangene, die zuvor in Ungnade gefallen waren, gewährt verarmten Senatoren finanzielle Hilfe, besucht regelmäßig die Sitzungen



abzulenken, er selbst habe Rom anzünden brannt (Ölgemälde von 1876)

des Ältestenrats und kennt Männer jeden Standes beim Namen.

Am Hof erzählt man sich von Neros angeborener Milde. Oh, könnte ich doch nicht schreiben, soll er geklagt haben, als er sein erstes Todesurteil als Princeps unterzeichnen musste.

Und Kaiser Trajan wird ein halbes Jahrhundert später über Neros erste fünf Jahre als Herrscher sagen: „Alle kaiserlichen Regierungen fielen sehr gegenüber dieser Epoche ab."

Aber ist es überhaupt Nero, der regiert? Er zählt noch keine 17 Jahre, als er ohne eigenes Zutun auf den Thron gehoben wird. Kaiser Claudius, sein Großonkel, ist überraschend gestorben, wahrscheinlich vergiftet von der eigenen Ehefrau: Agrippina, Neros Mutter.

Agrippina, geboren im heutigen Köln, gehört als Urenkelin des Augustus zum inneren Kreis der Herrscherdynastie. Die Intrigen des Hofes haben sie seit der Kindheit begleitet: Ihre Mutter und zwei Brüder beendeten ihr Leben als Gefangene im Exil oder im Kerker, sie selbst wurde wegen einer angeblichen Verschwörung für zwei Jahre auf eine Felseninsel verbannt. Agrippinas erster Gatte und Neros Vater, ein ehemaliger Konsul und berühmt für seine Faulheit, starb, als der Knabe drei Jahre alt war.

Von da an galt Agrippinas ganzer Ehrgeiz dem einzigen Sohn: Als sie mit Claudius vermählt wurde, überzeugte sie ihn, Nero zu adoptieren und ihm seine Tochter Octavia zur Verlobten zu geben. Zudem holte sie sich zwei Männer an den Hof, die ihrem Sohn nun beim Aufstieg an die Macht zur Seite stehen sollen.

Sextus Afranius Burrus, ein ehemaliger Militärtribun, kommandiert fortan die Prätorianergarde, die 6000 Mann starke Leibwache des Kaisers.

Und der berühmte Philosoph und Schriftsteller Lucius Annaeus Seneca, der unter Claudius in Ungnade gefallen war, kehrt auf Vermittlung Agrippinas aus der Verbannung auf Korsika in den Palast zurück und wird zu Neros wichtigstem Lehrer, der sich bemüht, ihn zu Milde und Bescheidenheit zu erziehen.

Es ist dieses Trio, das nach dem Ende von Claudius de facto die Macht übernimmt. So lässt Burrus Nero noch am Todestag des Kaisers auf einer Sänfte ins Prätorianerlager bringen, wo der junge Mann jedem Soldaten ein Geschenk von 15 000 Sesterzen verspricht – fünf Jahresgehältern – und dafür unter Jubel zum Imperator ausgerufen wird.

Die Prätorianergarde ist ein in der Hauptstadt stationierter Militärverband, ihre Loyalität ist entscheidend. Es spricht für die Machtlosigkeit der Senatoren, dass ihnen nichts anderes übrig blieb, als dem zuzustimmen.

Von Agrippina heißt es, dass sie mit dem Gedanken spielt, selbst vor die Prätorianer zu treten und die Macht an sich zu reißen. Aber als Frau bleibt ihr nur, mittelbar zu herrschen: durch den Sohn.

Das tut sie mit solcher Dominanz, dass mancher Bürger sich fragen mag, wer eigentlich neuer Cäsar ist. In der Öffentlichkeit schreiten Agrippina zwei Liktoren voraus – Amtsdiener, die nur höchsten Magistraten zustehen. Auf Münzen ist ihr Profil neben dem ihres Sohnes abgebildet, und bei einer Audienz will sie sich gar wie selbstverständlich neben Nero auf den Thron setzen.

Doch schon nach wenigen Monaten kommt es zu Spannungen zwischen Mutter und Sohn. Nero, der lange Zeit nicht zu widersprechen wagte, droht ihr zunächst nur damit, sich auf der Insel Rhodos ins Privatleben zurückzuziehen.

Als er bald darauf gegen den erklärten Willen der Mutter ein Verhältnis mit einer freigelassenen Sklavin eingeht, erkennt Agrippina, dass ihre Machtstellung zu schwinden droht.

Nun versucht sie, die Zuneigung des Sohnes durch Geschenke und Aufmerksamkeiten zurückzugewinnen. Schriftsteller werden gar von einem Inzest berichten, mit dem sie Nero noch stärker an sich binden will.

Doch vergebens: Der Kaiser zwingt sie, in einen Palast außerhalb Roms zu ziehen, nimmt ihr die Leibwache, hält sie fortan von allen Entscheidungen fern.

Vier Jahre lang lässt Nero Agrippina in der politischen Bedeutungslosigkeit schmoren, dann entschließt er sich zu dem nächsten Schritt: sie umbringen zu lassen. Die Gründe für diese Entscheidung geben schon den antiken Autoren Rätsel auf. Gut möglich, dass er mit dem Tod der Mutter die Erinnerung an die Tage seiner Unmündigkeit und Abhängigkeit auslöschen will.

Ein erster Anschlag auf See, bei dem sie mitsamt ihrem Schiff versenkt werden soll, misslingt; die 43-Jährige rettet sich schwimmend an Land.

Nero, jetzt in äußerster Panik, schickt Soldaten in ihr Haus, die sie schließlich mit dem Schwert niederstrecken.

Ein größeres Verbrechen als Muttermord ist kaum denkbar, die Zeitgenossen müssen sich erinnert fühlen an Schreckensszenen der Mythologie. Nero selbst sieht sich, so überliefert es der antike Biograf Sueton, vom Geist der Mutter und den Furien verfolgt.

Seneca, der in Teile des Plans eingeweiht war, verfasst im Namen des Kaisers ein Schreiben an den Senat, in dem er Agrippinas Verbrechen auflistet, von einer Verschwörung gegen Nero spricht und den Mord als Selbstmord darstellt.

Die Senatoren beschließen Dankesprozessionen und Spiele zu Ehren des



Manche Christen werden öffentlich wilden Tieren vorgeworfen und vielleicht von Stieren zu Tode geschleift, wie es sich hier ein Künstler Nero liebt die mörderischen Kämpfe in der Arena nicht. Er tritt viel lieber als Schauspieler und Sänger auf – weshalb ihn Roms Elite schon

Erretteten. Der Kaiser hat sich aus dem Griff der Mutter befreit. Drei Jahre später stirbt der Prätorianerkommandeur Burrus, und Seneca zieht sich ins Privatleben zurück – möglicherweise aus Altersgründen, vielleicht, weil er Verleumdungen am Hof ausgesetzt ist.

Die Geschichtsschreiber schildern diese Zeit als Wendepunkt: Bisher fast ein Automat, der zunächst Agrippinas Weisungen gehorchte und dann Senecas Worte aufsagte, ist Nero nun zum ersten Mal Herr seiner Entscheidungen. Doch wie sieht sein persönliches Programm aus? Was will er mit seiner neu gewonnenen Freiheit anstellen?

Schnell wird klar, dass er sich für die traditionelle Rolle eines Cäsars wenig interessiert. Aus Sicht der Römer soll ihr Herrscher vor allem ein Militärführer sein, der das Reich beschützt, zum Ruhme Roms fremde Völker unterwirft und die Grenzen erweitert. Aber Nero findet nichts an Eroberungen und Legionen.

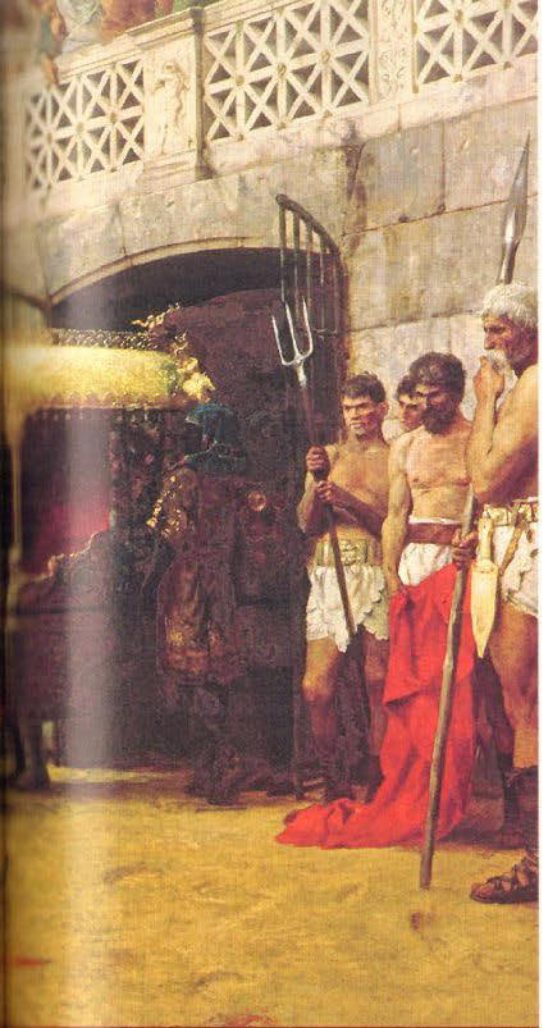
Ohnehin durchlebt das Imperium ruhige Zeiten. Die größte militärische Bedrohung, einen Grenzkonflikt mit den Parthern um Armenien, löst der Kaiser auf diplomatischem Weg. Seine Abneigung gegen Blutvergießen und die römische Tugend der Tapferkeit geht so weit, dass in seinen 14 Herrschaftsjahren nur wenige Gladiatorenkämpfe in Rom gegeben werden – und die unter der Auflage, dass kein Kontrahent zu Tode kommt.

Auch nimmt Nero wenig Anteil an der Verwaltung des Reiches, der Innen- und Außenpolitik, den Finanzen. Wenn er sich doch einmischt, sind seine Ideen exzentrisch – so die, alle indirekten Abgaben, etwa Zölle, abzuschaffen (was ihm seine Berater gerade noch ausreden können). Doch der Vorschlag zeigt, wie wichtig dem jungen Kaiser seine Popularität im Volk ist, wie sehr er für seine Großzügigkeit geliebt werden will. Der Kontakt mit dem Senat dagegen wird seltener, man wirft ihm vor, die Regierungsgeschäfte zu vernachlässigen.

Nero widmet sich jetzt ganz und gar seiner großen Ambition: den Künsten.

Schon als Jüngling hat er sich im Gesang und im Deklamieren von Versen versucht, das Spiel der Saiteninstrumente Lyra und Kithara erlernt und „gern und mühelos gedichtet", wie Tacitus berichtet.

Daran ist nichts auszusetzen: Für die Elite gehört es zum guten Ton, sich mit den Künsten zu beschäftigen, nach einer anstrengenden Sitzung im Senat Entspannung bei Poesie oder Musik zu suchen. Auch Gaius Iulius Caesar schrieb Gedichte, Augustus sogar eine Tragödie über den griechischen Helden Ajax.



des 19. Jahrhunderts ausgemalt hat. Doch bald als Schwächling verachtet

Dennoch bleibt den Römern das Musische, das sie sich von den Hellenen abgesehen haben, immer auch verdächtig: Hat doch in ihren Augen gerade diese verfeinerte Lebensart zum Niedergang Griechenlands beigetragen.

Nero aber benimmt sich, als wollte er die Künste zu seinem Beruf machen. Der berühmteste Kitharaspieler des Landes wird als Lehrer an den Hof bestellt, dazu ein Stimmbildner, mit dem der Kaiser Aussprache und Atmung trainiert. Um das Zwerchfell zu stärken, lässt sich Nero Bleiplatten auf die Brust legen, für die innere Reinigung greift er zu Abführmitteln und isst an bestimmten Tagen nur in Öl eingelegten Schnittlauch.

Bald drängt es ihn, vor Publikum aufzutreten – als Tragöde, Sänger, Wagenlenker. Die Aristokratie ist entsetzt. Schauspieler unterliegen der *infamia*, sie dürfen keinen Waffendienst leisten, kein Amt bekleiden, vor Gericht gilt ihr Wort nichts. Und nun will sich der Kaiser mit Ehrlosen auf eine Stufe stellen?

Zu seinem ersten Auftritt lädt Nero in den Palast ein. Da steht er also vor ausgesuchtem Publikum aus Aristokratie und Hofstaat: der Vater des Vaterlands, der Herrscher der bekannten Welt – ein täppischer Mann auf dünnen Beinen, mit einem deutlichen Bauch unter dem Gewand und feistem Nacken. Er wischt sich das blonde Haar (das er gegen alle Sitten in einem Lockenkranz um die Stirn und damit in der Mode der Schauspieler trägt) aus dem sommersprossigen Gesicht, stimmt vorsichtig die Kithara, lässt sich von seinem Lehrer dabei helfen, den Anfangston der Melodie zu finden. Dann singt er tragische Arien.

Die Senatoren können es nicht fassen, die Prätorianer wenden sich beschämt ab. Und als wäre dieser Anblick noch nicht schlimm genug, ermuntert Nero andere Würdenträger, es ihm gleichzutun, ihre Fähigkeiten in Gesang und Schauspiel zu verbessern.

Bei einer zweiten Veranstaltung müssen Senatoren Lieder singen, deklamieren Ritter Verse, stehen ehemalige Konsuln auf der Bühne. Welche Erniedrigung, was für ein Bruch mit den Vorstellungen von senatorischer Würde!

Mancher konservative Adelige mag sich fragen, ob es Nero nur um die Verhöhnung der römischen Traditionen geht – oder ob er darüber hinaus etwas bezweckt: Denn fast wirkt es so, als sehe er es als seine kaiserliche Aufgabe, die Römer zur Kultur zu erziehen. Die Vertreter der senatorischen Geschichtsschreibung jedenfalls, die nach Neros Tod seine Biografie gestalten werden, empfinden sein Künstlertum als unerträgliche Schande, als ein Verhalten, fast so verwerflich wie der Muttermord.

Der Kaiser muss ahnen, dass er Unerhörtes tut. Nach seinem ersten halbprivaten Auftritt im Palast hält er sich fünf Jahre zurück, bis er, wie Tacitus schreibt, „von einer täglich heftigeren Begierde ergriffen wurde, auf öffentlichen Bühnen aufzutreten".

Doch in Rom ist ihm das Risiko zu groß, und so reist Nero im Frühjahr 64 nach Neapel, einer ursprünglich griechischen Stadt, berühmt für ihren entspannten, hellenistischen Lebensstil. Über mehrere Tage gibt er im Theater vor einer Volksmasse aus Stadt und Umgebung sein öffentliches Debüt als Schauspieler, so begeistert von der Atmosphäre, dass er sogar seine Mahlzeiten im Theater einnimmt.

In dieser Zeit lässt Nero eine neue Serie Münzen prägen, auf deren Rückseite er im langen Gewand eines Musikers abgebildet ist, die Lyra in der Hand. Münzen dienen in der Antike nicht nur als Zahlungsmittel, sondern auch der Verbreitung von Neuigkeiten, sie transportieren Herrscherwechsel, Ideologien und Propaganda durch das ganze Reich.

Offenbar will Nero die Untertanen auf eine bis dahin nicht vorstellbare Überschreitung vorbereiten. Will sie an den Anblick des Kaisers als Künstler gewöhnen, um künftigen Auftritten das Entsetzliche zu nehmen. Doch während die neuen Münzen in den Buden der Geldwechsler, auf den Märkten, in den Tavernen von Hand zu Hand gehen, kommt es in Rom zur Katastrophe.

In der Nacht auf den 19. Juli 64 bricht irgendwo zwischen den Garküchen und Verkaufsständen im Circus Maximus ein Feuer aus, starker Südwind facht die Flammen weiter an. Der Brand frisst sich nordwärts durch die Viertel in der Ebene, dann die Hügel hinauf, vernichtet Paläste, Tempel, Heiligtümer.

Die Berufsfeuerwehr kämpft mit Spritzen, Schläuchen, Feuerpatschen gegen die Flammen. Vergebens: Die engen, hohen Gassen Roms, in deren Winkeln zudem hölzerne Buden und Verschläge stehen, heizen das Feuer an wie ein Kamin. Die bis zu sechs Etagen hohen Mietskasernen mit Fassaden aus Fachwerk, Treppenhäusern und Dachstühlen aus Holz brennen wie Fackeln.

Sechs Tage wütet der Brand, bis die Römer ihn durch den Abriss einiger Häuserzeilen stoppen können, bricht dann aber erneut aus und lodert weitere drei Tage. Am Ende sind nur vier von 14 Bezirken unversehrt geblieben.

Nero zeigt sich wohltätig. Er giert danach, vom Volk geliebt zu werden. Schon oft hat er sich Popularität mit Getreidespenden und Geldgeschenken erkauft. Jetzt lässt er für die Obdachlosen, die zu Tausenden durch die Trümmer irren, Baracken auf dem Marsfeld errichten, öffnet ihnen seine Gärten. Er befiehlt,

Lebensmittel aus den Magazinen im Hafen von Ostia heranzuschaffen, senkt den Getreidepreis von 48 auf drei Sesterzen. Den Schutt der Gebäude lässt er auf Staatskosten abtransportieren.

Doch statt Ergebenheitsadressen erreichen den Palast Gerüchte: Auf den Straßen erzählt man sich, der Kaiser habe im Angesicht des brennenden Roms die Kithara gespielt und gesungen.

Nero muss entsetzt sein. Welcher Rivale hat ihn verleumdet? Wer will ihn dem Volk verhasst machen?

Der deutsche Althistoriker Egon Flaig vertritt die Meinung, Nero selbst sei verantwortlich. „Die Römer der Hauptstadt spiegelten das Wunschbild des kaiserlichen Selbst zurück, und zwar im Gerücht."

Der Auslöser: jene Münze, die kurz vor dem Brand in Umlauf kommt. Das Bild auf der Rückseite muss Mittelpunkt aller Gespräche sein. Ein Kaiser mit der Lyra – das hat es noch nie gegeben. Vom singenden Cäsar aber ist es nur ein kleiner Schritt zum Cäsar, der singt, während seine Stadt untergeht.



Diese um 63 geprägte Nero-Münze erzürnt Roms Elite …

Weil der Brand, fast schon gelöscht, ausgerechnet in den Anlagen von Neros mächtigsten Vertrauten erneut ausgebrochen ist, kommt bald ein zweites Gerücht hinzu: Rom sei auf des Kaisers eigenen Befehl angezündet worden.

Und schließlich werden beide Geschichten miteinander verbunden, und es heißt: Die Stadt habe deshalb brennen müssen, damit der Herrscher ihren Untergang besingen könne.

Um dem Gerede ein Ende zu machen, braucht Nero einen Schuldigen. Tacitus berichtet, der Kaiser habe eine Gruppe von Menschen vorgeschoben, „die vom Volk Chrestianer genannt wurden".

Es gibt keinen Anhaltspunkt, dass Christen etwas mit dem Brand zu tun haben. Aber jüdische Sekten mit ihren Riten und ihrem Gefühl der Auserwähltheit sind den Römern verhasst.

Die Gläubigen – unter ihnen vielleicht auch die Apostel Petrus und Paulus – werden nun gefoltert, von wilden Hunden in der Arena zerrissen, ans Kreuz geschlagen. Manche verbrennen als lebende Fackeln in den kaiserlichen Gärten: nach dem römischen Gesetz die angemessene Strafe für Brandstifter.

Gut 300 Jahre später wird der Glaube jener obskuren Sekte zur Staatsreligion im Reich erhoben und sich schließlich über die ganze Welt verbreiten. Und neben den senatorischen Geschichtsschreibern wird Nero nun und für alle Zeiten auch der Hass der christlichen Autoren verfolgen.

Nero, der Mörder von Paulus und Petrus. Der Antichrist.

Ein paar Monate nach dem Feuer entschließen sich Verschwörer, Nero umzubringen. Der Kaiser hat Festspiele angekündigt, er will endlich in Rom auf der Bühne stehen, zusammen mit Senatoren und anderen Adeligen. Die Aristokratie will diese Erniedrigung nicht noch einmal dulden – doch der Mordplan wird verraten.

Weite Teile der Oberschicht sind darin verwickelt, und Nero ist erschüttert, als ihm das Ausmaß der Verschwörung klar wird. Aber er hält doch Maß: Am Ende finden 19 Verdächtige den Tod – darunter auch Unschuldige wie sein ehemaliger Lehrer Seneca, der wohl nichts mit dem Komplott zu tun hatte. 13 werden ins Exil verbannt, einige Angeklagte spricht Nero frei.

Als der Kaiser einen beteiligten Prätorianer vor der Hinrichtung nach dessen Motiven befragt, antwortet der: „Keiner deiner Soldaten war dir treuer als ich, solange du unsere Liebe verdientest. Aber ich begann dich zu hassen, als du zum Muttermörder und zum Gattenmörder, zum Wagenlenker, Schauspieler und Brandstifter wurdest."

Nero weiß jetzt, dass sich Roms Oberschicht seinen Tod wünscht. Wenn er überhaupt noch den Senat aufsucht, begleiten ihn Soldaten, um alle Debatten zu unterbinden. Geringste Verdachtsmomente reichen, um von Neros engsten Vertrauten im Palast wegen Hochverrats vor Gericht gestellt zu werden.

Der ausgleichende Gedanke des Prinzipats, der Respekt vor dem Senat bedeuten Nero nichts mehr: Kein Cäsar vor ihm habe gewusst, was er sich alles erlauben könne, prahlt er in dieser Zeit. Als er zu einer lang geplanten Reise nach Griechenland aufbricht, verweigert er den Mitgliedern einer Senatsdelegation den traditionellen Abschiedskuss.

Das letzte Mal hat ein römischer Herrscher 20 Jahre zuvor Italien verlassen – Claudius, der gegen Britannien in den Krieg zog. Nero kehrt Rom den Rücken, um Preise zu gewinnen.

Das kultivierte Hellas ist das Land seiner Sehnsüchte. 16 Monate zieht er mit großem Gefolge von Festspiel zu Festspiel, von Wettbewerb zu Wettbewerb. Als er zurückkehrt, hat er 1808 Trophäen errungen, als Sänger, Schauspieler, Kitharöde, Athlet, Wagenlenker.

Die Griechen haben auf Weisung des Herrschers ihren üblichen Festkalender geändert, alle Spiele auf ein Jahr gelegt und um musikalische und künstlerische Disziplinen erweitert. Natürlich geht Nero stets als Sieger hervor. Die gefälligen Preisrichter belohnt der Kaiser mit Geld und dem römischen Bürgerrecht.

Auf dem Triumphwagen des Augustus zieht Nero in Rom ein, bekleidet mit einem Purpurgewand und einem mit Sternen bestickten griechischen Mantel. Die Menge feiert ihn als Periodoniken, als Sieger der vier panhellenischen Spiele von Olympia, Delphi, Korinth und Nemea. „Als Erster aller Römer von Weltbeginn an" sei ihm dieser Sieg geglückt, ist auf Schildern zu lesen.

Den Römern ist der pompöse Einzug eines Kaisers in ihre Stadt vertraut: Seit Jahrhunderten feiern sie die Triumphe jener Feldherren, die in einem Krieg gesiegt haben. Doch Neros Parade ist die Travestie eines militärischen Triumphzugs. Auf den Tafeln, auf denen sonst die bezwungenen Völker und Städte aufgelistet sind, hat er die Namen seiner unterlegenen Mitstreiter notieren lassen und ein Verzeichnis seines Liederrepertoires. Nicht Legionäre folgen dem Wagen des Kaisers, sondern Tausende persönlicher Claqueure. Und statt den Festumzug vor dem Jupiter-Tempel auf dem Kapitol zu beenden, führt Neros Route zum Heiligtum des Apollo, des lyraspielenden Gottes des Lichts und der Künste.

Was mag den Kaiser antreiben? Möglich, dass er gar kein Programm verfolgt,

sondern lediglich seine Leidenschaft für Musik und Verse ausleben will, mit all den Mitteln, mit all der Wucht, die seine Stellung ihm gewährt.

Ein Mann am falschen Platz, süchtig nach Beifall, beharrlich ignorierend, dass es einen Künstler auf dem römischen Thron niemals geben kann.

Auch möglich, dass er seine Untertanen erziehen, sie für die weniger geachteten Elemente der Kultur der Griechen begeistern möchte. Theater statt Gladiatorenkämpfen, Konzerte statt Tierhetzen – allerdings müsste der Kaiser dafür nicht selber auf der Bühne stehen.

Doch Nero sucht nichts mehr als den Wettstreit. Er will nicht einfach nur Künstler sein, das zeigt sein bizarrer Triumphzug überdeutlich, sondern: der größte Künstler der Welt.

Als bester Sänger aller Zeiten kann Nero seine Ausnahmestellung offen zur Schau tragen, als Periodonike muss er sich nicht damit begnügen, „Erster unter Gleichen" zu sein. Was den Geschichtsschreibern wie Irrsinn erscheinen muss, ist aus Neros exzentrischer Sicht womöglich der Versuch, seine kaiserliche Größe zu demonstrieren – jenseits der Regeln der Senatsaristokratie.

Zur selben Zeit, als Nero in Rom seinen großen Triumph begeht, bahnt sich weit entfernt schon des Kaisers Untergang an. Der erste Impuls zu Neros Sturz kommt diesmal nicht aus dem Senat, sondern aus den Grenzregionen des Reiches: Ein Statthalter in Gallien, kurz darauf auch ein Amtskollege in Hispanien, wagen die Rebellion.

Denn seit dem Brand von Rom presst Nero die Provinzen rücksichtslos aus: Er braucht Geld für den Wiederaufbau der Stadt und für das *domus aurea* („Goldenes Haus") – eine gigantische, neue Palastanlage mitten im Zentrum Roms von den Ausmaßen des heutigen Vatikanstaates. In den Augen der Geschichtsschreiber ein weiteres Beispiel für den Größenwahn des Monarchen.

Abgesehen von den Einnahmen allerdings kümmern Nero die Provinzen wenig: Nie besucht er seine Legionen, zeigt sich im Feld, ehrt die Generäle für ihre Leistungen.

Dieses fehlende Interesse an allem Militärischen wird ihm nun zum Verhängnis. Die Statthalter wollen endlich einen würdigen Cäsar in Rom sehen.

Am 2. April 68 wird Servius Sulpicius Galba, der Präfekt der Provinz Hispania Tarraconensis, in Carthago Nova (Cartagena) von seinen Truppen zum Imperator ausgerufen.

Nero müsste jetzt handeln – der Feind ist ja noch weit weg und verfügt nur über wenige Legionen. Der Senat hält still, die Prätorianer stehen zum Kaiser.

Doch statt sich nach Oberitalien zu begeben und mit seinen Truppen dort dem Feind entgegenzuziehen, schwankt der Herrscher zwischen Verzweiflung und Wunschdenken. Dichtet mal Spottlieder auf seine Gegner, tröstet sich ein andermal damit, dass er, wenn alles verloren sei, ja wenigstens von seiner Kunst werde leben können.



..., weil sie ihn auf der Rückseite als Lyraspieler zeigt

Erst als immer mehr Statthalter zu Galba überlaufen und in Rom Fluchtpläne des Kaisers die Runde machen, wechseln die Prätorianer die Seiten – wie schon bei Neros Regierungsantritt gegen ein hohes Geldgeschenk. Der Senat erklärt den Princeps daraufhin zum *hostis publicus*, zum Staatsfeind.

Von fast allen verlassen, flüchtet Nero in das Landhaus eines Vertrauten. Er ist jetzt 31 Jahre alt, 14 Jahre dauerte seine Herrschaft über das Imperium. Als er von draußen den Hufschlag der nahenden Prätorianergarde vernimmt, stößt er sich den Dolch in die Kehle.

„Was für ein Künstler geht mit mir zugrunde", soll er in der Stunde des Todes gesagt haben.

Mit Nero stirbt der letzte Vertreter der julisch-claudischen Dynastie, die seit Augustus fast 100 Jahre lang Rom regiert hat. Wieder brechen nun Bürgerkriege aus. Wie schon einmal in der untergehenden Republik kämpfen mehrere Feldherren mit ihren Legionen im „Vierkaiserjahr" 69 um die Macht.

Galba kann sich nicht lange halten, Aufständische ermorden ihn auf dem Forum. Sein Nachfolger Otho nimmt sich nach einer Niederlage selbst das Leben, der dritte Kaiser Vitellius wird zu Tode gefoltert, seine Leiche in den Tiber geworfen.

Erst mit Vespasian, der zuvor als General in Judäa diente, kehrt die Ordnung zurück nach Rom. Als neuer Cäsar wird er die Dynastie der Flavier begründen.

Vespasian, der als Soldat für Maßhalten, Fleiß und militärische Tüchtigkeit eintritt, ist der weichliche Lebensstil des Vorgängers ein Grauen – was dazu führt, dass nun auch die Literaten aus dem kaiserlichen Umfeld Neros Andenken in finsteren Farben malen.

Und so verbinden sich kaiserliche, senatorische und christliche Geschichtsschreibung in der Verdammung eines Mannes, der vielleicht nur einfach ungeeignet war für den Thron. Nero, der unwürdige Weichling. Der umnachtete Tyrann. Der Christenmörder.

Ein freundlicheres Bild hinterlässt nur der griechische Schriftsteller Plutarch: Eigentlich, schreibt er, sei die Seele des Muttermörders Nero dazu verurteilt, im Jenseits als Schlange wiedergeboren zu werden, die sich auf ewig durch den Leib der eigenen Mutter frisst. Doch weil der Kaiser der griechischen Nation so viel Wertschätzung erwiesen habe, seien die Götter ihm auch etwas Gutes schuldig und hätten beschlossen, „ihn in eine andere Art Tier zu verwandeln, ein harmloseres: ein gesangreiches Tier in Sümpfen und Seen".

Es ist ein versöhnlicher Gedanke: Nero, endlich aller Regierungsgeschäfte ledig, der an einem stillen Tümpel seine Lieder singt.

Nero, der Frosch. □

Literaturempfehlung: Miriam T. Griffin, „Nero. The End of a Dynasty", Yale University: akribische Biografie, die nach der Diskussion aller verfügbaren Quellen zu dem Ergebnis kommt, dass Nero zwar nicht wahnsinnig, aber als Princeps auf ganzer Linie gescheitert war.

Cäsarenwahn ist ein dankbares Thema für Autoren. Daher war **Johannes Strempel**, 40, zuerst enttäuscht vom eher nüchternen Nero-Bild der modernen Forschung. Den Motiven der antiken Geschichtsschreiber nachzuspüren und herauszufinden, weshalb sie den Kaiser verteufelten, erwies sich dann aber als spannende Alternative.

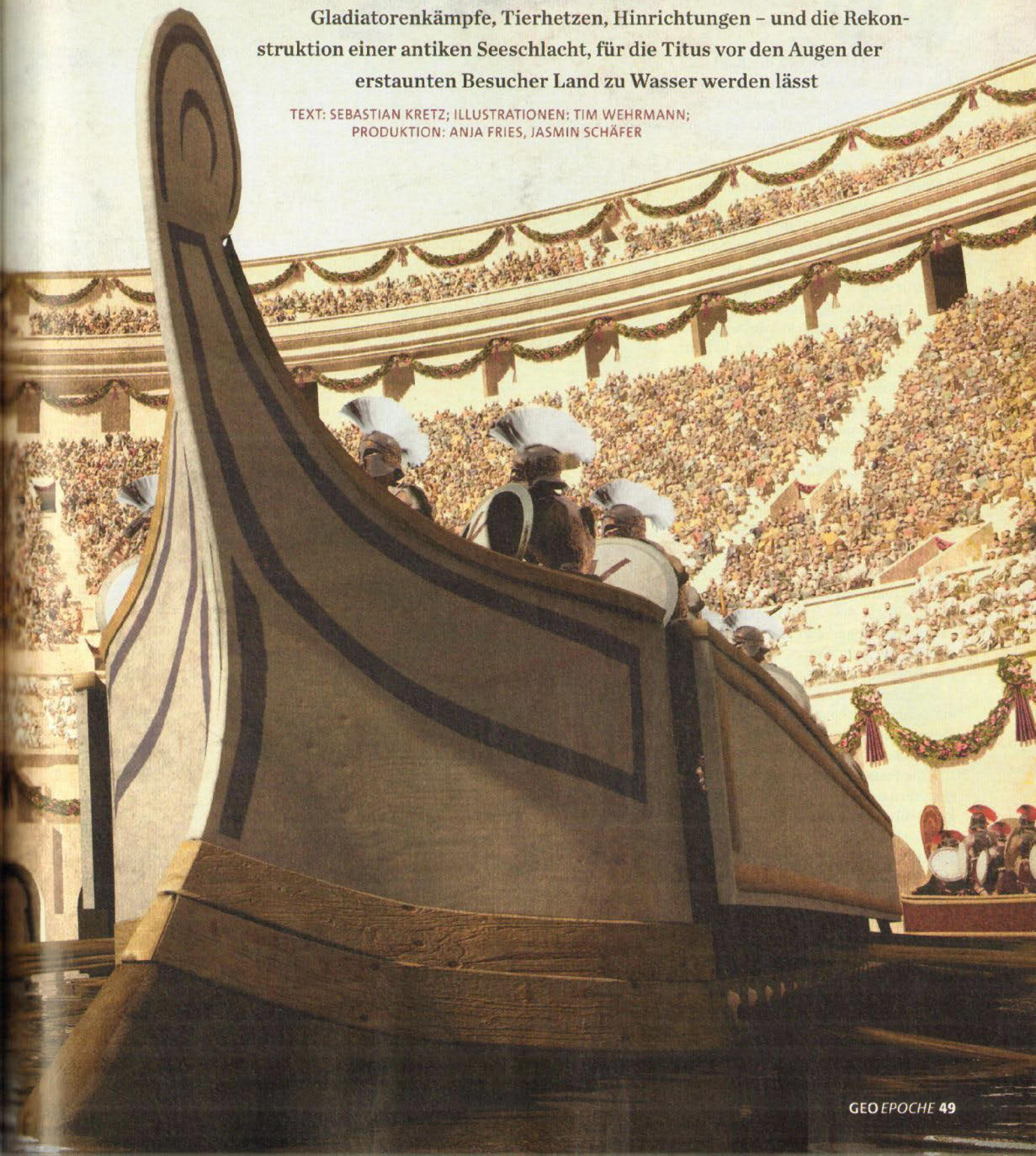
SEESCHLACHT *im Kolosseum*



Kurz vor Beginn des Kampfes: Mehrere Schiffe bringen sich in der gefluteten Arena in Position. Es sind verkleinerte Nachbildungen ähnlicher Gefährte, auf denen etliche Jahrhunderte zuvor Griechen aus Korinth und Korkyra gegeneinander in See stachen. Vermutlich lässt Titus diese Schlacht nachstellen, weil es das erste überlieferte Seegefecht der griechischen Geschichte ist

Mit einem 100 Tage währenden Fest eröffnet Kaiser Titus 80 n. Chr. ein riesiges Amphitheater, dessen Bau sein Vater Vespasian rund zehn Jahre zuvor begonnen hat. Zu den Attraktionen gehören Gladiatorenkämpfe, Tierhetzen, Hinrichtungen – und die Rekonstruktion einer antiken Seeschlacht, für die Titus vor den Augen der erstaunten Besucher Land zu Wasser werden lässt

TEXT: SEBASTIAN KRETZ; ILLUSTRATIONEN: TIM WEHRMANN;
PRODUKTION: ANJA FRIES, JASMIN SCHÄFER



Was für ein Auftritt. Krachend prallen die schlanken Kriegsschiffe der Korkyräer und Korinther gegeneinander. Holz splittert. Verkeilt treiben die Boote auf den Wellen. Wer von den Ruderern seinen Riemen nicht schnell genug hat einziehen können, den quetscht der Holm in seiner Bank ein. Schreie hallen aus den Rümpfen, aber der nun einsetzende schrille Klang des Krieges übertönt sie.

Schon springen Soldaten über die Reling, die Häupter mit Helmen geschützt, nur die Augen und ein schmaler Schlitz beidseits der Nase liegen frei. Die linke Schulter hinter einem Rundschild gedeckt, Speer oder Schwert in der rechten Hand, entern sie das Schiff des Gegners.

Korkyra, das spätere Korfu, kämpft um die Unabhängigkeit von seiner Mutterstadt Korinth.

Hornsignale erschallen, Offiziere brüllen Kommandos. Dann wogt an Deck eine erbitterte Schlacht. Klingen klirren auf Klingen, Körper prallen auf Körper, Armschienen gegen Schilde.

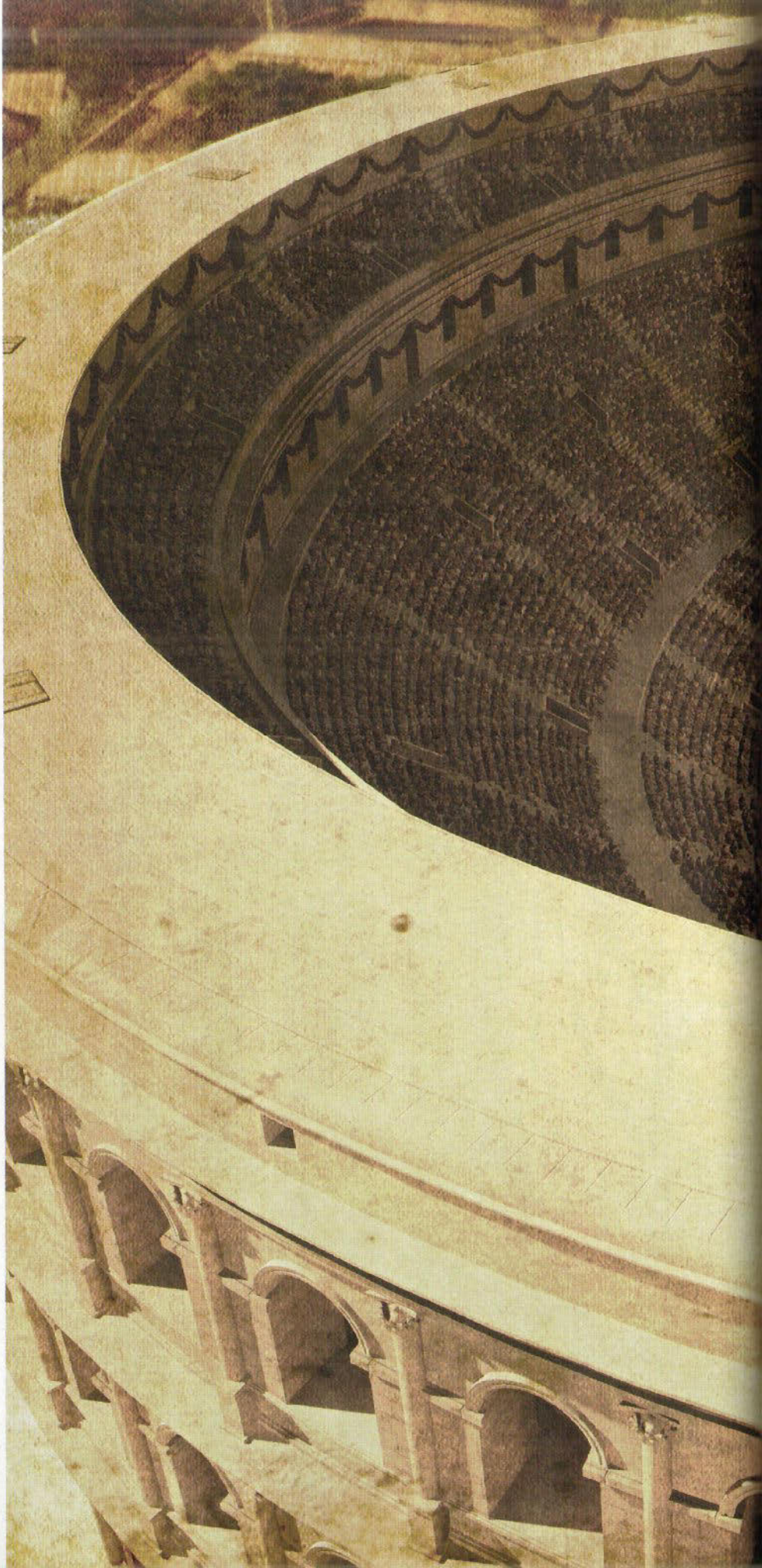
Die ersten Männer sinken verletzt auf die Planken, taumeln über Bord, treiben hilflos im Wasser. Feindliche Soldaten stellen den Verwundeten in kleinen Ruderbooten nach. Mit Speeren versetzen sie den Schwimmenden den Todesstoß. Gnade gibt es nicht an diesem Ort der Vernichtung, dessen Wasser sich langsam rot färbt.

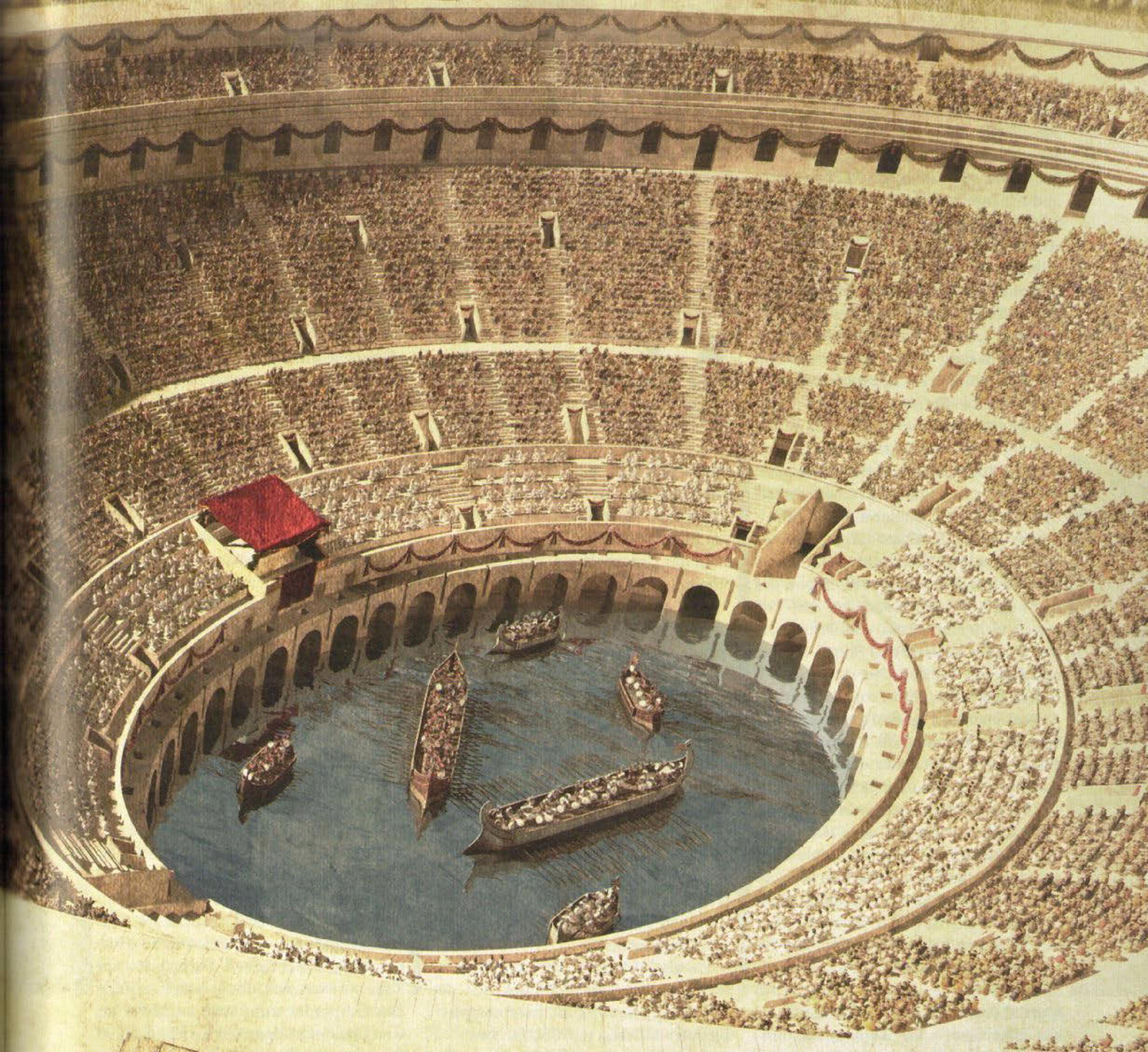
Verzweifelt versuchen die Ruderer, die beiden großen Schiffe wieder voneinander zu lösen, ihren Soldaten Luft zu verschaffen.

Eine Pause, um Kraft zu sammeln für einen erneuten Angriff. Denn das Publikum will unterhalten werden.

Die Schlacht ist ein inszeniertes Spektakel. Die „griechischen Kämpfer" sind Sklaven, Verbrecher und Kriegsgefangene in prächtigen, vielleicht Vasenbildern entlehnten Fantasierüstungen, bewaffnet mit den Schwertern, Speeren und Dolchen archaischer griechischer Kämpfer und römischer Legionäre.

Zur Belustigung der Menge ringen sie in einem nachgestellten Schiffsgefecht um ihr Leben.





Das gerade eröffnete Amphitheater – das erst im Mittelalter den Namen »Kolosseum« erhalten wird – fasst gut 40 000 Zuschauer. Ganz unten, nah an dem Kampfgeschehen, sitzen die Senatoren in ihren weißen Togen; darüber haben Ritter und Bürger Platz genommen und schließlich Frauen und Sklaven. Durch einen purpurfarbenen Baldachin vor der Sonne geschützt, gibt Kaiser Titus das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Geflutet wurde die Arena mit mehreren Millionen Liter Wasser; dazu leiteten Ingenieure eigens einen Aquädukt um

Der griechische Geschichtsschreiber Thukydides hat die tatsächliche Schlacht aus dem Jahr 664 v. Chr. in seinem Werk „Der Krieg der Peloponnesier und Athener" verzeichnet und zum ersten Seekampf der Hellenen erklärt. Zum ersten immerhin, der überliefert ist.

Nun, 744 Jahre später, wird die historische Großtat zum Ruhm Roms und seines Kaisers nachgespielt – so realistisch wie möglich: Die Waffen der Kämpfer sind scharf. In der Pause räumen Helfer in Kähnen die Leichen fort.

Als Bühne für das Schauspiel dient ein künstlicher See mitten im Flavischen Amphitheater (der Name „Kolosseum" kommt erst im Mittelalter auf). Die Schiffe schwimmen in einem gewaltigen Oval aus wasserdichtem römischem Beton, 76 Meter lang, 44 Meter breit. An seinen Ufern steigen die Treppen des Amphitheaters steil empor, auf mehr als 40 Meter Höhe. Auf den Tribünen vielleicht 40 000 Menschen, getrennt nach Klassen und Stand. Frauen und Sklaven auf den obersten Rängen. Nah an der Arena Ritter und Senatoren.

Und auch der mächtigste Mann des Römischen Reiches hält sich an diesem Tag des Jahres 80 n. Chr. in seiner Loge unter purpurrotem Baldachin auf: Kaiser Titus Flavius Vespasianus.*

Es ist der zweite Tag der Eröffnungsfeierlichkeiten für das neue Amphitheater, dessen Bau der Vater des Kaisers etwa zehn Jahre zuvor in Auftrag gegeben hat. Mehr als drei Monate voller Darbietungen haben begonnen, die der Hofdichter und Augenzeuge Martial später in kunstvollen Versen besingen wird. Martial erscheint das Amphitheater als das mächtigste aller Weltwunder, hinter dem die Pyramiden und alle anderen antiken Großbauten weit zurücktreten.

Tatsächlich bekommen die Römer mit dem Kolosseum eine Arena, die alles übertrifft, was die Cäsaren bis dahin zur Unterhaltung des Volkes aufgeboten haben. Es ist das größte Amphitheater seiner Zeit. Und die hier ausgetragenen Gladiatorenkämpfe sind wohl die brutalsten – und am aufwendigsten inszenierten – der Antike. Späteren Generationen werden sie als Inbegriff menschlicher Hybris gelten.

Dabei hatten diese Auseinandersetzungen auf Leben und Tod ursprünglich eine völlig andere Bedeutung.

Vielleicht um 350 v. Chr. beobachten Römer in Kampanien im Süden Italiens erstmals einen eigentümlichen Brauch. Schwertkämpfer tragen in der Region um den Hauptort Capua am Fuß von Grabhügeln symbolische, wohl aber nicht unblutige Gefechte aus. Zwar kämpfen die Männer vor Publikum, doch die Duelle dienen nicht der Unterhaltung – sie gehören zu einem Bestattungsritual.

Das Blutopfer der Krieger soll die Totengeister versöhnen. Der genaue Ursprung der Sitte liegt im Dunkel der Geschichte verborgen. Sicher ist nur eines: Die Römer übernehmen den Brauch als *munus*, als „Geschenk an die Götter".

Im Jahr 264 v. Chr. veranstalten die Söhne des verstorbenen Konsuls Decimus Iunius Pera auf dem Forum Boarium, dem Viehmarkt von Rom, Kämpfe zu Ehren ihres toten Vaters – die ersten der Stadt, die die Annalen verzeichnen.

Nacheinander lassen sie sechs Gefangene, den Römern von befreundeten Stämmen als Menschenopfer gesandt, zum Duell antreten.

Es sind Männer mit keilförmigen Schilden und Federschmuck auf den Helmen: *gladiatores*, „Schwertkämpfer", die nun auf Leben und Tod fechten.

Bald aber sehen die Römer in den Kämpfern, die ihrem Schicksal so furchtlos gegenübertreten, mehr als nur Geschenke an die Götter. Sie empfinden sie als Verkörperung von Tapferkeit, Selbstbeherrschung und Mut.

Ihr Vorbild diszipliniert und beeindruckt die Römer zugleich. Denn im Gegensatz zu den Bürgersoldaten des allmählich expandierenden Stadtstaates, die keinen Drill kennen und in den Augen ihrer Feldherren stets zu verweichlichen drohen, sind die Gladiatoren perfekt trainiert und beherrschen ihre Waffen. Die blutigen Spektakel werden immer populärer, der sakrale Sinn wird mehr und mehr vergessen. Stirbt ein angesehener Adeliger, gehen die Bürger wie selbstverständlich davon aus, dass die Erben zu seinen Ehren – und ihnen zur Unterhaltung – Gladiatorenkämpfe ausrichten.

Eintritt dürfen die Hinterbliebenen zwar nicht verlangen. Doch in einer Kultur, in der das Ansehen der Familie alles ist, kann sich der Einsatz für den *editor*, den Veranstalter, durchaus lohnen.

Im 1. Jahrhundert v. Chr. inszenieren ehrgeizige Männer immer dann opulente Munera, wenn sie sich zu einer Wahl für eines der begehrten staatlichen Ehrenämter stellen. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Verwandte, für den sie die Kämpfe geben, schon vor Jahren verstorben ist. Das Volk liebt die Duelle, und wer das Volk auf seine Seite zu bringen versteht, der hat die Macht.

Auch Augustus, Roms erster Kaiser, weiß um die Verführbarkeit der Massen – und die damit verbundene Gefahr. Um 22 v. Chr. verfügt er, dass Privatleute ohne Genehmigung des Senats keine Munera mehr ausrichten dürfen.

Stattdessen organisieren fortan Beamte die Kämpfe nach einem festen Plan und auf Kosten des Staates. Nun darf nur noch der Kaiser ungehindert Gladiatoren in die Arena schicken: als Geschenk an das Volk.

Spöttisch wird der Satiriker Juvenal bald kommentieren, für Brot und Spiele hätten sich die Bürger Roms ihre einst so weitreichende Macht abkaufen lassen: für Wagenrennen und Ringkämpfe, Gladiatorengefechte und öffentliche Hinrichtungen, bei denen Verurteilte am Kreuz verbrennen, mit gefesselten Händen Leoparden zum Fraß vorgeworfen werden oder in ölgetränkter Kleidung so lange vor dem Publikum tanzen müssen, bis man sie in Flammen setzt.

Ihre Kunst erlernen die Gladiatoren noch immer dort, wo die Römer den Schwertkämpfern erstmals begegnet sind: in Kampanien. Vor allem in Capua betreiben Privatleute Kampfschulen. So manchen Eigentümer macht die Ausbildung reich.

Als Gladiatoren dienen Kriegsgefangene, Schwerverbrecher, Sklaven sowie – man mag es kaum glauben – Freiwillige, die einen Vertrag über eine be-

* Ob 80 n. Chr. tatsächlich eine Seeschlacht im Kolosseum stattgefunden hat, ist unter Historikern umstritten. Neueste Untersuchungen zum Untergeschoss des Amphitheaters aber haben ergeben, dass es damals technisch durchaus möglich gewesen ist, die Arena zu fluten. Der Geschichtsschreiber Cassius Dio erwähnt um 210 n. Chr. bei seiner Schilderung der Eröffnungsfeierlichkeiten ein Seegefecht zwischen Korinth und Korkyra, wohl jenes des Jahres 664 v. Chr. Wie es genau abgelaufen ist, berichtet er nicht. Es könnte sich aber so abgespielt haben, wie hier rekonstruiert.

stimmte Laufzeit abschließen (und hoffen zu überleben).

Wenn die Gladiatoren nicht trainieren, sind sie in Zellen angekettet. Denn die Römer wissen, was geschieht, wenn sich auf engstem Raum zu viele unfreie Männer ballen, deren einzige Aufgabe darin besteht, für Kämpfe auf Leben und Tod zu trainieren: 73 v. Chr. zog der Gladiator Spartakus mit Zehntausenden Aufständischen monatelang ungehindert durchs Land. Seine ersten Mitstreiter hatte er in einer Kampfschule in Capua gefunden. Zwei Jahre benötigte der Senat, die Rebellion niederzuringen.

Im 1. Jahrhundert n. Chr. wird Rom zum Zentrum der Gladiatorenausbildung. In den dortigen Schulen müssen die Rekruten schon bei ihrer Aufnahme dem *lanista*, dem Cheftrainer, schwören, ihm „in allem zu gehorchen, Verbrennungen, Einkerkerungen, Auspeitschen und selbst den Tod durch das Schwert hinzunehmen".

Den Lanista interessiert allein die Kampfkraft seiner Männer. Er beschäftigt Ausbilder, Masseure, Ärzte und Waffenschmiede, deren einzige Aufgabe es ist, sie zu perfekten Kriegern zu formen.

Persönlich prüft er jeden neuen Mann, den er aufnimmt, und lässt ihn von einem Arzt untersuchen. Dann weist er ihn einem *doctor* zu, einem spezialisierten Ausbilder, der den Rekruten für eine der Waffengattungen einteilt.

Einen hochgewachsenen Athleten etwa wird er zum *hoplomachus* machen, der mit Kurzschwert und Lanze auf den Gegner losgeht. Zierliche, geschmeidige Männer eignen sich eher zum barfüßigen *retiarius*, einem Kämpfer mit Dolch in der linken, Fischernetz und Dreizack in der rechten Hand.

Das Training beginnt an einem etwa zwei Meter hohen Pfahl im Sand der Schularena, auf den die Rekruten mit Holzstöcken einschlagen, als hätten sie einen lebendigen Gegner vor sich.

Der Lanista beobachtet seine Schüler genau; hält er einen für tapfer und gewandt genug, ernennt er ihn zum *tiro* – damit wird der Rekrut zum Gladiator, der auftreten darf.

Mancher Tiro legt sich vor seinem ersten Duell einen Kampfnamen zu – etwa „Invictus", „der Unbesiegte", oder „Ferox", „der Wilde". Sobald er auf den Sand der Arena hinaustritt, beobachten Tausende aufgepeitschte Zuschauer jede seiner Bewegungen.

Sein Gegner wird ihm indes kein Fremder sein, denn gewöhnlich treten nur Gladiatoren aus der gleichen Schule gegeneinander an. Er wird sich auch nicht mit einem deutlich erfahreneren Krieger messen, denn der Lanista achtet darauf, dass die Kämpfe ausgewogen sind – das anspruchsvolle Publikum erwartet spannende Duelle mit unvorhersehbarem Ergebnis.

Auf Erbarmen hoffen aber darf er nicht. Ein leichtsinniger Angriff, eine nachlässige Parade, und der Gegner streckt ihn nieder. Wenn dann die Trompeten seine Niederlage verkünden, liegt sein Leben in der Hand der Masse auf den Rängen. Zwar ist es das Recht des Veranstalters, über das Schicksal eines unterlegenen Gladiators zu entscheiden. Doch in der Regel tritt er diese Macht an das Publikum ab. Schreit die Mehrheit „Iugula" – „Erstich ihn!" – dann wird der Editor dem siegreichen Kämpfer ein Zeichen geben (ob dabei die Haltung des Daumens eine Rolle spielt, ist nicht genau bekannt), und der Verlierer hat sein Leben verwirkt.

Für einen GLADIATOR vergisst manche Dame ihren Ehemann

Gewinnt er aber seinen Kampf, dann hat er die Chance, großes Ansehen zu erwerben.

Gewöhnlich verachten Angehörige der römischen Oberschicht einen Sklaven oder Kriegsgefangenen – nur nicht in der Arena: Dort bewundern sie ihn. Über das Geschick der erfolgreichsten Gladiatoren diskutieren die Römer in den Straßen, Dichter besingen sie, spielende Kinder stellen ihre größten Heldentaten nach. Und manche Dame der römischen Gesellschaft ist „dem blanken Stahl" verfallen, wie Juvenal beobachtet, und zieht das Rendezvous mit einem Gladiator „dem Vaterland, der Schwester und dem Gatten" vor.

Einige Frauen der führenden Schicht verschaffen sich nachts sogar Zutritt zu den Schulen, um sich mit den verehrten Kämpfern zu vergnügen – wie jene reiche Pompejanerin, deren Skelett, mit kostbarem Schmuck behängt, Jahrhunderte später bei Ausgrabungsarbeiten in der Gladiatorenkaserne entdeckt wird, erstickt beim Ausbruch des Vesuvs, wohl während eines Rendezvous mit einem Fechter. Ein tapferer Gladiator kann es zu Ruhm bringen, zu Reichtum und im besten Fall zur Freiheit.

Gelegenheiten, die Männer zu bewundern, gibt es viele. Allein die staatlichen Munera im Dezember dauern zehn Tage. Daneben sind es vor allem die Wagenrennen im Circus Maximus, die das Publikum fesseln.

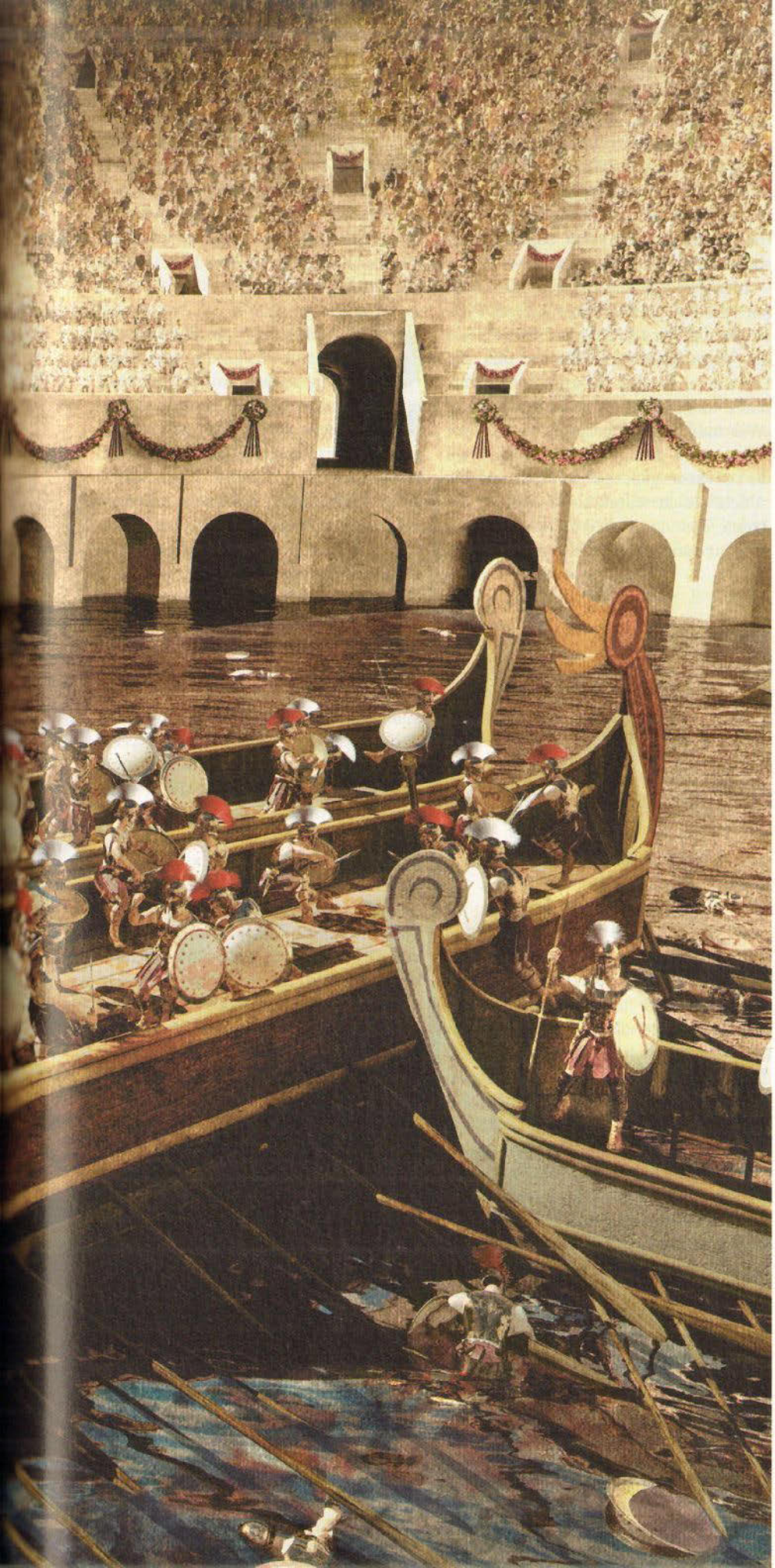
Dort treten, anders als in der Arena, Rennvereine unter den stets gleichen Farben gegeneinander an und scharen treue Gefolgschaften von Anhängern hinter sich. Die Wagenlenker rasen mit ihren Vierspännern über die 600 Meter lange Bahn, fegen um die Wendemarken und versuchen, einander an die Mauern zu drücken. Der Eintritt zum Circus ist ebenso wie bei den Munera kostenlos und das Publikum ähnlich begeistert wie bei den Gladiatorenkämpfen.

Doch nichts schlägt die Römer derart in seinen Bann wie das gewaltige Oval, das Kaiser Vespasian ab etwa 70 n. Chr. errichten lässt. Schon der Bau ist ein Kraftakt, den sich der Herrscher wohl nur leisten kann, weil sein Sohn Titus kurz zuvor einen Aufstand in Judäa niedergeschlagen hat und dabei den Jerusalemer Tempel plündern ließ.

Die Architekten heuern Zeichner, Zimmerleute, Maurer, Steinmetze an und kaufen Sklaven für die Hilfsarbeiten. Die Arbeiter setzen ein zwölf Meter starkes Basaltfundament für die Zuschauertribünen, das sie mit Beton umschließen. Sie bauen ein ausgefeiltes Abwassersystem, fast drei Kilometer Rohre und Tunnel. Roms Ziegeleien produzieren eine Million Backsteine. Den Marmor für die Innenseite der Arena



Rot färbt sich das Wasser, während die als Griechen verkleideten Gladiatoren aufeinander einschlagen. Jahrelang haben diese Männer – Verbrecher, Sklaven, Kriegsgefangene, aber auch Freiwillige – den Zweikampf trainiert, in dem es selten Gnade gibt: Nur wenn sich Schwertkrieger im Duell besonders tapfer gezeigt haben, entscheidet das Publikum manchmal, ihnen das Leben zu schenken



und den Travertin für die Fassade schaffen Arbeiter auf Ochsenkarren herbei. Kräne hieven die Blöcke in die Höhe. Der Kaiser hebt eigens für die Arbeiten das Tagfahrverbot für Fuhrwerke auf.

In nur zehn Jahren errichten Roms Ingenieure das mächtige Gebäude. Doch Vespasian erlebt nicht mehr, wie sich die ersten Gladiatoren auf dem Sand seiner Arena duellieren: Im Jahr 79 stirbt der Kaiser an Fieber und schwerem Durchfall. Und so wird sein Sohn Titus, der ihm als Kaiser nachfolgt, das Kolosseum im Jahr darauf eröffnen.

Die kühne Bauweise ist eine Sensation. Bis dahin waren die Arenen meist schlichte Sandplätze; die Zuschauer versammelten sich im Kreis um die Kämpfer. Bestenfalls hatten die Veranstalter Holztribünen aufgestellt, oft nur für einen Tag und stets in Furcht vor Bränden.

Das Kolosseum aber ist ein Monument der Ewigkeit, drei Etagen hoch, mit einer Fassade aus Arkadengängen, Säulen und Rundbögen. Nie zuvor hat es ein solches Bauwerk gegeben, nie wieder wird eine solche Arena entstehen.

Im März des Jahres 80 drängen sich Zehntausende auf dem Platz vor dem Kolosseum. Durch 76 Eingänge strömen sie hinein und verteilen sich über Treppen, Rampen und Gänge. Weitere Tore sind dem Kaiser, den Senatoren und den Gladiatoren vorbehalten. Eintrittsmarken verzeichnen Eingang, Rang und Platz im Zuschauerraum.

Bedienstete streifen durch die Ränge, verteilen Gebäck, schenken Wein aus. Der Kaiser lässt kleine hölzerne Bälle in das Publikum werfen. Es ist eine Lotterie – darauf finden die Römer Gewinne genannt: Speisen, Kleider, Vieh oder Sklaven. Wem die Glücksgöttin Fortuna besonders hold ist, kann sich als Hauptpreis einen goldenen Pokal abholen.

Titus will mit diesem Fest seinem Volk beweisen, dass für ihn, den zweiten Herrscher aus dem Geschlecht der Flavier, nichts unmöglich ist. Und so wird er am zweiten Tag der Eröffnung Land zu Wasser werden lassen.

Die Naumachia ist das gewaltigste Spektakel des römischen Veranstaltungskalenders. Derart kostspielig sind die nachgestellten Seeschlachten, dass

insgesamt nur elf von ihnen in der Geschichte Roms überliefert sind.

Zur ersten kommt es unter Gaius Iulius Caesar, der 46 v. Chr. seine Siege mit einem Schiffskampf feiert, vermutlich auf dem Marsfeld im Norden Roms.

Im Jahr 2 v. Chr. gibt Augustus eine Naumachie in einem eigens dafür errichteten Bassin in Trastevere auf der anderen Tiberseite. Und nun ist es Titus, der zum Spektakel lädt, besessen davon, den Römern zu beweisen, dass er dem ersten Kaiser an Macht und Größe mindestens ebenbürtig ist.

Eine Nacht lang schuften Sklaven in der Arena des Kolosseums, schaufeln den Sand fort, der noch am Nachmittag das Blut gefallener Gladiatoren aufgesaugt hat. Bauen den Bretterboden der Arena ab und die Holzstützen, auf denen er ruhte. Sie schaffen die Planken und Balken ins Freie, auch die Landschaftskulissen und Tierkäfige. Das Untergeschoss wird komplett geräumt.

Währenddessen arbeiten Ingenieure an jenem Aquädukt, der Wasser von der mächtigen Leitung der Aqua Claudia abzweigt und bis in die Nähe des Kolosseums auf den Caelius-Hügel führt. Sie bereiten Sperren vor, lassen Arbeiter Holzrohre den Hügel hinab verlegen und die Rohre an das Abwassersystem des Amphitheaters anschließen. Durch diese Leitung soll das Wasser ins Kolosseum fließen.

Als die Römer am zweiten Tag der Feiern in den Zuschauerraum treten, halten wohl viele erstaunt inne: Wo sich noch am Vortag Gladiatoren auf einem Kampfplatz aus Sand duellierten, klafft nun eine gewaltige, leere Wanne römischen Gussbetons.

Dann gibt Titus das Kommando. Sklaven öffnen die Schleusen. Aus den Schächten, durch die sonst Regen abfließt, schießen die umgeleiteten Wassermassen von allen Seiten ins Untergeschoss der Arena. Unter derart großem Druck strömt das Wasser den Caelius herab, dass es den Kampfplatz innerhalb einer Stunde flutet.

Die Ingenieure verwandeln die Arena des Kolosseums auf diese Weise in einen wohl anderthalb Meter tiefen See (höher kann der Pegel nicht gewesen sein – das Wasser hätte sonst das Gewölbe mit den Versorgungskorridoren im Fundament des Zuschauerovals geflutet).

Das Spektakel beginnt: Ein Horn ertönt, Stiere schwimmen aus einem Gang unter den Tribünen heraus in das Blickfeld der Zuschauer. Raunen geht durch das Publikum, denn die dressierten Tiere bewegen sich so selbstverständlich im Wasser wie an Land.

Mit dem nächsten Hornsignal stapfen Pferdegespanne unter lautem Platschen in die Arena. Bis zur Hüfte stehen die Wagenlenker im Wasser. Als das Startsignal ertönt, lassen sie die Peitschen knallen, die Pferde schießen los. „Was man sonst im Circus und in der Arena sieht, das, göttlicher Cäsar, wird dir zu Wasser geboten", jubelt Martial.

Schließlich watet ein Mann in die Arena, den das Publikum als Leander erkennt – jenen Helden der griechischen Mythologie, der in jeder Nacht durch den Hellespont schwimmt, um bei seiner Geliebten zu sein, bis ihn schließlich die Fluten in der Meerenge zwischen Europa und Kleinasien verschlingen.

Bis zum Abend tobt das GEFECHT in der Arena, die zum Meer geworden ist

Diesen Leander erwartet das gleiche Schicksal: Ein künstlich erzeugter Sturm türmt Welle auf Welle, in denen der Schwimmer am Ende ertrinkt.

Als sich das Wasser beruhigt hat, erscheinen an den schmalen Enden des Ovals langsam die schlanken Rümpfe zweier Kriegsschiffe. Erstaunte Rufe erschallen von den Tribünen, als die ersten Zuschauer die Boote entdecken. Sie liegen einander genau gegenüber, doch ihre Ruder bewegen sich nicht. Gebannt schaut das Publikum auf die Gefährte.

Dann ertönt das Horn, die Taktgeber schlagen die Trommeln, immer schneller treiben die Ruderer die Schiffe aufeinander zu – die Seeschlacht hat begonnen. Und Martial dichtet: „Wenn du aus fernen Landen als verspäteter Zuschauer hierhergekommen bist und dieser Tag für dich der erste des heiligen Schauspiels war, so lass dich nicht von den Schiffen täuschen und von den ans Meer erinnernden Wellen: Hier war vor Kurzem noch Land."

Stundenlang tobt das Gefecht. Aus den verborgenen Gängen unterhalb der Tribünen schnellen immer wieder kleinere Ruderboote voller Krieger hervor, formieren sich, verfolgen oder rammen einander. Der Rumpf eines Schiffs birst, läuft voller Wasser, neigt sich zur Seite. Die Rudersklaven liegen in Ketten, sie können sich nicht befreien. Dutzende ertrinken, während über ihren Köpfen der Enterkampf ausbricht.

Die Römer verehren die Geschichte der Griechen, bewundern die Größe der alten Kultur. Allerdings erwartet niemand auf den Rängen, dass die Krieger das Gefecht unten in der Arena korrekt nachstellen. Die Menschen wollen echte Kämpfe sehen und echtes Blut – die tapferste Truppe soll siegen.

Die Sonne neigt sich bereits hinter die Mauern des Kolosseums, als das Gefecht zu Ende geht. Wer es schließlich gewinnt – so wie im Jahr 664 v. Chr. Korkyra oder diesmal vielleicht Korinth? –, hält kein Dichter oder Geschichtsschreiber fest. Die überlebenden Soldaten sammeln sich in den Booten, die die Schlacht überstanden haben, und rudern triumphierend durch die Arena.

Begeistert applaudiert ihnen das Publikum. Da erst bemerken die Zuschauer die Nereiden – leicht bekleidete Mädchen, die im Schein von Fackeln aus dem Wasser auftauchen. Sie formieren sich zu einem Ballett, umtanzen einen Dreizack, der drohend aus dem Wasser ragt. Dann begleiten die Meeresnymphen die Seeleute aus der Arena.

Doch der Tag ist noch nicht vollkommen. Einmal noch zeigt sich Titus als Beherrscher der Elemente: Vor den Augen der Zuschauer lässt er Wasser wieder zu Land werden. Denn das Gelände, auf dem das Amphitheater steht, ist nach allen Seiten hin abschüssig. Im

Untergeschoss verlaufen Gräben in der Längs- und Querachse des Gebäudes.

Titus lässt sie nun öffnen. Das Wasser fließt in mächtige Auffangbecken ab – so rasch, wie die Fluten am Vormittag gestiegen sind.

NOCH WEITERE 98 TAGE währen die Feiern zur Eröffnung des Amphitheaters. Hunderte Gladiatoren lassen in dieser Zeit in der Arena ihr Leben.

Kaum hat ein Kämpfer seinen Widersacher niedergestreckt, stürmt schon das nächste Paar die Arena. Das Volk fordert die zwei legendären Fechter Myrinus und Triumphus – Titus lässt sie antreten. Bisweilen zeigt er sich milde und begnadigt zwei besonders ausdauernde Gladiatoren.



Ist das Publikum des Menschenbluts überdrüssig, treiben Sklaven Tiere in die Arena, Bestien aus allen Teilen des Imperiums. Elefanten gehen aufeinander los, ein Nashorn schleudert einen Stier durch das Oval. Sogar Kraniche hacken aufeinander ein.

An einem einzigen Tag lässt der Kaiser Dutzende Tiger, Löwen, Leoparden und Wildschweine dahinschlachten. Zwei Frauen im Kostüm der Jagdgöttin Diana spießen eine trächtige Sau mit Speeren auf; das Tier verendet, während die grausamen Göttinnen einen Frischling aus seinem Leib ans Licht zerren.

Verbrecher sterben, um das Publikum mit ihrem Tod an grausamen Szenen griechischer Mythen teilhaben zu lassen: Ein Mann ist wie Prometheus wehrlos an einen Felsen gekettet, als plötzlich ein Bär in die Arena springt und ihm die Eingeweide zerreißt.

Mit der Eröffnungsfeier des Kolosseums übertrifft Titus alles, was es zuvor an Spielen in Rom gegeben hat. Martial widmet der Zeremonie ein ganzes Buch, das „Liber Spectaculorum".

In 36 Epigrammen (womöglich sind weitere Verse verloren gegangen) besingt der Hofdichter der Flavier das Festtreiben, betont die unermessliche Macht des Kaisers, dessen Befehlen Tiere wie Menschen, ja selbst der Kriegsgott Mars gehorchen würden.

Dabei ist das Kolosseum im Jahr 80 noch gar nicht vollendet. Denn erst Kaiser Domitian, der seinem 81 verstorbenen Bruder Titus als Herrscher nachfolgt, gibt dem Amphitheater seine endgültige Gestalt. Er erweitert den Bau um die Attika, den obersten Fassadenring aus massivem Beton, in dessen Schutz ein Säulenumgang mit Holztribünen errichtet wird.

Das Kolosseum ist jetzt rund 50 Meter hoch und bietet 50 000 Menschen Platz. Über deren Köpfen spannt sich ein Sonnensegel aus Leinen, das Schatten spendet. So kompliziert ist der Mechanismus an den Masten und Winden, dass mehr als 1000 gelernte Seeleute ihn bedienen müssen.

Zudem stiftet Domitian Rom vier Gladiatorenschulen. Die wichtigste von ihnen liegt unmittelbar neben den mächtigen Mauern des Amphitheaters: der *ludus magnus*, ein dreigeschossiger Komplex mit backsteinerner Fassade und eigener Arena. Die Kämpfer gelangen durch einen unterirdischen Gang in das Kolosseum.

Auch sonst lässt Domitian das Untergeschoss der Arena umgestalten. Unter dem Holzboden entsteht ein gemauerter Keller, in dem die Techniker des Amphitheaters die großformatigen Bühnenbilder aufbewahren.

Dank eines komplizierten Aufzugsystems können sie die Arena jetzt noch schneller mit Kulissen schmücken und Raubtiere genau zum gewünschten Zeitpunkt aus Klappen im Boden springen lassen. Es ist eine perfekte Bühnenmaschinerie.

Eines aber hat Domitian mit seinen Umbauten unmöglich gemacht: das Fluten der Arena. Kein Kaiser kann nun noch das Spektakel übertreffen, mit dem Titus das Amphitheater eingeweiht hat.

Und so wird seine Naumachie die einzige bleiben, die jemals im Kolosseum zu sehen war.

Aber die städtischen Massen fordern immer mehr. Ein Herrscher, der beim Volk beliebt sein will, muss stets noch spektakulärere Kämpfe ausrichten als seine Vorgänger.

Er muss üppigere Bühnenbilder, exotischere Tiere und mutigere Gladiatoren zeigen. Im Jahr 107 etwa feiert Kaiser Trajan, nachdem er Dakien erobert hat, seinen Triumph 123 Tage lang. Dabei lässt er 11 000 wilde Tiere in der Arena töten und 10 000 Gladiatoren auftreten – so viele Kämpfer, wie Augustus während seiner gesamten 40 Jahre dauernden Herrschaft einsetzte.

Die Begeisterung der Massen für die Gladiatoren hält an. An keinem Ort im Imperium gibt es prächtigere Kämpfe als im Kolosseum. Zwar beschädigt ein Großbrand im 2. Jahrhundert das Gebäude schwer; auch schlägt 217 der Blitz ein und brennt das oberste Geschoss mit seinen Holztribünen nieder. Aber stets bauen die Römer ihr Amphitheater wieder auf, wenn es auch mitunter Jahrzehnte dauert.

Im Jahr 238 ordnet Kaiser Gordian an, dass fortan jeden Monat ein Munus im Kolosseum gegeben werden soll. Bei manchen dieser Spiele schickt er 5000 Gladiatoren und 1000 Bären in die Arena.

Erst im 4. Jahrhundert beginnt der Niedergang. Kaiser Konstantin bereitet dem Christentum den Weg zur Staatsreligion, und die Anhänger Jesu lehnen die Kämpfe ab. Konstantin verbietet, dass Verbrecher in die Spiele geschickt werden – damit fehlt den Schulen ihre wichtigste Quelle für neue Rekruten. Die Ära der Gladiatoren geht ihrem Ende zu.



Als der Gotenkönig Alarich zu Beginn des 5. Jahrhunderts mehrfach Rom belagert, wird das Kolosseum schwer beschädigt. Erdbeben erschüttern bald darauf die Stadt, lassen die Ränge des Amphitheaters einstürzen und die Kloaken im Untergeschoss bersten.

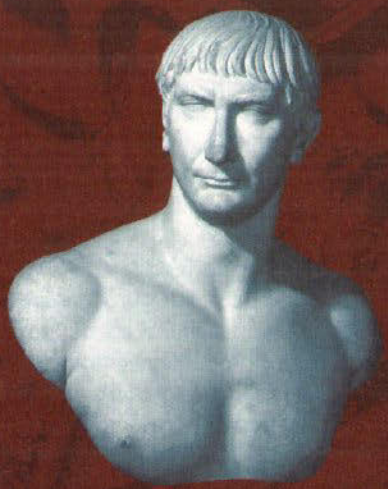
Nach und nach weiden die Römer ihre einstmals so mächtige Arena aus, stehlen Bleirohre, brechen Steine.

Trotz der Zerstörung verzeichnen Geschichtsschreiber für das Jahr 523 eine allerletzte Schau im Kolosseum: eine Hetzjagd auf Tiere.

Danach aber tränkt nie wieder das Blut von Gladiatoren den Boden des Flavischen Amphitheaters. □

Literaturempfehlungen: Peter Connolly, „Colosseum. Arena der Gladiatoren", Philipp Reclam jun.: überaus anschauliches Werk über die Welt der Gladiatoren und Roms mächtigste Arena – bei der Auslegung antiker Quellen allerdings nicht immer ganz akkurat. Eckart Köhne/Cornelia Ewigleben (Hg.), „Caesaren und Gladiatoren", Philipp von Zabern: hervorragender Ausstellungskatalog zur römischen Unterhaltungsindustrie.

Tim Wehrmann, 37, ist Illustrator in Hamburg, **Sebastian Kretz**, 29, Autor in Berlin. Bei den Recherchen zu Aussehen und Funktionsweise des Kolosseums wurden Autor und Redaktion von **Dr.-Ing. Heinz-Jürgen Beste** vom Deutschen Archäologischen Institut, Abteilung Rom, unterstützt. Der Bauforscher ist einer der besten Kenner der Geschichte des größten römischen Amphitheaters, seiner Architektur und Bühnentechnik.



TRAJ

Ausgerechnet ein Kaiser, der keiner ehrwürdigen Dynastie entstammt, ein Emporkömmling also, treibt Rom auf den Höhepunkt der Macht. Als Mann der Armee und geschickter Feldherr erringt Trajan im Osten entscheidende Siege. Doch dann überdehnt er das Imperium

VON BERTRAM WEISS

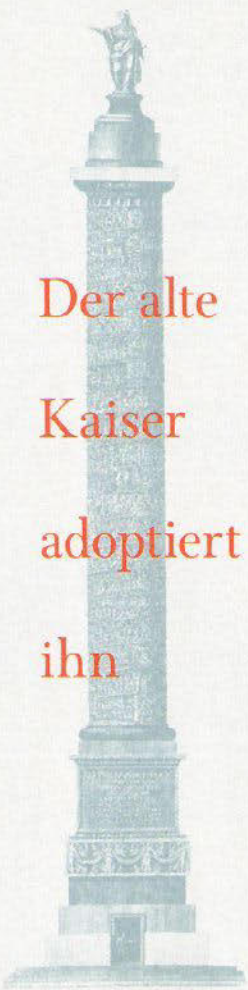
Der Fluch der Größe

A N



Trotz seiner provinziellen Herkunft gilt Trajan bald als Idealbild des römischen Imperators. Eine fast 40 Meter hohe Säule im Zentrum Roms, die bereits zu seinen Lebzeiten errichtet wird, trägt seine Statue, und ein sich am Monument hochwindendes Relief verherrlicht seine Taten. Vor allem: militärische

Der alte Kaiser adoptiert ihn



Machtvoll zieht der Adler über die Donau. Hoch erhebt er die Flügel und reckt den geschwungenen Schnabel; mit den Klauen umgreift er ein Bündel von Blitzen. Der Vogel aus Silber und Gold ist ein Bote des obersten Gottes Jupiter. Und ein Zeichen für die wichtigste Stütze des Kaisertums: das römische Heer.

Ein Standartenträger hält die Figur seiner Legion auf einer Stange in die Höhe. Ihm folgen Tausende Soldaten, Schulter an Schulter, gerüstet mit Schwertern, Lanzen, Schilden und Brustpanzern.

Dort, wo heute die Grenze zwischen Serbien und Rumänien verläuft, marschieren die Männer in einer unübersehbar langen Kolonne über die Donau. Stundenlang lassen die Tritte der Sandalen die hölzernen Planken erzittern.

Die Brücke im Vorland der Karpaten ist rund 20 Meter breit und mehr als 1000 Meter lang. Erbaut wurde sie allein zu einem Zweck: um eine gigantische Invasion zu ermöglichen.

Einige Zehntausend Mann führt Kaiser Trajan hinter dem Adler zum entscheidenden Angriff gegen die kriegerischen Daker. Insgesamt ziehen mindestens 14 Legionen in den Kampf, jede rund 5300 Mann stark – etwa die Hälfte der römischen Armee.

Es ist ein riesiger Tross aus Soldaten und Lasttieren, Wagen und Reitern, eine gewaltige Kriegsmaschine aus Metall und Muskelkraft. Eine Streitmacht, deren Krieger besser ausgerüstet und gedrillt sind als alle anderen; keine Armee ist disziplinierter oder besser organisiert, keine greift taktisch geschickter an.

Der Mann, der an diesem Tag im Frühjahr des Jahres 106 n. Chr. seinen Legionen voranschreitet, hat seine Macht auf diese Armee gegründet. Nie zuvor ist einer wie Trajan römischer Kaiser geworden: ein Mann aus einer Familie von Emporkömmlingen, der weder einem Verwandten nachfolgte noch seinen Vorgänger töten musste, um auf den Thron zu gelangen. Ein Heerführer, der bald zum Idealbild eines römischen Herrschers werden wird.

Schon jetzt huldigen die Senatoren dem 52-Jährigen, bejubeln ihn seine Soldaten. Der Feldzug gegen die Daker soll die langjährigen Gegner des Imperiums vernichten. Der Erfolg wird Trajan mit seinen Legionen bis an die Grenzen des Reiches treiben – und darüber hinaus.

Trajans Weg zur Macht ist in der römischen Geschichte bis dahin einmalig. Jahrzehntelang reichten die Kaiser die Herrschaft zumeist innerhalb ihrer Familien weiter. Doch mit Trajan beginnt eine Epoche, die Historiker später „Adoptivkaisertum" nennen werden.

Seine Familie lebte über Generationen fernab von Rom in der Provinz Hispania Baetica (Andalusien). Mit der Produktion von Olivenöl und Wein gelangen lokale Großgrundbesitzer dort rasch zu jenem Wohlstand, der den Männern eine politische Karriere in Rom ermöglicht.

Dort wohl wird auch Marcus Ulpius Traianus geboren. Als Erster aus der Familie ist vermutlich sein Großvater in den römischen Senat eingezogen – ein Affront gegen die altehrwürdigen italischen Geschlechter, die im Rat die Mehrheit stellen.

Doch Kaiser Domitian aus der Dynastie der Flavier will die alte Elite Roms schwächen – und schafft so Raum für neue, aufstrebende Sippen wie die des jungen Trajan.

Der Herrscher ist von seiner göttlichen Berufung derart überzeugt, dass er Misstrauen, Furcht und Hass unter den römischen Bürgern schürt. Unerbittlich lässt er Gegner und Kritiker des Regimes enteignen, verbannen oder hinrichten, demütigt Senatoren und macht sie zu Handlangern.

Mit etwa 20 Jahren wird Trajan zum ersten Mal in die Welt der römischen Armee eingeführt. In Syrien dient er als senatorischer Militärtribun. Diese Position ist für junge Männer aus einflussreichen Familien das erste Amt mit militärischen Befugnissen auf dem Weg in den Senatorenstand.

Gemeinsam mit fünf ritterlichen Tribunen stehen die jungen Offiziere dem Kommandeur einer Legion zur Seite, dürfen bereits gelegentlich Truppenteile befehligen, kümmern sich um die Aushebung neuer Soldaten und führen die täglichen Geschäfte der Einheit.

Später sammelt Trajan als hoher Beamter Erfahrung an römischen Gerichtshöfen. Doch das Leben als Soldat liegt ihm vermutlich mehr: Als er etwa 35 ist, erteilt ihm Domitian schließlich das Kommando über eine Legion in Nordspanien. Trajan führt seine Truppen über die Pyrenäen bis nach Germanien, um dort bei der Niederschlagung eines Aufstands zu helfen.

Zwar haben andere Legionen die Rebellion bei seiner Ankunft bereits erstickt, doch Domitian zeigt sich trotzdem dankbar – und macht Trajan im Jahr 91 als Belohnung für dessen Loyalität zum Konsul des Reiches. Im Kaisertum ist dieses Amt zwar längst nicht mehr so mächtig wie zu Zeiten der Römischen Republik. Doch noch immer ist das Prestige des Konsulats groß, noch immer sitzen die Konsuln den Zusammenkünften der Senatoren vor.

Höher kann Trajan eigentlich nicht mehr steigen, er kann für sich ein Leben als römischer Senator erwarten. Doch es kommt anders.

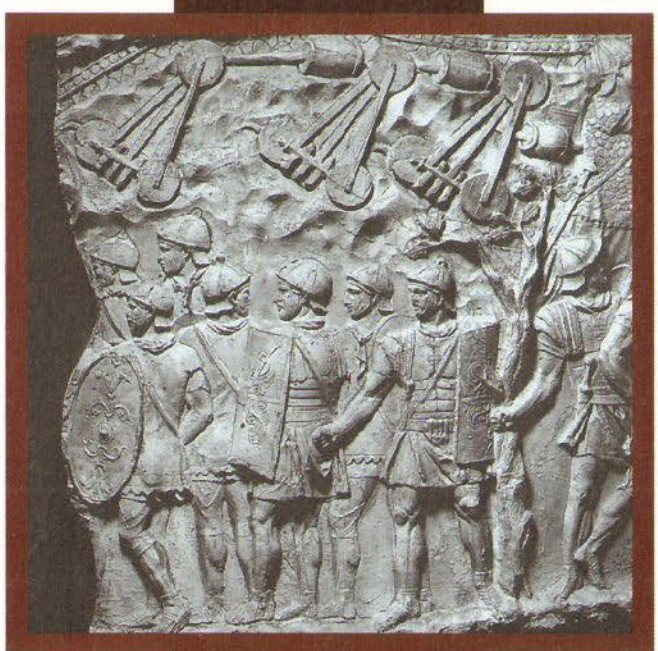
Am 18. September 96 fällt Domitian einem Komplott zum Opfer, angeführt von seinem eigenen Kammerherrn. Der Kaiser hinterlässt keinen Nachkommen, und die Verschwörer, zu denen enge Vertraute und seine Ehefrau zählen, wollen verhindern, dass erneut eine Sippe wie die Flavier über Jahrzehnte die Macht an sich reißen könnte.

Um Zeit für eine dauerhafte Lösung zu gewinnen, einigen sie sich auf einen Senator namens Nerva als Kaiser. Der ist bereits 65 und gebrechlich.

Außerdem hat er keine Kinder – und kann auch bei den römischen Truppen nicht auf Unterstützung hoffen. Von Nerva droht niemandem Gefahr.



105 n. Chr. lässt sich Trajan mit seinen Truppen über die Adria bringen, um nördöstlich des Balkans gegen die Daker zu ziehen (Fries der Trajanssäule, Gipsabguss)



Mit Katapulten auf Rädern marschieren die Legionen gegen den Königssitz der Daker. Jahrelang hat Trajan den Kriegszug vorbereitet

Trajan ist im Jahr 97 Statthalter von Obergermanien – ein Hinweis darauf, dass er die Unterstützung des Kaisers genießt. 75 000 Soldaten stehen nun unter seinem Befehl oder dem seiner Verbündeten am Rhein.

Damit gehört er zu den mächtigsten Männern im Reich. Kein anderer Patrizier hat so viele Kämpfer an seiner Seite – kein anderes Großheer steht so nah an Italien.

Nerva hat Trajan vermutlich diesen Posten gegeben, damit der ihn schützt. Und der neue Statthalter nutzt seinen neuen Einfluss, empfiehlt etwa ergebene Freunde für entscheidende Positionen. Als Berater Nervas vertreten sie Trajans Sache in der Hauptstadt.

Und doch sind viele Familien Roms überrascht, als der Kaiser ein Jahr nach Domitians Tod auf dem Kapitol verkündet, er habe einen Nachfolger gefunden: Trajan. Er nehme ihn als Sohn an.

Nie zuvor hat sich ein Kaiser so demonstrativ gegen die Tradition gewandt – und zu seinen Lebzeiten ein Adoptivkind statt eines Blutsverwandten zum Erben der Kaiserwürde ernannt. Damit ist ein neues Modell erfunden, das über Generationen die Politik des Reiches bestimmen wird.

Später werden die Senatoren erklären, Nerva habe Trajan aus allen Bürgern Roms gewählt, weil er schlicht der Beste sei.

Tatsächlich aber hat sich der Emporkömmling wohl als äußerst geschickter Taktierer erwiesen: Niemand hat so viel Einfluss und Ansehen beim Militär wie er, niemand hat so geschickt wie er bedeutende Befehlshaber und Beamte als Freunde gewonnen.

Womöglich, aber das ist Spekulation, hat er Nerva gar mit einem Militärputsch gedroht, sollte der Kaiser ihn nicht adoptieren.

Denn als angenommener Sohn gelangt er an die Macht, ohne als Mitverschwörer gegen Domitian zu gelten – ohne seine Herrschaft also mit dem Vorwurf zu beginnen, einen Mord begangen zu haben.

GUT DREI MONATE später, Anfang Februar 98, bringen berittene Kuriere die Nachricht vom Tod Nervas nach Germanien.

Dort, im mehr als 1000 Kilometer entfernten Colonia Claudia Ara Agrippinensium, dem späteren Köln, residiert der designierte Kaiser.

Er ist 44 Jahre alt, Bildhauer zeigen ihn stattlich, hochgewachsen und muskulös. Sein Kopf ist breit, die Nase kräftig und lang. Die Lippen, an denen seitlich tiefe Falten zum vorspringenden Kinn verlaufen, sind auffallend schmal. Das ergraute Haar fällt ihm schlicht geschnitten in die Stirn.

Der neue Kaiser setzt sofort ein Zeichen: Statt mit Pomp in Rom einzuziehen und sich den Bürgern der Metropole vorzustellen, bleibt er in den Provinzen, bildet Soldaten aus, überwacht Manöver, inspiziert Armeelager und verteilt großzügige Belohnungen an seine Soldaten.

Das Signal kann niemand missverstehen: Dem Heer ist Trajan enger verbunden als den Politikern Roms.

Gesandte aus allen Teilen des Imperiums müssen in die Provinz nach Köln reisen, um den neuen Herrscher zu sehen. In Rom empören sich die Senatoren, wenn auch hinter vorgehaltener Hand: Nie zuvor hat es ein Kaiser gewagt, ohne triftigen Grund seine Regierung in der Ferne anzutreten.

Dennoch versteht es Trajan, den Senat nach und nach für sich zu gewinnen.

So teilt er dem Rat mit, er werde, anders als viele seiner Vorgänger, niemals einen Senator hinrichten lassen. An dieses Versprechen wird der Kaiser sich offenbar Zeit seines Lebens halten. Womöglich erlangt er auch deshalb rasch den Ruf, ein gerechter und besonnener Herrscher zu sein, der die Ehre der Bürger achtet, allen voran die der Senatoren.

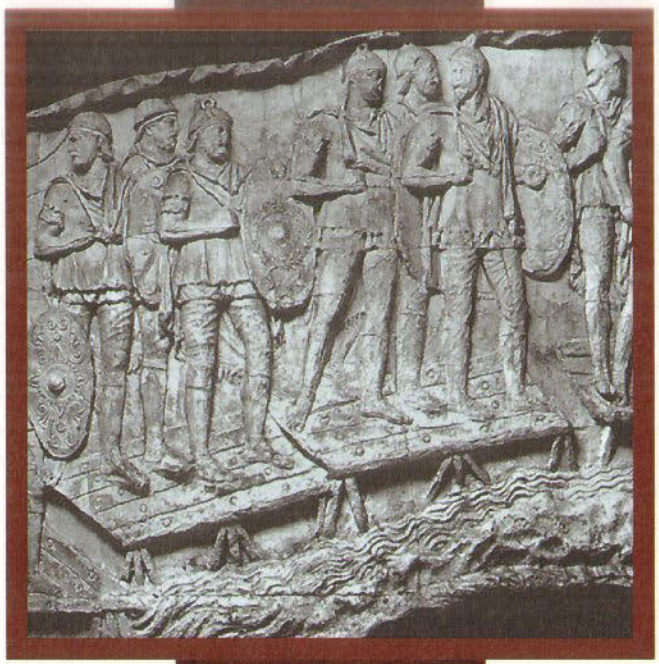
Diesen Eindruck bestärkt er, als er nach mehr als anderthalb Jahren doch noch gen Rom reist und sich dort als idealer *princeps*, als erster Bürger unter Gleichen, in Szene setzt: Zu Fuß durchschreitet er das Tor der Stadt, umringt von Soldaten in Zivil.

Kein Senator muss wie einst vor Domitian zu Boden sinken; anstatt sie auf die Knie zu zwingen, bietet er ihnen seine Hand zum Kuss. Bei Banketten inszeniert er sich nicht als Gott, sondern gesellt sich zu den Gästen.

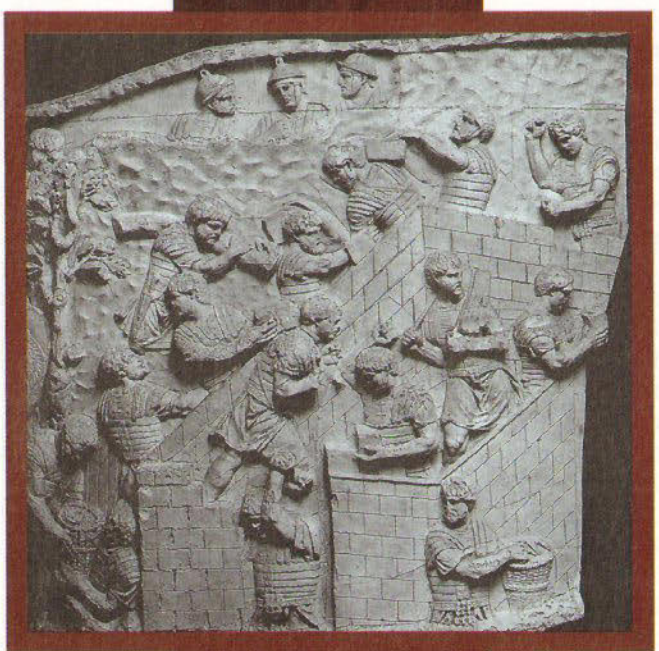
Die sind nun derart eingenommen von dem neuen Herrscher, dass sie ihn als einzigen Kaiser in der Geschichte Roms zum *optimus* erheben – zum „Besten", dessen Fähigkeiten weit über das Menschliche hinausreichen. In den Versammlungen ehren die Männer ihn mit Beifall: Es möge ihm gelingen, was er plane, rufen sie ihm zu.

Tatsächlich steht Trajan eine Herausforderung bevor, in der er zum Helden werden kann – oder zum Versager.

Im Jahr 100 droht den Bürgern des Imperium Romanum nur wenig Gefahr von anderen Völkern. Das Reich ist gefestigt, die Armee beherrscht den Mittelmeerraum. Im Norden bilden Rhein und Donau eine schützende Barriere gegen Feinde, im Süden begrenzen Wüsten und Gebirge das römische Territorium, im Westen der Ozean.



Auf einer Behelfskonstruktion überqueren römische Truppen einen Fluss. Über die Donau lässt der Kaiser sogar eine gewaltige Brücke schlagen



Legionäre errichten ein steinernes Kastell. Auf dem Marsch rasten sie wahrscheinlich auch in hölzernen Lagern, die sie an einem Abend aufbauen

Doch im Osten, in den Bergen des heutigen Rumänien und Moldawien, ist das Reich verwundbar. An den grünen Ufern der Zuströme der Donau, in den fruchtbaren Ebenen der Walachei und des Banats, in den zerklüfteten Tälern und auf den schwer zu bezwingenden Anhöhen der Karpaten lebt das reiche Volk der Daker, das zu den thrakischen Stämmen zählt.

Kaum eine andere Kultur in Europa ist neben der römischen so weit entwickelt. Seit Jahrhunderten handeln Daker mit eigenen Münzen, errichten Siedlungen und wehrhafte Festungen, schmieden Armreife, Halsketten und Ringe aus Silber, erschaffen prunkvolle Tongefäße, erforschen die Wirkung von Pflanzen, beobachten die Gestirne am Firmament. Ihr Kalender teilt das Jahr in zwölf Monate ein, die Woche in sechs Tage.

Und sie verfügen über ein starkes Heer, das immer wieder in das Römische Reich einfällt.

Wie vielen seiner Vorgänger ist es auch Domitian nicht gelungen, die Daker dauerhaft zu bezwingen. So liegt es nun an Trajan, deren König Decebalus zu besiegen – und das Römische Imperium auch an dieser Grenze zu sichern.

Im Jahr 101 führt er erstmals eine Armee in das Dakerreich. Nach rund einjährigem Kampf einigen sich die verfeindeten Herrscher auf ein Friedensabkommen. Doch beide betrachten es wohl nur als vorübergehendes Einvernehmen.

Decebalus verpflichtet sich, Waffen und Kriegsmaschinen auszuliefern und die Burgen seines Reiches zu zerstören. Doch bald schon lässt der König seine Wehranlagen wiedererrichten und versucht, Verbündete für eine Allianz gegen Rom zu finden.

Auch Trajan plant einen erneuten Feldzug. Diesmal will er die ganze Kraft seines Heeres entfesseln – und auch das Zentrum des dakischen Reiches erobern: Sarmizegetusa im Westen Rumäniens. Umgeben von Festungen, liegt die Residenz inmitten des unwegsamen Berglandes, bewacht von einer majestätischen Zitadelle.

Mindestes zwei Jahre lang bereitet der Kaiser die Armee auf den Krieg vor. Er lässt seine Soldaten im Donauraum Straßen und Kastelle bauen – und erstmals eine dauerhafte Brücke über den gewaltigen Strom schlagen.

Es ist ein Meisterwerk der Ingenieurskunst: 20 Pfeiler aus Quadersteinen graben die Römer tief in das Flussbett ein. Zwischen den gewaltigen Stützen in einem Abstand von 52 Metern bringen sie eine Holzkonstruktion an. 1000 Jahre werden Brückenbaumeister die Spannweite dieser Bögen nicht übertreffen.

Frühjahr 106: Schmetternd erschallen Hörner und Trompeten, ein Standartenträger stemmt den Adler in die Höhe. Es ist das Signal für die Fußsoldaten zum Aufbruch, zum finalen Schlag des Imperiums gegen die Daker.

In langen Kolonnen folgen Soldaten dem goldenen Wahrzeichen, dem *aquila*. Kaiser Trajan persönlich führt seine Einheiten über den Strom.

Vermutlich marschieren an diesem Tag auch Männer der Legio II Traiana fortis, der „Zweiten Tapferen Trajanischen Legion", gegen Dakien. Es ist wohl das erste Mal nach zwei Jahren Drill, dass sie in einen echten Kampf ziehen: Der Kaiser hat die Truppe extra für diesen Feldzug ausheben lassen.

Die Soldaten dieser Legion sind sorgfältig ausgewählt: Eine Kommission hat festgestellt, dass sie römische Bürger sind, rund 20 Jahre alt, der lateinischen Sprache mächtig und nicht kleiner als 1,65 Meter; dass sie zählen können, gut sehen und wenn möglich auch lesen, schreiben und rechnen.

Im Namen der Götter haben die Legionäre geschworen, Trajan und der Armee zu dienen. Wer Befehle missachtet, dem drohen Schläge oder eine Kürzung des Soldes. Macht sich ein ganzer Truppenteil schuldig, etwa durch Feigheit oder Meuterei, kann ihn die Dezimierung treffen, die strengste Strafe des römischen Kriegsrechts. Dafür wird jeder Zehnte unter den betroffenen Soldaten ausgelost – und hingerichtet.

Umgekehrt können die Legionäre für besonderen Eifer Belohnungen und Ehrungen erhoffen, etwa wertvolle Medaillen, Halsketten oder Armreife. Ein Zubrot zu den 300 Denaren, die sie im Jahr verdienen. Nach dem Ende des Dienstes, der unter Trajan rund 25 Jahre dauern kann, steht den Soldaten zudem ein Stück Land im Imperium zu.

Und so marschieren die Männer gehorsam im Gleichschritt auf einer Straße entlang, die Pioniereinheiten zuvor gebaut haben. Auf dem Rücken trägt jeder Reservekleidung, Kochtopf, Feldflasche und drei Tagesrationen Verpflegung. Mit Rüstung und Waffen schleppt ein Legionär mehr als 40 Kilo Gewicht.

Es riecht nach Schweiß und Staub, nach dem Holz der Schilde und dem Leder Tausender Sandalen. Die Legionäre sehen wenig mehr als die Helme ihrer Vordermänner. Auf ihren Schultern scheuern Metallplatten, zusammengehalten mit Lederriemen.

Noch im Schlaf kann jeder von ihnen seine Legion, seine Kohorte, sein Manipel und schließlich seine Zenturie aufsagen, die kleinste Einheit der römischen Armee. Mit diesen 80 Mann (nur die Zenturien der ersten Kohorte sind doppelt so stark) marschiert ein Legionär, neben ihnen schläft, isst und kämpft er.

Schier endlos wälzt sich der Zug der Soldaten vorwärts. Von hinten hören die Legionäre das Brüllen der Ochsen, die die Geschütze ziehen, die knarrenden Räder der Karren, auf denen sich Reservewaffen, Verbandsmaterial und Zelte türmen. Daneben schnauben und stampfen die Maultiere. Zwei tragen jeweils das Gepäck von acht Legionären.

Auf einer zweiten Route, einige Kilometer westlich, rollen weitere Wagen mit Ausrüstung und Proviant, damit die kampfbereiten Truppen schneller vorwärtskommen. Hunderte Sklaven, Knechte und Händler begleiten den Marsch des Versorgungszuges.

Mit den Soldaten reiten Offiziere, Kuriere und Beamte, denn jederzeit muss der Kaiser auch vom Feindesland aus das Reich regieren können. Zudem hat Trajan berittene Bogenschützen aus Kleinasien an die Donau beordert. Sie gehören zu den Hilfstruppen der Legionen. In jeder Einheit dienen bis zu 1000 weitere Soldaten, meist Männer aus besiegten Völkern. Von den rund 150 000 Soldaten, die gegen den dakischen König ziehen, sind mehr als ein Drittel solch ehemalige Feinde Roms.

Die Armee marschiert in einer über Jahrhunderte erprobten Formation. Denn nie ist eine Legion verwundbarer als an Tagen wie diesem, wenn sie sich in einer lang gezogenen Reihe kilometerweit in eine Ebene vorwagt.

Kundschafter reiten der Kolonne voran, bereit, sofort jedes verdächtige Zeichen zu melden. Ihnen folgen Hilfstruppen. In der Mitte des Zuges marschieren die sorgfältig ausgebildeten und schwer bewaffneten Legionäre. Sie umringen die Kutschen und Karren des Versorgungstrosses. Die Nachhut bilden wieder Hilfseinheiten.

Tagelang führt Trajan seine Armee immer weiter nach Dakien hinein. Kein Zusammentreffen mit dem Feind unterbricht ihren Marsch. Ihre Route ist bereits ausgebaut, die Plätze für die Lager sind sorgfältig ausgewählt: In der Nähe gibt es Wasser; freie Sicht für die Wachen garantiert, dass in der Nacht niemand die Armee überfallen kann.

Die Sonne steht schon niedrig, wenn der Kaiser halten lässt. An manchen Abenden jedoch können sich die Soldaten vermutlich nicht ausruhen und müssen ein neues Lager errichten. Das geschieht nach einem genauen Plan, jeder Legionär weiß, was er zu tun hat.

Mit Spaten ebnen etliche den Erdboden auf einer rechteckigen Fläche ein, andere heben ringsum einen Graben aus und häufen einen Schutzwall an.

Dumpf dröhnen die Schläge der Hämmer, mit denen Rekruten die mitgebrachten Schanzpfähle in den Boden treiben. So entsteht binnen kurzer Zeit eine Palisadenwand. Davor heben die Soldaten einen Graben aus und legen in der Umgebung Fallgruben an. Auf deren Grund platzieren sie Äste, die so spitz sind, dass sie feindliche Angreifer durchbohren.

Bald ist das Lager nur noch durch vier streng bewachte Tore zugänglich. Im Inneren schlagen die Legionäre in ge-

raden Reihen ihre Acht-Mann-Zelte auf. Außerdem errichten sie Werkstätten, Vorratszelte, ein Lazarett, eine Krankenstation für Tiere, eine Tribüne für den Kommandeur und einen Exerzierplatz.

Dort stehen die Soldaten am Abend und hören eine Ansprache ihres Feldherrn. Anschließend lodern im Lager die Feuer der Kochstellen auf, die Männer ziehen Speck und Käse, Krüge mit Olivenöl und Weizensäckchen aus ihren Vorratsbeuteln. Während die Wachen auf den Schutzwällen auf die erste Ablösung warten, raunen die Stimmen Tausender Männer über den Zeltplanen.

Wo noch am Morgen Insekten über Pflanzen summten, erhebt sich nun ein römisches Marschlager – das schon am nächsten Tag abgebaut wird, wenn die Armee wieder aufbricht.

Trajans Heer kann weit nach Dakien vordringen, ohne auf Decebalus zu stoßen. Der König ist geschwächt: Beim ersten Angriff fünf Jahre zuvor zählte seine Armee wohl bis zu 200 000 Mann. Doch viele Soldaten sind in den Schlachten gefallen. Und Trajan hat seither Bündnisse mit den Herrschern zahlreicher Stämme geschlossen, die zuvor dem Daker dienten.



Er erhält den Kopf des Königs

Im Frühsommer 106, treffen die Armeen endlich aufeinander.

Das Gelände der Karpaten ist unwegsam, die Täler sind häufig sehr schmal. Vermutlich versucht Trajan dennoch, die Schlachtordnung aufrechtzuerhalten, mit der das extrem disziplinierte römische Heer schon so oft den Sieg errungen hat.

Noch ein letztes Mal feuert der Kaiser die Soldaten an. Dann rückt seine Armee in drei Abteilungen zum Kampf vor. Rechts und links formieren sich Reitertruppen und schützen die Flanken der Fußsoldaten, die im Zentrum aufmarschieren.

Schild an Schild, Ellbogen an Ellbogen stehen die Infanteristen in Reihen, eine hinter der anderen. Die Metallplatten ihrer Panzer klirren.

Neben oder hinter den Legionären geht die Artillerie in Stellung. Soldaten errichten Katapulte, rollen mannshohe Wurfmaschinen heran. Bogenschützen spannen die Sehnen ihrer Waffen.

In Sichtweite stehen die dakischen Truppen bereit zur Schlacht. Sekundenlang ist es beinahe still. Dann zischen Steine, Bleikugeln und Pfeile durch die Luft und gehen als tödlicher Hagel auf die Daker nieder. Aus Tausenden römischer Kehlen ertönt martialischer Lärm.

Der Schlachtruf soll die gegnerischen Krieger ängstigen – die Römer zusammenschweißen: Hier geht kein Mann allein in den Kampf, hier streitet ein vereintes Heer, hier stirbt jeder ehrenvoll für ein höheres Ziel.

Die Legionäre der ersten Reihen holen mit dem rechten Arm aus und schleudern den Feinden ihre gefürchteten *pila* entgegen. Pfeifend fliegen die zwei Meter langen Speere durch die Luft. Deren eiserne Spitzen durchstoßen die feindlichen Schilde, verhaken sich darin, sodass sie für den weiteren Kampf nicht mehr gebraucht werden können.

Nun rücken die Legionäre im Laufschritt vorwärts, in der rechten Faust das rasiermesserscharfe *gladius*, ein etwa 60 Zentimeter langes Kurzschwert. Die hinteren Reihen schieben ihre Vordermänner dem Feind entgegen. Wie eine Wand aus Metall, Holz und Leder drängt die Armee gegen die dakischen Reihen.

Die vordersten Legionäre stemmen sich im Schutz ihrer Schilde gegen die feindlichen Krieger. So bleibt den Widersachern kaum Raum, ihre gebogenen Langschwerter zu schwingen. Hebt ein Daker doch die Waffe, nutzt sein Gegner diesen Moment und lässt sein Schwert vorschnellen.

Die Römer sind darauf trainiert, ihr Gladius wie einen Dolch rasch und kraftvoll nach vorn zu stoßen. Die Waffe reißt fürchterliche Wunden, zersplittert Knochen, zerfleischt Organe – ohne dass sich die Soldaten hinter ihren Schilden hervorwagen müssen. Sinkt dennoch ein Legionär zu Boden, tritt ein anderer nach vorn und schließt so erneut die Schlachtreihe.

Trotz der schweren Bewaffnung der einzelnen Soldaten – Schild, Gladius und Panzer – erlaubt die Aufstellung der Armee rasche Manöver und Formationswechsel: Im Gefecht halten die Truppenteile stets ein wenig Abstand voneinander. So können sie flexibel auf Kommandos reagieren, vor- oder zurückmarschieren, Lücken schließen, wenden und schwenken.

Dakische Reiter preschen heran. Daraufhin erschallt die Anweisung „Repellere equites!". Die Legionäre rammen ihre Schilde in den Boden und richten ihre Waffen nach vorn: vor der bespickten Eisenmauer bäumen sich die Pferde auf, stürzen oder fliehen.

Die Helme der Soldaten lassen die Ohren frei, damit keinem ein Kommando entgeht. Ohne zu zögern, folgen sie den Befehlen. Überall schlägt dröhnend Metall auf Metall, brüllen und ächzen Männer. Signale von Trompeten und Hörnern durchdringen das Getöse. Dann heben die Männer den Blick, halten Ausschau nach den Feldzeichen.

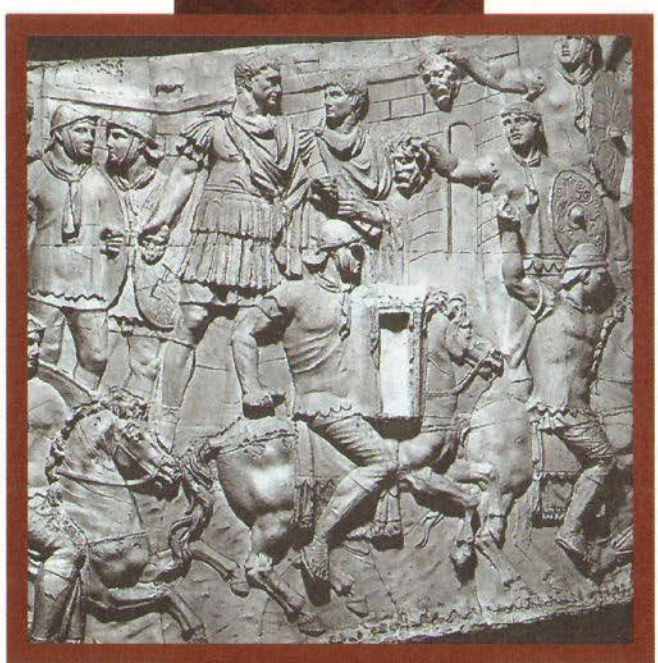
Das Funkeln der metallenen Medaillen hoch über den Köpfen ist leicht zu erkennen. In jeder Zenturie stemmt ein Träger die Embleme in die Höhe – und weist so 80 Kameraden den Weg auf dem Schlachtfeld. Er selbst folgt dabei Befehlen der Offiziere oder der Bewegung des goldenen Adlers der Legion.

Schließlich lösen sich die Reihen der Feinde auf, immer mehr dakische Soldaten ergreifen die Flucht. Die römische Kavallerie setzt ihnen nach. Die Reiter durchbohren die Feinde mit Lanzen, schlagen mit langen Schwertern auf sie ein. Die entscheidende Schlacht ist gewonnen.

Trajans Truppen rücken immer weiter ins Land der Daker vor. Auch für den Kampf gegen einen verschanzten Gegner sind sie ausgebildet. Die Erstürmung einer Bastion gilt ihnen sogar als eine eigene Wissenschaft. Dazu errichten die Römer zunächst mehrere Lager um die zu erstürmende Festung und ziehen ringsum einen Wall.



In den Karpaten kämpfen Trajans Einheiten gegen die Daker (oben rechts). Die Römer siegen – vor allem dank ihrer Taktik und Kampfdisziplin



Soldaten präsentieren ihrem Herrscher die Köpfe gefallener Feinde. Zehntausende Daker werden getötet oder versklavt

Dann greifen sie an: Dicht zusammengedrängt ducken sich die Legionäre unter hölzernen Platten oder geflochtenen Wänden, pirschen immer näher an die feindlichen Mauern heran, während Pfeile, Speere und Steine auf sie herniederprasseln.

Andere marschieren in kleinen Gruppen in dichten Reihen beieinander und halten dabei ihre Holzschilde über den Kopf. Als *testudo*, „Schildkröte", gelangen sie so unbeschadet bis an den Fuß der Burg. Dort steigen sie auf die Schultern ihrer Vordermänner oder richten Leitern auf, schlagen mit Pickeln auf das Bollwerk ein, brechen Stein für Stein heraus. Über ihre Köpfe zischen Geschosse: Katapultmannschaften zielen mit Steinen, Bogenschützen mit Pfeilen auf die Festung.

Zugleich rollen Soldaten haushohe Holztürme heran. Sobald sie die Bastion erreichen, werfen Kameraden oben lange Planken auf die Mauerkrone und stürmen mit gezückten Schwertern voran. Im Schutz des Belagerungsturms schwingen Soldaten am Erdboden mächtige Rammböcke gegen das Tor – bis das Holz des Portals zersplittert.

Als die Römer bald darauf auch den Königssitz des Decebalus erreichen und Schanzen für die Erstürmung Sarmizegetusas errichten, erkennt Decebalus, dass er die Residenz aufgeben muss.

Kampflos überlässt er sie Trajan und zieht sich in die Berge zurück, um den letzten Widerstand zu organisieren. Doch ein Gegenstoß gegen die vorrückenden römischen Truppen scheitert, die dakische Verteidigung bricht zusammen.

Ein letztes Mal flieht der König. Aber die Reiter einer Aufklärungseinheit unter der Führung eines Unteroffiziers holen ihn ein. Um der Gefangenschaft zu entgehen, tötet sich Decebalus mit seinem Schwert. Mit dem abgetrennten Haupt des Königs kehrt der Unteroffizier zum Kaiser zurück – und wird zum Dank befördert.

Die grausige Trophäe stellt Trajan während einer Ansprache an die Soldaten zur Schau. Es ist ein Zeichen des vollständigen Sieges, ein Symbol der erneuten Überlegenheit der römischen Streitmacht.

Jubelnd rufen Zehntausende Soldaten: „Heil Imperator! Heil Imperator!" Erst diese Huldigung der Truppen – sowie eine Genehmigung des Senats – berechtigt den Feldherrn, in Rom einen Triumphzug abzuhalten.

Mit Dakien hat Trajan weitreichende Pläne. Er will keine Verträge mehr, keine Vasallen, keine diplomatischen Ränkespiele – sondern eine neue römische Provinz: Dacia. Endgültig soll der Widerstand der Menschen dort gebrochen und ihre Heimat durch und durch römisch werden.

Rund 50000 Soldaten stationiert Trajan in Kastellen. Sie sichern die Grenzen des Landes, bauen und bewachen Straßen, unterstützen die Beamten der kaiserlichen Provinzverwaltung und die Neusiedler.

Denn nach den Kämpfen zwischen Dakern und Römern ist die Bevölkerung des ehemals stolzen Karpatenreichs stark dezimiert, unzählige Bewohner sind im Kampf gefallen, geflohen oder haben sich das Leben genommen, um der Schmach der Niederlage zu entgehen.

An ihre Stelle treten nun Römer. Viele Veteranen des Dakienkrieges erhalten als Belohnung ein Stück Land in der Nähe ihres Truppenstandorts. Auf diese Weise siedeln sich nach und nach immer mehr römische Familien an, immer mehr ihrer Nachbarn sprechen



Trajan (Mitte) spricht zu seinen Legionären. Einige Jahre nach dem Sieg in Dakien führt er seine Truppen bis an den Persischen Golf

Latein und übernehmen die Sitten der Eroberer.

Außerdem lässt Trajan alle bedeutenden Siedlungen und Festungen der Daker räumen oder gar zerstören. Übrig bleiben nur die kleinen Dörfer. Ohne die Zentren der dakischen Stammesverbände sind sie für die römischen Legionen leichter zu kontrollieren. Die kampffähigen Männer haben die Römer ohnehin zum Dienst in ihre Hilfstruppen eingereiht.

Der Sieg über Decebalus bringt Kaiser und Reich eine unvorstellbare Beute: angeblich 50 000 Kriegsgefangene, 165 000 Kilogramm Gold und 331 000 Kilogramm Silber.

Bicilis, ein Vertrauter des dakischen Königs, hat Trajan zum Schatz des Besiegten geführt. Der Herrscher hatte einst eigens einen Fluss umleiten lassen, um in dessen Bett seine Reichtümer vergraben zu können.

Neben dem Königsschatz fallen den Römern auch kostbare Rohstoffe zu, Kupfer, Eisen, Zink, Salz. In den Karpaten lagern zudem die größten bekannten Goldvorkommen des Kontinents.

Acht Jahre nach dem Beginn seiner Herrschaft ist Trajans Erfolgsgeschichte perfekt. Er erfüllt aus Sicht des römischen Senats alle Tugenden, die auch Augustus auszeichneten: Milde *(clementia)*, Gerechtigkeit *(iustitia)* und Pflichtbewusstsein gegenüber den Menschen und Göttern *(pietas)*.

Als Bezwinger der Daker zeigt er nun auch noch militärische Tatkraft *(virtus)*: Er hat die unsichere und ungemein reiche Region an der Grenze des Reiches erobert und daraus eine neue Provinz geschaffen.

In einer pompösen Prozession zieht Trajan im Sommer 107 in Rom ein. Verschwenderisch lässt er den Sieg über Decebalus feiern: Allein in den Jahren 108 und 109 treten 4941 Paare von Gladiatoren zum Vergnügen der römischen Bürger gegeneinander an, 11 000 Tiere werden abgeschlachtet, an 117 Tagen finden Spiele statt. Auf neuen Münzen verspricht der Herrscher nicht weniger als *salus generis humani* – „das Wohl der ganzen Menschheit".

Und wie wohl kein anderer Kaiser seit Augustus verändert er das Gesicht Roms. Tausende Handwerker arbeiten in seinem Auftrag, die Ziegeleien müssen Unmengen Mauersteine produzieren, die Steinbrüche in Kleinasien, Ägypten und Numidien immer mehr Marmor, Granit und Porphyr liefern.

Trajan lässt Straßen, Hafenanlagen und öffentliche Gebäude bauen und renovieren, gibt eine neue, fast 60 Kilometer lange Hauptwasserleitung in Auftrag sowie eine gewaltige Thermenanlage mit Wandelhallen und Bibliotheken. Sie bietet dem Volk einen Luxus, wie ihn zuvor nur einige Bürger der Oberschicht in ihren Villen genießen konnten – und steht genau dort, wo einst Kaiser Nero seinen Palast errichtet hatte.

Der wohl wichtigste Gebäudekomplex aber liegt mitten in Rom am Fuße des Kapitols: ein rund 185 Meter breiter und 260 Meter langer Platz, mit zwei Bibliotheken, Säulengängen, einem mehrstöckigen Marktkomplex mit rund 150 Läden (siehe Seite 116) und einer eindrucksvollen Wandelhalle mit 96 Säulen – das Trajansforum.

Ein solch imposantes Forum haben die Bürger Roms bis dahin nicht gesehen. Rund 39 000 Kubikmeter Steine, 33 000 Tonnen Marmor und 3900 Tonnen Granit lassen die Baumeister in der Anlage verarbeiten, 316 000 Kubikmeter Erdreich dafür bewegen.

Die Simse an den Dächern rings um den Platz tragen monumentale Figuren besiegter Daker. Über ihnen thronen die Namen und Standarten vieler Truppen, die unter Trajans Befehl die Feinde unterworfen haben. Darunter ist vermutlich auch das Emblem der Legio II Traiana fortis: die Sagengestalt Herkules. In der Mitte des Platzes thront die kolossale Reiterstatue des Herrschers.

Wer den Hof auf der anderen Seite der Wandelhalle betritt, erblickt ein weiteres Abbild: In fast 40 Meter Höhe steht eine goldene Figur des Princeps auf der *colonna Traiana*.

Ein Fries, das sich als Spiralband auf dieser Säule des Trajan emporwindet, präsentiert den Kaiser in detaillierten Szenen als Herrscher, der durch seine Fähigkeiten dem Wohl des Staates dient. Und als triumphierenden Feldherrn, getragen von der Kampfkraft der Truppen.

Die prunkvolle Anlage des Forums aber will nicht so recht passen zu dem Bild des bescheidenen und demütigen Kaisers, das römische Chronisten von ihm zeichnen.

Es ist eine gigantische, ja, maßlos anmutende Demonstration seiner Macht – ein Sinnbild für das Selbstbewusstsein Roms und seines Kaisers nach dem tödlichen Stoß gegen die Daker.

Doch mit diesem Triumph begnügt sich Trajan nicht. Das Reich soll noch größer, einflussreicher, mächtiger werden – und mit ihm der Ruhm des Imperators noch weiter wachsen.

Deshalb, so behauptet später zumindest der Geschichtsschreiber Cassius

Jetzt im Handel

Der Kraftstoff unseres Lebens: die richtige Ernährung.





* Heft ohne DVD: 8,50 € (A: 9,80 €/ CH: 17,60 CHF).
Heft mit DVD: 15,90 € (A: 17,90 €/ CH: 33,00 CHF).

**Heft 8,50 € –
mit DVD 15,90 €***

www.geokompakt.de

Man kann nie genug wissen. GEOkompakt

Dio, zieht der Kaiser im Sommer des Jahres 113 mit seinem Heer zu neuen Eroberungen aus.

Dafür kehrt er Rom den Rücken und lässt sich in Antiochia (heute Antakya im Süden der Türkei) nieder. Von dort aus lenken seine Beamten mit Briefen und Edikten die Entwicklung des Reiches. So wird Antiochia mit seinen mehr als 500 000 Einwohnern für die nächsten Jahre zur informellen Hauptstadt des Römischen Reiches.

Zwar weilten Kaiser auch zuvor mit ihrem Gefolge gelegentlich außerhalb Roms. Doch nie war die Verlegung der Reichsverwaltung so umfassend und auf mehrere Jahre angelegt. Die Geschäfte des Reiches werden nun überwiegend von Antiochia aus geführt.

Trajan selbst marschiert mit seinem Heer weiter nach Osten – und dehnt das Imperium immer weiter aus. Fürsten in den Gebieten des heutigen Armenien und Georgien unterwerfen sich, erkennen die Überlegenheit Roms an.

Und wohl noch im Dezember 115 besetzt Trajan Ktesiphon im heutigen Irak, die Residenz des mächtigen Großkönigs der Parther. Schon bald darauf steht er sogar an den Gestaden des Persischen Golfs.

Der Kaiser und seine Legionen sind nun 3500 Kilometer von Rom entfernt, 1300 Kilometer von Antiochia. Ein Triumph, der die Menschen in Rom mit Ehrfurcht erfüllt: Bis hierher, lässt Trajan den Senat glauben, sei nicht einmal Alexander der Große vorgedrungen.

Der Ältestenrat gestattet Trajan geradezu verzückt, was die Politiker anderen Kaisern nur selten zugestanden: So oft er will, darf er künftig mit der Armee in einer feierlichen Prozession in Rom einziehen. Zum zwölften Mal rufen seine Truppen ihn zum Imperator aus.

Doch Trajan hat die Kraft seines Heeres überschätzt. Die Reserven sind völlig ausgeschöpft, an Nachschub ist nicht zu denken. Und überall dort im Imperium, wo er Truppen abzieht, schwächt er die Sicherheit der Provinzen. Innerhalb weniger Monate häufen sich die schlechten Nachrichten für den Kaiser.

In der neuen Provinz Dacia und auf Zypern, in Ägypten, Libyen und im Nordwesten Afrikas brechen Unruhen aus. In den vermeintlich eroberten Gebieten im Osten reiben Streitkräfte der Parther und mit ihnen verbündeter Völker Garnison um Garnison auf.

Der „unbesiegbare Herrscher", wie manche Münzprägungen Trajan nennen, wankt. Nach den jahrelangen Strapazen des Marsches durch die trockenen und heißen Landschaften des Ostens erleidet der inzwischen 63-Jährige im Sommer des Jahres 117 einen Schlaganfall.

Gelähmt macht sich der Monarch mit einem Tross auf den beschwerlichen Weg zurück nach Rom. Doch er wird die Stadt nicht mehr erreichen: Der Kaiser ist so schwach, dass das Schiff, das ihn von Kleinasien nach Rom bringen soll, an der türkischen Südküste mehrfach Anker werfen muss.

In der Stadt Selinus schließlich – die später zu Ehren des Imperators in Traianopolis umbenannt wird – legt man den Kaiser auf sein Sterbelager.

Was in den Tagen darauf in seinem Zimmer vor sich geht, ist nicht gewiss. Wohl nur seine Ehefrau Pompeia Plotina und Attianus, einer der Vertrauten des Imperators, sind anwesend, als Trajan stirbt. Rasch verbreiten sich Gerüchte, der Kaiser sei ermordet worden, vielleicht vergiftet. Seine Begleiter lassen den Leichnam jedenfalls sofort einäschern.

Selbst das Datum seines Todes bleibt unsicher. Vermutlich ist Trajan am 7. oder 8. August 117 gestorben.

Die Asche seines Leichnams bringen Plotina, seine Nichte Matidia und Attianus samt Trauergeleit in einer goldenen Urne nach Rom. Ein letztes Mal zieht ein Triumphzug für Trajan zum Zentrum der Ewigen Stadt. Auf dem Forum Romanum verwandelt sich die *pompa triumphalis* zur *pompa funebris*, zum feierlichen Staatsbegräbnis.

Statt zum Kapitol wenden sich die Senatoren, Soldaten und Musikanten in Richtung des neuen Forums. Dort setzen sie die Urne im Sockel der Trajanssäule bei. Es ist eine der seltenen Ausnahmen, bei denen einem Herrscher die Ehre zuteil wird, innerhalb der geheiligten Grenzen der römischen Hauptstadt bestattet zu werden.

Mit Hilfe der Armee hat Trajan das Herrschaftsgebiet des Imperiums weiter ausgedehnt als jeder andere vor ihm. Auf dem Gipfel seiner Macht reicht es von der Iberischen Halbinsel im Westen bis zum Golf von Persien im Osten, von Britannien im Norden bis Ägypten im Süden.

Insgesamt erstreckt es sich über eine Fläche von fast neun Millionen Quadratkilometern, bietet rund 75 Millionen Menschen eine Heimat – und ist damit größer als jedes andere Reich des römischen Altertums.

Nach Domitians selbstherrlichem Regime ist es Trajan gelungen, Rom neues Selbstbewusstsein zu geben. Die Aristokraten preisen ihn als idealen *propagator imperii*, den Garanten für Wohlstand und Wachstum des Reiches. Noch jahrhundertelang gilt er als das Musterbeispiel eines römischen Kaisers.

An seinem Vorbild müssen sich seine Nachfolger messen lassen: „Mögest du glücklicher sein als Augustus, besser als Trajan", rufen die Senatoren künftig, wenn sie einen neuen Potentaten akzeptieren.

„Einen Glanzvolleren als ihn, im Frieden wie im Krieg, wird man schwerlich finden", schwärmt noch Mitte des 4. Jahrhunderts der Geschichtsschreiber Aurelius Victor.

Trajans Herrschaft von fast 20 Jahren wirkt wie der Höhepunkt des römischen Kaisertums – ein Höhepunkt, nach dem freilich kein weiterer Aufstieg mehr möglich ist. Denn der kriegerische Kaiser hat die Kraft des römischen Staates erschöpft.

Sein Versuch, das ferne Mesopotamien dauerhaft zu erobern, erweist sich schon bald als verheerender Fehlschlag. Und auch die Daker werden sich nach seinem Tod erneut gegen die römischen Invasoren erheben.

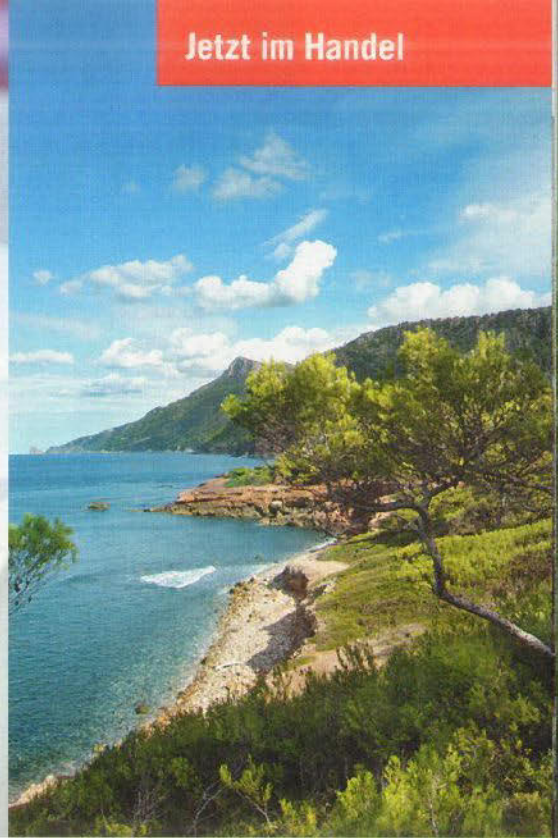
Denn einem Feind ist Trajans Imperium nicht gewachsen: seiner unbeherrschbaren Größe. □

Literaturempfehlungen: Karl Strobel, „Kaiser Traian: Eine Epoche der Weltgeschichte", Pustet Verlag: detailreiche Studie über Leben und Wirken des „optimus princeps". Yann Le Bohec, „Die Römische Armee", Nikol Verlag: klug strukturierte Darstellung der römischen Militärmaschine.

Wenn sich der Hamburger Journalist **Bertram Weiß**, 28, bei seiner Recherche über Karten des Imperiums beugte, brachte ihn immer wieder ein Gedanke zum Staunen: was für riesige Entfernungen die Legionen zurückzulegen hatten.







Jetzt im Handel

Mallorcas beste Adressen: Inselhits, die kein Schlagersänger kennt.



Weitere Themen

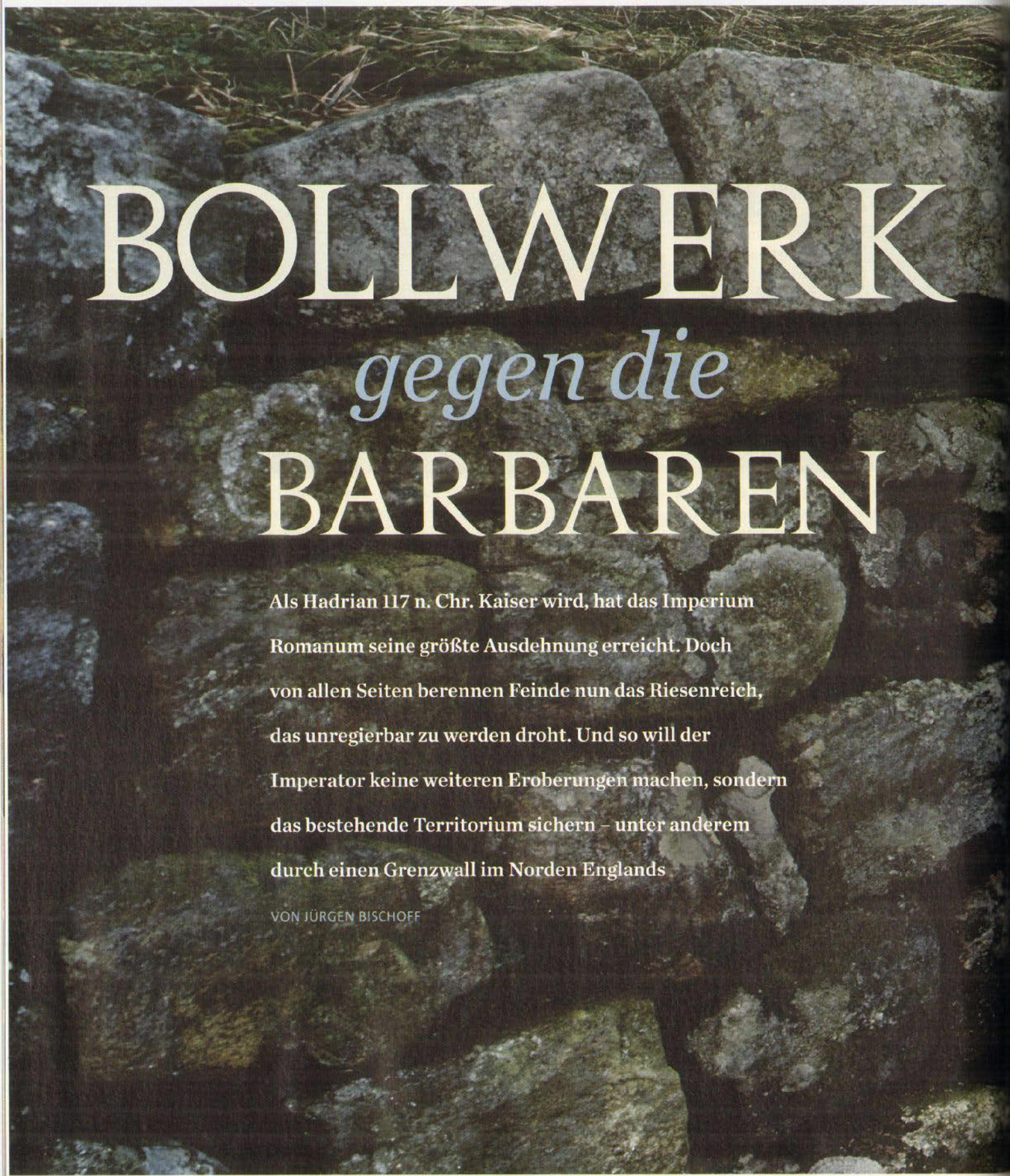
Wie Wiener leben.

Wie Tunis sich wandelt.

Wie Cornwall genießt.

www.geo-saison.de

Lust auf Reisen. Mit GEO



BOLLWERK *gegen die* BARBAREN

Als Hadrian 117 n. Chr. Kaiser wird, hat das Imperium Romanum seine größte Ausdehnung erreicht. Doch von allen Seiten berennen Feinde nun das Riesenreich, das unregierbar zu werden droht. Und so will der Imperator keine weiteren Eroberungen machen, sondern das bestehende Territorium sichern – unter anderem durch einen Grenzwall im Norden Englands

VON JÜRGEN BISCHOFF



Um 120 n. Chr. befiehlt Kaiser Hadrian den Bau eines 120 Kilometer langen, mehr als vier Meter hohen Walls quer durch Britannien

Alles ist vorbereitet in Vindolanda. Schnell hat die in dem Kastell stationierte Kohorte neue Gebäude errichtet, großzügig genug, um die erwarteten Gäste aufzunehmen. Das alte Fort schien den Soldaten nicht angemessen für den hohen Besuch. Denn in diesem Sommer 122 n. Chr. kommt Kaiser Hadrian nach Britannien.

Der Imperator wird zufrieden sein, wenn er Vindolanda besucht, einen der nördlichsten Vorposten seines Reiches. Die hier stationierte Garnison bewacht die schmalste Stelle der Provinz. Nördlich von Vindolanda, so kommt es den Männern vor, endet die Welt. Zumindest die zivilisierte.

Von hier aus ist das Forum Romanum, das Herz des Imperiums, mehr als 2300 Kilometer entfernt. Selbst nach Londinium (London), der Hauptstadt der Provinz Britannia, sind es rund 500 Kilometer, mehr als 25 Tagesmärsche.

In der dünn besiedelten, nebligfeuchten Gegend finden sich allenfalls ein paar umfriedete Gehöfte von Angehörigen lokaler Stämme, die mit Ochsengespannen ihre Felder bestellen und in Beeten Lauch, Zwiebeln und Karotten ziehen. Etwas weiter nördlich dann ist Feindesland: das Land der Kaledonier und anderer Stämme, deren Krieger die Besatzer immer wieder in blutige Scharmützel verwickeln.

Noch ist nicht sicher, welche Reiseroute der Kaiser durch die Provinz Britannia wählen wird. Aber in Vindolanda rechnen die Männer der Ersten Tungrischen Kohorte fest mit seinem Besuch. Schließlich ist die Hügelkette im Osten ihres Kastells ein wildreiches Gebiet – und Hadrian liebt die Jagd.

Bedeutender aber ist, dass er von dort einen guten Ausblick hat auf das gewaltige Bollwerk, das Tausende Legionäre und Angehörige der Hilfstruppen gerade in seinem Auftrag an der Nordgrenze der Provinz errichten: einen Wall, der Britannien auf einer Länge von 120 Kilometern durchtrennt, über 72 Kilometer als mächtige Steinmauer, die restliche Strecke als ein hoher, mit Grassoden bedeckter Wall aus Torfquadern.

Seit Monaten bauen die Männer an dem Grenzwerk, diesem Manifest einer neuen kaiserlichen Politik. Der Wall ist ein Signal nach außen, an die kriegerischen Stämme des Nordens, wie nach innen, an die Senatoren im fernen Rom.

Er zeigt an, dass hier von nun an die Außengrenze des Imperium Romanum verläuft: Wer sich innerhalb seines Territoriums befindet, ist römischer Verwaltung und römischem Recht unterworfen; wer außerhalb lebt, wird künftig vor Eroberung und Unterwerfung sicher sein.

Denn Hadrian hat mit einer uralten Doktrin gebrochen. Seit jeher lebten die Römer in der Überzeugung, dass sie auserwählt sind, fremde Völkerscharen zu beherrschen. Der Ruhm eines Kaisers bemaß sich stets nach der Zahl der hinzugewonnenen Provinzen.

Hadrian ist der Erste, der nicht Expansion als seine Aufgabe betrachtet, sondern die Konsolidierung – die Sicherung des Erreichten. Und des Friedens.

Seit fünf Jahren ist Hadrian Herrscher des Imperiums: eine imposante Erscheinung, ein großer, durchtrainierter Mann, der als Erster unter Roms Kaisern nach griechischer Sitte einen Vollbart trägt und seit seiner Jugend eine Vorliebe für alles Hellenische hat. Er liebt es, sich in Athen aufzuhalten, bewundert dort die fast 600 Jahre alten Tempel und Denkmäler, genießt den Umgang mit griechischen Denkern und Dichtern, zählt den Schriftsteller Plutarch und den Philosophen Epiktet zu seinem engeren Bekanntenkreis.

Geboren wird er am 24. Januar 76, wohl in Rom. Der Vater, ein Senator und Cousin des späteren Kaisers Trajan, stammt wie die Mutter aus der spanischen Provinz. Als Hadrian zehn Jahre alt ist, stirbt der Vater; Trajan übernimmt die Vormundschaft des Jungen.



Bis zum Abzug der Römer aus Britannien um das Jahr 410 markiert der Wall die nördlichste Grenze des Imperiums

Drei Tage nach Hadrians 22. Geburtstag, am 27. Januar 98, wird Trajan in Rom zum Imperator ausgerufen.

Der neue Kaiser pflegt einen eher kollegialen Umgang mit Magistraten und Senatoren, übertriebene Huldigungen sind ihm unangenehm; von seinen Legionären lässt er sich mit „Kamerad" ansprechen – eine Haltung, die auch seinen Ziehsohn prägt.

Politisch steht Trajan ganz in der Tradition seiner Vorgänger. Er schickt römische Heere nach Dakien und ins Nabatäerreich nach Arabien, zieht gegen Armenier und Parther zu Felde und fügt dem Reich etliche Provinzen hinzu (siehe Seite 58).

Hadrian schlägt die senatorische Laufbahn ein. Sammelt Erfahrungen als Militärtribun. Nimmt an zwei Kriegen gegen die Daker teil, zuerst im kaiserlichen Stab, später als Befehlshaber einer Legion.

Als er 24 Jahre alt ist, heiratet er Trajans Großnichte Sabina. Keine Liebesheirat, sondern ein Karriereschritt. Hadrian wird Senator und Priester, Volkstribun, schließlich Konsul.

Am 8. August 117 stirbt Trajan unerwartet an den Folgen eines Schlaganfalls. Zwei Tage darauf erreicht die Todesnachricht Hadrian, der zu jener Zeit als Statthalter der unruhigen Provinz Syrien in Antiochia residiert. Zudem erfährt er, dass ihn sein kinderlos gebliebener Vormund noch auf dem Sterbebett offiziell adoptiert und damit zu seinem designierten Nachfolger gemacht hat. Am 11. August rufen seine Truppen ihn in Antiochia zum neuen Imperator aus. Und Hadrian verliert keine Zeit, seine Macht zu festigen.

Den Legionären lässt er eine großzügige Sonderzahlung zukommen, so sichert er sich deren Loyalität. Dann entschuldigt er sich bei den Senatoren in Rom schriftlich für die eilige Inthronisation: Man befinde sich im Krieg, da bedürfe es eines Kaisers. Der Senat gibt aus der Ferne seine Zustimmung.

Doch die Adoption auf dem Sterbebett lässt in der Hauptstadt Gerüchte aufkommen. War es wirklich Trajans Wille, Hadrian sein Erbe zu übertragen – oder vielmehr eine Inszenierung der Witwe Trajans und des Präfekten der kaiserlichen Prätorianergarde, um sich mit einem Imperator ihrer Wahl Macht und Einfluss am Tiber zu sichern? Gibt es nicht vielleicht andere, die besser geeignet wären, das Reich in seiner neuen Größe zu erhalten?

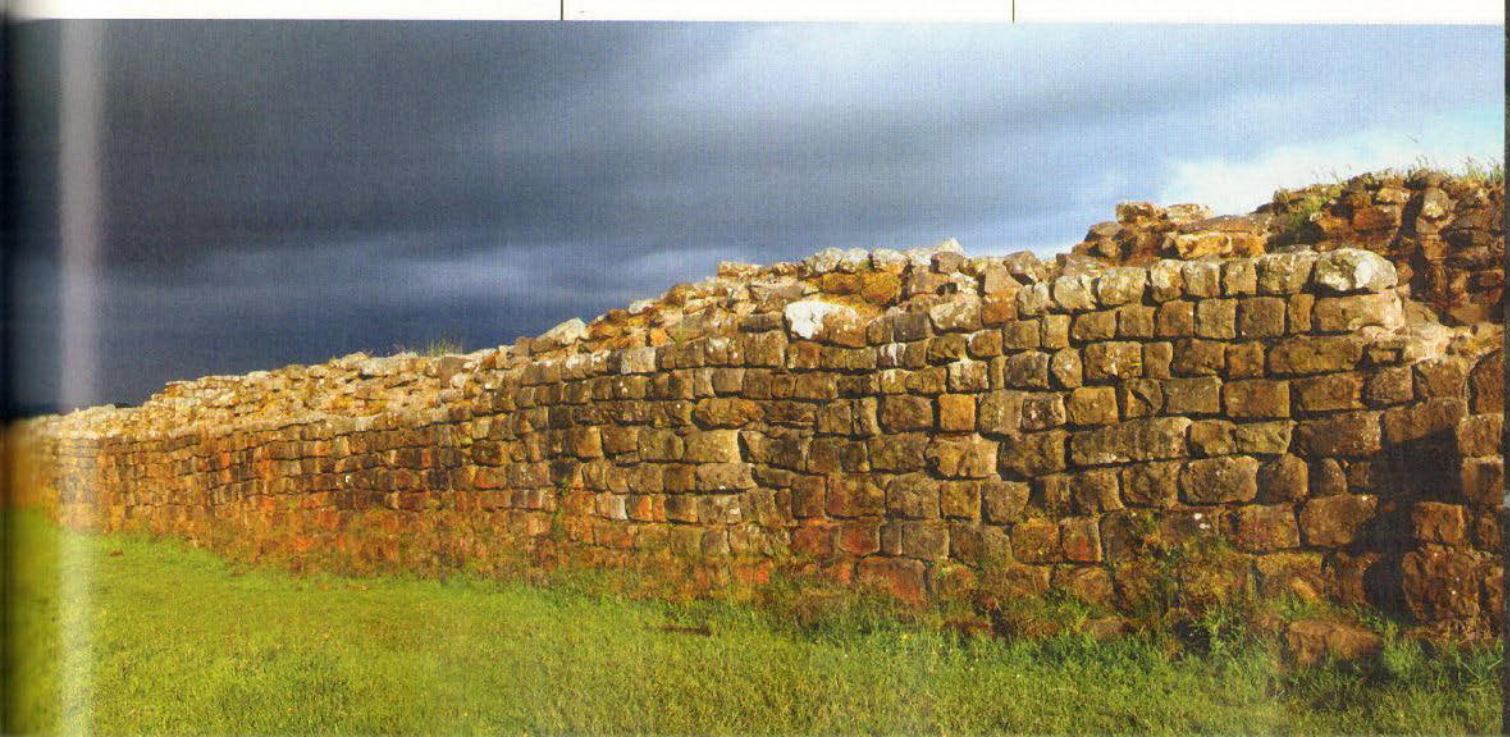
Es sind nicht die günstigsten Umstände, unter denen Hadrian sein Amt antritt.

Er ist jetzt 41 Jahre alt und eine durchaus widersprüchliche Persönlichkeit. Da ist einerseits der kunstsinnige, elegante Mann, der in seiner Freizeit Gedichte schreibt und die Kithara spielt, ein Saiteninstrument. Und andererseits der erfahrene Soldat, der geschickte Speerwerfer, rücksichtslos bei der Durchsetzung eigener Interessen. Hadrian hat als Erwachsener noch nicht allzu viele Jahre am Tiber zugebracht. Die meiste Zeit diente er in

SCHUTZWALL



Ab etwa 130 n. Chr. schützen der Hadrianswall sowie der Limes zwischen Rhein und Donau das Reich vor Kaledoniern und Germanen



den Provinzen: als Offizier an den Grenzen, als Kommandeur auf Feldzügen, als Statthalter. Selbst in ruhigen Jahren zog es ihn eher nach Athen als nach Rom.

Daher weiß er aber auch wie kaum ein Zweiter um die gewaltigen Schwierigkeiten, die es bereitet, Ruhe und Ordnung in zum Teil weit entfernten Regionen des Vielvölkerstaates aufrechtzuerhalten.

Zwar hat Hadrian fast 500 000 Mann unter Waffen. Doch das reicht nicht, um die Grenzen des Imperiums zu schützen. Er hat keine Reserven, um im Krisenfall Truppen zu verstärken und nicht zugleich andernorts Lücken in die Verteidigungslinien zu reißen.

Sein Vorgänger Trajan hat Rom zu seiner größten Ausdehnung verholfen – aber zugleich in größte Gefahr gebracht. Nicht nur in Britannien lodern immer wieder Aufstände auf. Auch an der Grenze in Germanien kehrt keine Ruhe ein. Ägypten und Palaestina werden bei blutigen Rebellionen verwüstet, in Mauretanien gibt es Unruhen, die Konflikte mit Dakern und Parthern reißen nicht ab.

Bereits kurz nach seiner Amtsübernahme entschließt sich Hadrian daher zu einem radikalen wie riskanten Schritt: Er stoppt die militärische Expansion. Mehr noch, er gibt die kürzlich von Trajan unter großen Opfern eroberten Provinzen wieder auf – kampflos.

Der neue Kaiser (der noch immer im Osten residiert) befiehlt den Rückzug der römischen Truppen aus Mesopotamien, Assyrien und Armenien. Selbst Gebiete nördlich der Donau werden geräumt, die gerade erst nach einem blutigen Konflikt mit den Dakern hinzugewonnen worden sind.

Der Wechsel in die Defensive soll Roms Vormachtstellung nicht beschneiden – vielmehr versucht Hadrian, das Imperium auf eine Größe zu reduzieren, die sich mit den vorhandenen Kräften sichern und verteidigen lässt.

Und er will ein Reich schaffen, dessen Bewohner unter der Herrschaft Roms in Frieden und Wohlstand leben können, das sich aber nach außen hin abgrenzt, gegen die Welt der unzivilisierten Barbarenvölker im Norden und Osten.

In der Hauptstadt allerdings regt sich offener Widerspruch. Gegner werfen dem Herrscher vor, durch die Aufgabe der Provinzen das Imperium nicht zu stärken, sondern zu schwächen. Zudem wird behauptet, Hadrian habe zugelassen, dass sich in der Truppe Disziplinlosigkeit und Feigheit ausbreiten.

Angeblich kommt es sogar zu einer Verschwörung, einem Anschlag, den Hadrian nur knapp übersteht. Drahtzieher dieser Intrige soll Avidius Nigrinus gewesen sein, ein von Hadrian erst eingesetzter, dann entlassener Provinzstatthalter. Er wird gemeinsam mit drei seiner vermeintlichen Mitverschwörer aus den Reihen der Opposition von den kaisertreuen Prätorianern hingerichtet.

Die Delinquenten sind angesehene Senatoren, zwei von ihnen hochdekorierte Militärs. Der Kaiser unternimmt nichts zu ihrer Begnadigung. Auch damit gewinnt er keine Freunde im Senat.

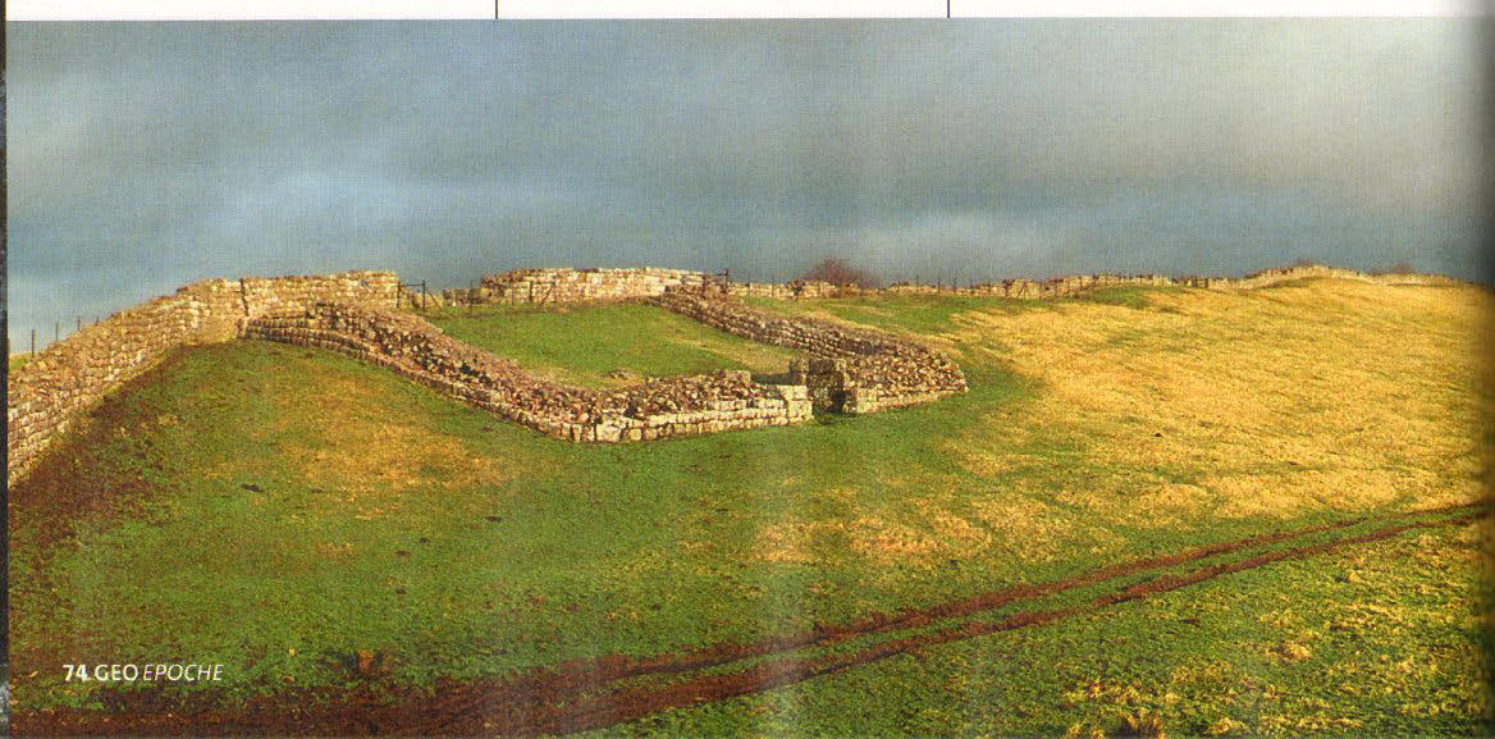
Bevor seine Gegner noch mehr Unruhe stiften können, reist Hadrian in die Hauptstadt. Am 9. Juli 118 betritt er erstmals seit Jahren den Boden Roms.

Doch der Empfang durch Senat und Volk ist kühl. Viele Bürger verübeln Hadrian die Hinrichtung der Oppositionellen. Er muss handeln, um die Stimmung zu seinen Gunsten zu drehen.

Er setzt den unbeliebten Prätorianerpräfekten ab und entschädigt ihn mit einem Posten im Senat. Dem ehrwürdigen Gremium tritt er wie sein Vorgänger Trajan gegenüber: bescheiden und kollegial. Das schafft Vertrauen.

Zugleich beginnt Hadrian ein gewaltiges Bauprogramm und versichert den Bürgern Roms immer wieder, dass der Staat Eigentum des Volkes sei – und nicht des Kaisers. Die Armenstiftung der Stadt unterstützt er aus eigenen Mitteln.

Seinen größten innenpolitischen Erfolg aber erreicht der Kaiser durch eine Steueramnestie: Hadrian erlässt den Bürgern Roms, Italiens und großer Ge-



Alle 1,5 Kilometer unterbrechen Tore den Wall, gesichert von kleinen Festungen (hier die Grundmauern)

biete der Provinzen die Steuerschulden von 15 Jahren – insgesamt 900 Millionen Sesterzen. Eine gewaltige Summe, doch es wird sich auszahlen.

Publikumswirksam gehen die Steuerbescheide auf dem Trajansforum in Flammen auf – zu Füßen des zentralen Reiterstandbilds Trajans und damit direkt vor den mehrstöckigen Ladengalerien, die das Forum an seiner Nordseite abschließen. Und tatsächlich ermutigt der Schuldenerlass die Menschen zum Konsum. Wirtschaft, Handel und Handwerk profitieren.

Der Kaiser festigt seine Gefolgschaft auch bei den Legionären. Weil die nicht heiraten dürfen, haben ihre Kinder keinen Erbanspruch.

„Ich freue mich, die Möglichkeit ergreifen zu können, diese strikte Regel etwas menschlicher auslegen zu können als meine Vorgänger", schreibt er im Sommer 119 dem Kommandanten der ägyptischen Legionen. Künftig dürfen wenigstens die Söhne, die aus den illegitimen Beziehungen hervorgegangen sind, Ansprüche auf den Besitz des Vaters geltend machen.

Mehr als zwei Jahre nimmt sich der Kaiser, um die Verhältnisse in Rom erfolgreich zu ordnen. Erst im Jahr 121 bricht er zu einer Inspektion der Provinzen auf.

Seine Frau nimmt er mit. Nicht aus Liebe – Hadrian ist eher jungen Männern zugetan –, sondern aus Gründen der Sicherheit und der Ehre. Sabina sei „launisch und schwierig", klagt er. Wäre er ein Privatmann, hätte er sie längst weggeschickt. Doch solange er sie bei sich hat, kann sie ihn weder betrügen (was seinem Ansehen schaden würde) noch Komplotte gegen ihn schmieden. Umgekehrt sorgt Sabina dafür, dass Hadrian keinen leiblichen Nachfolger haben wird: Sie will von ihm keine Kinder.

Zwar gilt Hadrian als ein ausgesprochen aufmerksamer Zuhörer, der sich auch nach langer Zeit noch an die Namen von Soldaten erinnert. Andererseits ist er äußerst misstrauisch. Er lässt nicht nur Sabina und ihren Haushalt bespitzeln, sondern auch seine Freunde – was er im Übrigen gar nicht verhehlt: Gelegentlich überrascht er sie mit Begebenheiten aus ihrem Privatleben.

Hadrian überlässt nichts dem Zufall; der Umbau des Imperiums folgt seinen Plänen, Widerstand duldet er nicht.

Seine Reise durchs Imperium führt den Kaiser zuerst nach Gallien, dann nach Germanien. Wie Hadrian die Provinz künftig behandelt sehen will, legt er mit einer Münzprägung offen: Während Kaiser Domitian 40 Jahre zuvor auf seinen Münzen eine Gefangene als Personifizierung Germaniens abbilden ließ, zeigt Hadrian eine stolze, stehende Frau, mit dem Speer in der einen und dem Schild in der anderen Hand – Sinnbild einer selbstbewussten und vor allem wehrhaften römischen Provinz.

Schon von Rom aus hat Hadrian Anweisung gegeben, den unter Domitian

GRENZFORTS



Die 80 Wachstationen sind Walldurchgänge und Verteidigungsstellungen zugleich. Sie dienen als Ausfalltore für Einheiten aus dem Hinterland



gegen Ende des 1. Jahrhunderts vom Rhein beim heutigen Koblenz bis zur Donau gezogenen Limes – eine rund 550 Kilometer lange Kette von Signaltürmen – als durchgehenden, meterhohen Palisadenzaun auszubauen.

Als der kaiserliche Tross in Germanien eintrifft, sind dort bereits mehrere Tausend Soldaten mit dem Fällen, dem Transport und dem Zuschnitt der Eichenstämme beschäftigt. Andere rüsten die bislang hölzernen Signaltürme zu steinernen Wehr- und Wachtürmen um. Die Soldaten arbeiten diszipliniert; wenn sie nicht am Bau beschäftigt sind, exerzieren sie. Hadrian kontrolliert persönlich Ausbildungsstand und Ausrüstung, erlässt Anordnungen, übt Manöverkritik, zeichnet Legionäre aus.

Der Palisadenzaun ist eine beeindruckende Demonstration der Macht. Doch wäre er nicht im Mindesten geeignet, feindliche Heere aufzuhalten. Das soll er auch gar nicht. Seine Botschaft ist eine andere: Von nun an markiert der Limes den Herrschaftsbereich Roms.

Die Posten an den Grenzübergängen regeln fortan den Personen- und Warenverkehr mit dem Reich der Barbaren. Wer künftig diese Linie verletzt, indem er sie etwa illegal oder mit Waffen überschreitet, verletzt zugleich Rom.

Nicht nur in Germanien lässt Hadrian sichtbare Grenzen ziehen. Auch in Nordafrika beginnen Legionäre, auf Hunderten von Kilometern Gräben auszuheben, Wälle aufzuschütten und Wachtürme zu bauen.

Das imposanteste Grenzwerk aber wird nach den Plänen des Kaisers in Britannien entstehen.

Noch während Hadrian in Germanien weilt, beginnen Soldaten mit dem Bau des britannischen Limes. Er folgt dem Verlauf jener Heerstraße von West nach Ost, die der frühere Statthalter Gnaeus Iulius Agricola fast 40 Jahre zuvor quer über die Insel hat anlegen lassen.

Bei seinen Feldzügen in den Norden waren Agricolas Soldaten damals bis in das schottische Hochland vorgedrungen, wo sie ein Heer der Kaledonier schlugen. Anschließend hatten sie sich zurückgezogen, die Straße markiert seither die Nordgrenze der Provinz.

Der neue Limes soll dort, wo es genug Torf gibt, aus einem Sodenwall bestehen, auf dem Rest der Strecke aus Bruchstein. Im Abstand von jeweils einer römischen Meile (etwa 1,5 Kilometern) setzen die Pioniere Tore und sichern sie mit kleinen Grenzforts – insgesamt 80 zwischen beiden Küsten.

Die Meilenkastelle bieten Platz für etwa 30 Mann Besatzung. Sie dienen zugleich als Grenzübergänge und Ausfalltore für die schnellen Eingreiftruppen aus den großen Garnisonen im Hinterland, die im Notfall die kaledonischen Attacken parieren sollen. Zwischen den Übergängen errichten die Römer in Abständen von knapp 500 Metern steinerne Wach- und Signaltürme. Sie sind mit vier bis sechs Mann besetzt: Angehörigen von Hilfstruppen, die auch die Besatzungen der Kleinkastelle stellen.

Jeweils mehrere Tage lang halten die Soldaten auf den Türmen Wache, bis sie vom nächsten Trupp abgelöst werden. Es ist ein trostloses Kommando, bei zumeist schlechtem Wetter. Wach- und Wohnraum messen gerade einmal 16 Quadratmeter. Toiletten gibt es in den Beobachtungstürmen nicht.

Bemerken die Wachen im Vorfeld des Walls etwas Ungewöhnliches, alarmieren sie per Signalhorn die benachbarte Turmbesatzung. Von Turm zu Turm hallt das Signal weiter, bis es das nächste Meilenkastell erreicht, wo die Posten sofort die Tore schließen. Droht ein größerer Angriff, benachrichtigen die Soldaten des Forts die Garnisonstruppen im Hinterland.

Dort, wo der Wall fertiggestellt ist, haben die Soldaten ihren Dienst bereits aufgenommen. An anderen Stellen sind die Bautrupps noch an der Arbeit.

Die Pioniere halten sich strikt an den kaiserlichen Plan. Oft verläuft der Wall schnurgerade über Äcker und Felder, durch Waldstücke, über Hügel und



Auf 72 Kilometern ist die Grenzbefestigung aus Steinen gemauert; der Rest besteht aus grasbedecktem Torf

steile Klippen. So liegt manches Kastell an Orten, an denen hinter dem Tor nach Norden ein steiler Abhang klafft.

Ein Grenzverkehr ist dort zwar ebenso unmöglich wie ein Ausfall der Legionäre – doch niemand wagt, den Plan abzuwandeln.

Im Gegensatz zum germanischen Limes ist der Grenzbau in Britannien ein echter Schutzwall. Wo er aus Stein gemauert wird, ist er drei Meter breit und mehr als vier Meter hoch. Im Westteil aus Grassoden und Torf ist er nur geringfügig niedriger und mit einer hölzernen Brüstung versehen, in deren Schutz Grenzsoldaten patrouillieren können. Auf der Nordseite des Walls heben die Römer einen Graben aus, etwa acht Meter breit und drei Meter tief, um Angriffe zu erschweren.

DENN IN BRITANNIEN flammen seit der Eroberung durch Kaiser Claudius und dessen Nachfolger immer wieder Rebellionen auf – was vermutlich auch eine Reaktion auf das harte Regime der Besatzer ist.

Verächtlich bezeichnen die Römer einheimische Rekruten, die zum Militärdienst am germanischen Limes gezwungen werden, als *Brittunculi*, als „kleine Briten", ungeschickt im Umgang mit Waffen. Unbotmäßigkeiten werden grausam geahndet.

Hart trifft es etwa einen Getreidehändler in Vindolanda. Sein Vergehen: Er hat eine Liste von Betrügereien angelegt, die sich römische Offiziere bei der Getreideverteilung haben zuschulden kommen lassen. Zenturionen traktieren ihn daraufhin mit Peitschenhieben. Nun hofft auch er, dass der Kaiser nach Vindolanda kommt – er will sich bei Hadrian persönlich über die brutale Behandlung beschweren (die Aufzeichnungen dafür haben sich auf einem Holztäfelchen im feuchten Boden Vindolandas erhalten).

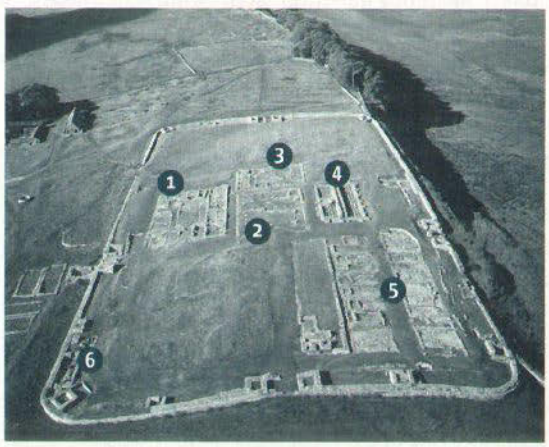
Im Sommer 122 trifft der Kaiser auf der Insel ein, im Tross seine Gattin und sein Freund Aulus Platorius Nepos. Ihn will Hadrian zu Britanniens künftigem Statthalter machen.

Gleich nach der Landung reist der Herrscher weiter nach Westen, um den neuen Grenzwall zu besichtigen (der später auf immer mit seinem Namen verbunden sein wird). Es ist eine der größten Baustellen des Imperiums in jenen Jahren.

Jeweils acht Kohorten aus jeder der drei Legionen auf der Insel stellen die Bautrupps – insgesamt mögen es, Ausfälle durch Krankheit und Abwesenheit eingerechnet, bis zu 10 000 Mann sein, die sich auf der Baustelle plagen. Die Legionäre arbeiten parallel an Streckenabschnitten von etwa zehn Kilometer Länge.

Ochsen, Maulesel und Pferde schaffen Baumaterial in Karren heran – oft

KASTELLE



16 solcher befestigter Lager errichten römische Truppen am Wall. Sie sind bis zu vier Hektar groß und bieten Platz für etwa 1000 Soldaten

1. PRAETORIUM Kommandantenhaus
2. PRINCIPIA Stabsgebäude
3. VALETUDINARIUM Lazarett
4. HORREA Getreidespeicher
5. CENTURIAE Mannschaftsbaracken
6. LATRINA Toiletten



über große Entfernungen: Mauerquader aus Steinbrüchen, Torfsoden aus Hochmooren, Holz für Gerüste, Gebäude und Toranlagen, tonnenweise Nägel aus dem Hunderte Kilometer entfernten Süden der Provinz, Ton, Kalk, Sand und Wasser für den Mörtel.

In den britannischen Bleiminen treiben die Besatzer die Arbeiter an – das Grenzwerk verschlingt Unmengen des Metalls: für Wasserrohre, Zisternen, Bäder und Dächer in den Garnisonen und Kastellen am Wall. Insgesamt schaffen die Soldaten gut zwei Millionen Tonnen Baumaterial über Land.

Der Transport ist mühsam, und nicht selten geraten die Arbeiten ins Stocken, wenn Karren im vom Regen aufgeweichten Untergrund nicht weiterkommen. Über die Flüsse Tyne und Irthing schlagen die Pioniere eigens Brücken, und überall entlang der Baustelle entstehen kleine Lager, in denen die Soldaten während ihrer Einsätze untergebracht sind.

Dennoch müssen die Römer häufig improvisieren: Bald schon gibt es kein Eichenholz mehr für Häuser, Türme und Baugerüste. Die Legionäre ersetzen es durch Erle, Weide und Haselnuss.

Zudem macht die kaiserliche Inspektion die Nachteile der ursprünglichen Bauplanung sichtbar. So sind die 80 Grenzübergänge nicht nur 80 mögliche Ausfalltore für römische Truppen – sondern auch 80 mögliche Einfalltore für Feinde. Wohl auf Hadrians Order wird der Wall noch stärker befestigt.

Die neuen Anweisungen sehen vor, südlich der Grenzmauer einen nahezu unüberwindlichen, sechs Meter breiten und drei Meter tiefen Graben auszuheben, der auf beiden Seiten mit meterhohen Erdwällen bewehrt ist.

Jeweils im Abstand von einem halben Tagesmarsch, rund elf Kilometern, errichten die Legionäre und Hilfstruppen zudem am Wall 16 große Kastelle, über die nun der Grenzverkehr abgewickelt wird. Nur an diesen 16 Orten kann auch der Graben überquert werden, die anderen 64 Übergänge verlieren ihre Funktion.

Literaturempfehlungen: Anthony Richard Birley, „Hadrian", WBG: Biografie eines ausgewiesenen Hadrian-Kenners. Peter Hill, „The Construction of Hadrian's Wall", The History Press: alles über das Bollwerk an der Grenze des Imperiums.

Die neuen Forts bieten genug Platz für eine ganze Einheit der Hilfstruppen und sind wie die Garnisonen im Hinterland ausgestattet: mit Wohn- und Kommandogebäuden, Werkstätten sowie Toilettenhäusern.

RUND DREI MONATE verbringt Hadrian mit seinem Tross in der Inselprovinz. Er besucht zahlreiche Grenzkastelle, darunter sehr wahrscheinlich auch das Fort Vindolanda (nicht überliefert ist, ob der Getreidehändler dem Kaiser seine Beschwerde auch tatsächlich vortragen kann).

Während im Norden immer neue Abschnitte des Walls fertiggestellt wer-

Zwei Millionen Tonnen
BAUMATERIAL
schaffen die Soldaten heran

den, besichtigt der Herrscher den Süden Britanniens. Er setzt Männer in Militär und Verwaltung ab und neue ein, regt Kanalbauten und die Trockenlegung von Mooren zur Landgewinnung an – seine Visiten dienen längst nicht nur der militärischen Sicherung der Provinzen, sondern auch der wirtschaftlichen.

Von Britannien aus reist der Kaiser weiter nach Spanien, wo er den Winter verbringt. Eigentlich plante er danach die Inspektion der afrikanischen Provinzen – aber aus dem Osten erreicht ihn ein Hilferuf. Erneut droht in Mesopotamien ein Konflikt mit den Parthern. Hadrian ändert seine Route und kann die Krise im Zweistromland auf diplomatischem Weg beilegen.

Erst 125 n. Chr. kehrt der Imperator nach Rom zurück – um drei Jahre darauf erneut zu einer Reise durch die Provinzen aufzubrechen. Sie führt ihn nun vor allem nach Nordafrika, die wichtigste Kornkammer der Römer, und nach Ägypten, in das Land der Pharaonen.

Nach der Hälfte seiner 70 Monate dauernden Reichsinspektion besucht er noch einmal Athen und weiht dort einen Zeus-Tempel ein. Es wird sein letzter Besuch in Griechenland sein.

Die letzten vier Jahre seines Lebens verbringt der Kaiser meist in einer seiner Villen in Rom oder dessen Umgebung. Und mit der gleichen Weitsicht und Härte, mit der er das Reich reformiert hat, plant er nun seine Nachfolge.

Am 25. Februar 138 adoptiert er Antoninus Pius, einen 51-jährigen Großgrundbesitzer, und macht ihn damit zum künftigen Imperator.

Doch noch am selben Tag zwingt er den designierten Nachfolger, einen 16-jährigen Knaben an Sohnes statt anzunehmen. Der Junge heißt Marcus und gehört zu einer Familie, die Hadrian schon lange fördert. Er wird 23 Jahre später als Mark Aurel den Thron besteigen (siehe Seite 80).

Hadrian hat sein Werk vollbracht. Bereits vom Tode gezeichnet, entflieht er der Hitze des Sommers ans Meer. Am 10. Juli 138 stirbt der schwer herzkranke Kaiser mit 62 Jahren im mondänen Badeort Baiae am Golf von Neapel.

Tatsächlich beschert der Kaiser dem Imperium, das er vor seiner eigenen Größe gerettet hat, einen Frieden, der fast zwei Generationen lang währt. Und über Jahrhunderte wird der britannische Limes, den er in Auftrag gegeben hat, die Nordgrenze des Imperiums bilden.

Der 120 Kilometer lange Wall fällt erst, als das Römische Reich bereits seinem Ende zugeht. Nicht von einem Tag auf den anderen, sondern schleichend entgleitet Britannien dem Griff der Römer. Um 410 fehlt es schließlich endgültig an römischen Truppen, um die „starke Festung" Hadrians im Norden noch zu halten.

Und bald darauf ist es sogar gleichgültig, ob das Bollwerk noch steht, ob der Wall überrannt, seine hölzernen Türme und Palisaden ein Raub der Flammen oder der Zeit werden.

Denn das Reich, dessen Bürger er so lange Zeit schützen sollte, dieses Reich geht gegen Ende des 5. Jahrhunderts für immer unter. □

Jürgen Bischoff, 57, machte früh Bekanntschaft mit dem römischen Militärwesen. Zu seinem zwölften Geburtstag bekam er das Spiel „Römer gegen Karthager" geschenkt. Alte Kulturen lassen ihn seither nicht mehr los.

Jetzt im Handel

Die GEO-Kindertitel: garantiert für jede Größe was dabei.

AB 5 JAHREN



AB 8 JAHREN



AB 8 JAHREN



GEOmini

Das Heft für neugierige Erstleser ab 5 Jahren. Die finden darin jeden Monat spannende Tiergeschichten. Sie erfahren, wie Eis am Stiel hergestellt wird oder warum Menschen manchmal eine Gänsehaut bekommen. Außerdem gibt es in jeder Ausgabe natürlich viele Rätsel, Anleitungen zum Spielen, Ausprobieren und Basteln.

GEOlino

Deutschlands größte Wissenszeitschrift für Kinder wendet sich an Jungen und Mädchen von 8 bis 14 Jahren. Das Themenspektrum von GEOlino kennt kaum Grenzen. Es reicht vom Zellkern bis zum Weltall, von Indianerkindern im Dschungel Amazoniens bis zu mutigen Forschern im Eis der Arktis. GEOlino erscheint monatlich.

GEOlino extra

Das Themenheft für alle zwischen 8 und 14 Jahren nimmt seine Leser sechsmal im Jahr mit auf eine abenteuerliche Reise. Auf 100 Seiten geht es dann um Lebensräume wie Wüsten oder Ozeane, um geschichtliche Epochen wie das alte Rom oder die Steinzeit, um Themen wie das Weltall oder Haustiere. Auch mit DVD erhältlich.

GEOmini, GEOlino oder GEOlino extra jetzt bestellen?
Unter www.geo.de/shop oder unter 01805/861 80 03*

*0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus den dt. Mobilfunknetzen.

Zum Herrschen verurteilt, zum Krieg verdammt

Er ist ein Knabe von ungewöhnlicher Begabung, geboren in eine der mächtigsten Familien Roms. Ein Intellektueller, der die Askese liebt und das Nachsinnen über die Natur des Menschen. Doch der Traum vom Leben als Philosoph endet schon im Jünglingsalter, als Mark Aurel durch Adoption zum künftigen Herrscher erwählt wird. Und kaum hat er 161 n. Chr. die Kaiserwürde erhalten, berennen Feinde die Grenzen des Imperiums. Bis zu seinem Tod wird der Schöngeist auf dem Thron Rom verteidigen müssen – in blutigen Schlachten, die er niemals schlagen wollte

VON MATHIAS MESENHÖLLER

Aristokratische Herkunft und kaiserliche Protektion ebnen Mark Aurel den Aufstieg in das höchste Staatsamt. Dabei hatte er bereits mit zwölf Jahren beschlossen, Philosoph zu werden – nicht Politiker (zeitgenössische Marmorbüste des Kaisers)



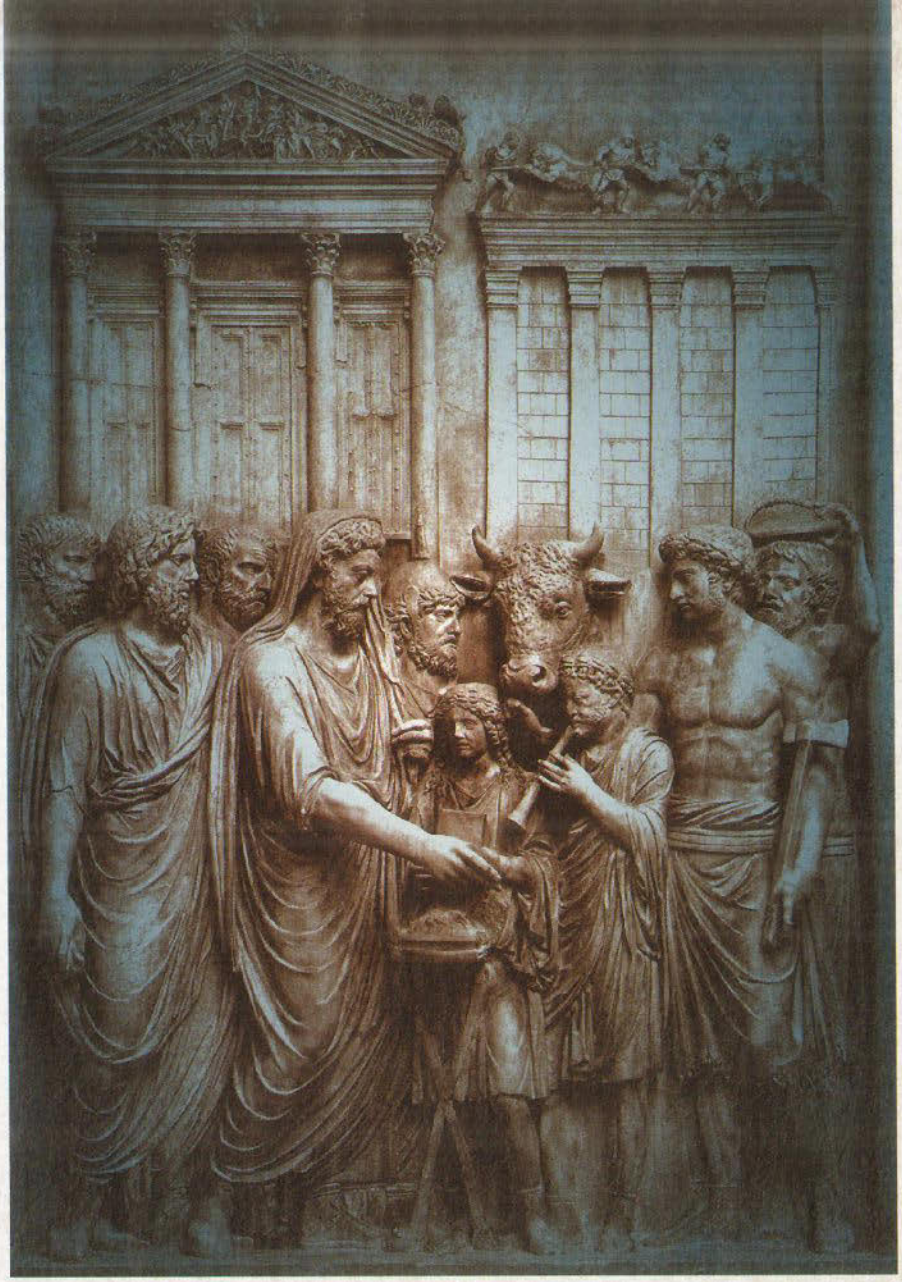
Kalt und nebelverhangen erscheint den Römern dieses Land an der Donau im Nordosten. Seit bald 15 Jahren kämpfen sie hier gegen die Barbaren. Einen verlustreichen, zähen Krieg. Nun, Mitte März des Jahres 180 n. Chr., scheint der Sieg greifbar. Da erreicht eine schreckliche Botschaft die Feldlager: Der Kaiser liegt im Sterben.

Wie und wo genau, darüber sind die Chronisten uneins. Vielleicht sind es die Pocken oder die Pest, die Mark Aurel niederwerfen, vermutlich nahe dem heutigen Sremska Mitrovica in Serbien, möglicherweise auch in Vindobona (Wien). Gewiss aber ist: Die Krankheit trifft einen durch jahrzehntelange Selbstzucht geschwächten Körper. Ausgehungert, von Schlafmangel abgezehrt, unter aufputschenden Drogen tagaus, tagein in die Pflicht genommen.

Denn während Pest und Krieg seine Regentschaft verdüstern, ficht der Imperator Caesar Marcus Aurelius Antoninus Augustus noch einen ganz persönlichen Kampf: gegen den eigenen Leib, die eigenen Bedürfnisse. Als ein Philosoph auf dem Thron begreift sich Mark Aurel. Und versteht darunter in erster Linie asketische Weltverachtung. Genuss entbehren, rastlos seinen Dienst für den Staat tun, Not klaglos erdulden. Nichts hoffen, nichts fürchten – da doch alles nichtig und vergänglich ist. Stets die eigene Sterblichkeit bedenken, als Trost in Mühen: zur Mahnung im Triumph.

Nicht wenige Höflinge halten ihren lustfeindlichen Herrn für skurril. Aber Mark Aurel braucht diesen Panzer. Um im Chaos der Seuchen, Barbarenüberfälle und Unruhen nicht zu verzweifeln. Und er braucht ihn zur Abwehr einer obsessiven Todesfurcht.

Zumindest teilweise gelingt ihm das, und als er mit knapp 59 Jahren den geschundenen Leib verbraucht hat, ist er auf das Ende vorbereitet – auch politisch. Bereits drei Jahre zuvor hat Mark Aurel seinen Sohn Commodus zum Mitkaiser erhoben: einen gerade mal 15-jährigen Jungen. Vaterliebe und dynastischer Ehrgeiz mögen zu diesem



Im Gewand eines Priesters opfert Mark Aurel einen Stier, um göttlichen Beistand im Kampf gegen die Germanen zu erbitten. Diese und die folgenden Reliefplatten zierten einst Siegesmonumente

Entschluss beigetragen haben. Doch vor allem scheint dem Herrscher ein beim Volk und in der Truppe eingeführter, legitimer Erbe die beste Absicherung gegen Thronwirren und Bürgerkrieg.

Nun, im Donaugebiet, ruft der schwerkranke Kaiser Commodus an sein Bett, berät und mahnt ihn, den Krieg nur siegreich zu beenden.

Von da an nimmt Mark Aurel nichts mehr zu sich. Er ist es müde.

Am sechsten Tag seiner Krankheit versammelt er seine Berater und die anwesenden Verwandten um sich. Mühsam im Bett aufgerichtet, gibt der Philosoph auf dem Kaiserthron eine letzte Probe stoischer Gelassenheit. Erklärt den Trauernden, wie natürlich deren Empfinden sei – und doch naiv im Angesicht des massenhaften Sterbens um sie herum. Zum Abschied schwört er seine engsten Getreuen auf den Erben ein.

Noch einmal empfängt er am nächsten Tag Commodus, schickt ihn jedoch rasch wieder fort, damit sein einziger überlebender Sohn sich nicht noch bei ihm ansteckt. Dann verhüllt der Imperator das Haupt wie zum Schlaf.

In der Nacht des 17. März 180 n. Chr. stirbt der vielleicht intellektuellste Kaiser in der Geschichte des Imperium

Romanum. Sein Lebenskampf ist ausgefochten.

Derjenige Roms indes hat eben erst begonnen. Ausgerechnet unter einem seiner kultiviertesten Herrscher endet die Mittagsruhe des Reiches. Der Frieden wird nur noch sporadisch wiederkehren, die von Mark Aurel mühsam verteidigte Welt aus der Defensive nicht mehr herauskommen.

Das „goldene Kaisertum", schreibt ein antiker Historiker, sinkt nun ab zu einem „eisernen und rostigen". Und er macht auch einen Schuldigen aus: Mark Aurels ungeeigneten Erben Commodus.

26. April 121, 59 Jahre zuvor. Vom frühlingsgrünen Hügel Caelius im Südosten Roms aus öffnet sich der Blick über einen großen Teil der Stadt. Roms führenden Familien, die auf dieser Anhöhe prächtige Palais und Gartenvillen besitzen, liegt das Zentrum eines Reiches zu Füßen: eines gigantischen Imperiums, prosperierend und befriedet.

Auch Kaiser Hadrian unterhält hier einen Palast. Doch an diesem Apriltag richtet sich die Aufmerksamkeit Roms auf ein anderes Haus. Gratulanten aus allen Ständen, Schützlinge und Freunde, Senatoren und Würdenträger, strömen zum Heim des Marcus Annius Verus, um den jungen Mann zur Geburt seines ersten Sohnes zu beglückwünschen.

Die Familie von Annius Verus zählt zu den mächtigsten des Imperiums. Gerade bekleidet sein Vater zum zweiten Mal das Amt des Konsuls. Sein Reichtum ist gewaltig.

Zudem ist Domitia Lucilla, die Frau von Marcus, eine Verwandte, möglicherweise sogar eine Halbschwester des Kaisers. Deshalb ist die Geburt des Säuglings ein Politikum. Denn Hadrian selbst hat keine Kinder. Mit etwas Glück kann die Sippe der Annii Veri also über den nächsten Kaiser mitbestimmen.

Nach neun Tagen erhält der Säugling einen Namen. Traditionsbewusst gibt der junge Vater ihm den des Großvaters, der zugleich der seine ist: Marcus. In die Geschichte eingehen wird das Kind unter einem später angenommenen Namen: Marcus Aurelius. Mark Aurel.

Wie in vornehmen Familien üblich, wird der Säugling einer Amme übergeben, wahrscheinlich einer Hellenin. Im Osten des Reiches ist Griechisch Amtssprache; Athen gilt neben Rom als kulturelle Hauptstadt – Zweisprachigkeit versteht sich von selbst in der Oberschicht. Manch heranwachsender Römer spricht Latein anfangs mit einem griechischen Akzent.

Von den ersten Schritten und Worten an ist das Kind dem strengen Blick der Verwandten und Standesgenossen ausgesetzt. Die Söhne der römischen Aristokratie sind künftige Herren der Welt; missraten sie, kann der Schaden für ihre Familien ungeheuer sein.

Deshalb werden ihnen Härte und Selbstbeherrschung antrainiert sowie Lerneifer – und vor allem unbedingte Hochachtung für die Sitten und die Autorität der Altvorderen. Umgekehrt werden vorwitzige, gar aufsässige Adelssprösslinge mit Prügeln diszipliniert.

Marcus bleiben die schlimmsten Demütigungen erspart. Intellektuell begabt, von Natur wissbegierig und schon als Kind seltsam ernsthaft, folgt er seinen Erziehern und Lehrern eifrig.

Vielleicht zu eifrig. Er lernt, weder beim Wagenrennen noch bei den Gladiatorenkämpfen mit einer Partei zu fiebern, gar zu wetten – so etwas ist selbst innerhalb der Elite unüblich. Im Alter von zwölf Jahren erklärt er, das strenge, vergeistigte Leben eines Philosophen führen zu wollen, legt sich einen groben Mantel zu, wie ihn viele Denker tragen, und beginnt auf dem nackten Boden zu schlafen. Die Mutter kann ihn überreden, wenigstens ein mit Fellen bedecktes Feldbett zu benutzen.

Der Junge ist sensibel, intelligent, anspruchsvoll sich selbst gegenüber – und ungemein empfänglich für das Ideal seiner intellektuellen Privatlehrer: ein Leben in Wahrheit.

Jahrzehnte später wird Mark Aurel über sein Ringen und seine Einsichten schriftlich Rechenschaft ablegen, in einem Werk, das von der Nachwelt den Titel „Selbstbetrachtungen" erhält.

Er liest Tag und Nacht, lässt sich widerwillig zu Arenabesuchen, Sport oder Jagd drängen, entwickelt Züge eines Sonderlings. Dazu mag ein bitterer Verlust beigetragen haben: Sein Vater starb, noch ehe Marcus neun Jahre alt war. Der Junge entwickelt eine Art melancholischen Trotz, so als wollte er sich für zukünftige Schläge wappnen.

Hinzu kommt ein monströser Erwartungsdruck. Kaiser Hadrian protegiert die Familie, hat bereits den sechsjährigen Marcus in den Ritterstand aufnehmen lassen und ein Jahr später in ein exklusives Priesterkollegium vermittelt. Der Knabe muss komplizierte kultische Tänze lernen, archaische Eidesformeln.

Bald peinigen ihn zahlreiche Ängste, zu versagen, vor Verlust und Demütigung. Er kanalisiert sie alle in Aggression gegen den eigenen Körper: in Hungertraining, Schlafentzug, sexuelle Enthaltsamkeit. Vieles deutet darauf hin, dass Marcus eine Form von Magersucht entwickelt. Einen Kontrollzwang, der ihn das Ideal eines reinen Verstandesmenschen anstreben lässt.

Noch einmal verschärft wird der Druck durch die Pläne, die der kinderlose Hadrian anscheinend mit dem aufgeweckten jungen Verwandten hat. Nun, um das Jahr 135, verfällt der etwa 60-jährige Kaiser zusehends, wie der Geschichtsschreiber Cassius Dio berichtet. Die meiste Zeit verbringt er zwischen den erlesenen Kunstschätzen seines luxuriösen Landsitzes am Rande der Sabiner Berge. In Rom veranlasst er den Bau eines gewaltigen Mausoleums – doch einen Erben benennt er nicht.

Marcus weiß, dass auch sein Name fällt, wenn über Hadrians Nachfolge spekuliert



Antoninus Pius

Unter Hadrians Nachfolger erlebt Rom eine Blüte. 138 adoptiert er Mark Aurel – und bereitet ihn 23 Jahre lang auf die Macht vor

wird. Er empfindet dabei wohl nicht so sehr ehrgeizige Hoffnung, sondern vielmehr Furcht vor einem restlos öffentlichen Dasein, moralischen Kompromissen und aufreibenden Pflichten.

Im März 136, kurz vor seinem 15. Geburtstag, tritt er, wie die meisten Jungen seines Alters, vor den Hausaltar und tauscht in feierlicher Zeremonie die Kinder- gegen die Erwachsenentoga. Anschließend geleiten Verwandte und Freunde ihn zum Forum, wo sein Name in die Bürgerliste eingetragen wird. Damit ist Marcus Annius Verus mündig.

Kurz darauf wird er auf Initiative Hadrians mit einer Tochter des Konsuls Lucius Ceionius Commodus verlobt. Anschließend adoptiert der Kaiser Commodus – üblich, wenn ein kinderloser Herrscher einen Erben bestellen will.

Hadrians Motive für dieses Vorgehen sind nicht ganz klar. Lucius Ceionius Commodus ist zwar Konsul in dritter Generation, aber politisch eher profillos; dennoch traut Hadrian ihm das Amt offenbar zu. Eine Rolle spielt vermutlich, dass Commodus selbst einen kleinen Sohn hat, die Thronfolge also über mindestens zwei Generationen gesichert ist – und der begabte Marcus als Ersatz oder Zwischenlösung bereitsteht.

Es ist eine sorgsam austarierte Konstellation, die zwei mächtige Familien verbindet, zudem Standesempfindlichkeiten und komplizierte Verwandtschaftsverhältnisse berücksichtigt – und Marcus hoffen lässt, nicht in die Verantwortung genommen zu werden.

Als Schwiegersohn des kommenden Herrschers kann er mit Ehren und Einfluss rechnen, aber auch mit hinreichend Muße, seinen philosophischen Neigungen nachzugehen. Vor ihm liegt ein glänzendes, glückliches Leben. Der siebe Kaiser meint es gut mit dem Jungen, den er in freundlichem Spott „Verissimus“ nennt, den „Allerwahrhaftigsten“.

Doch am Neujahrstag 138 erleidet Lucius Ceionius Commodus plötzlich einen Blutsturz und stirbt.

Erneut machen die Aristokraten nun Pläne für die Zeit nach Hadrians Tod, rechnen Verwandtschaftsgrade aus, kalkulieren die Ambitionen der Provinzstatthalter, die Zahl ihrer Legionen, erstellen im Geist womöglich Mordlisten für einen Thronfolgekrieg.

Der schwer kranke Kaiser rafft sich jedoch noch einmal auf. Nach Wochen entnervender Ungewissheit ruft Hadrian, wassersüchtig und lebensmüde, seine Vertrauten ans Bett.

Er erklärt, dass er Aurelius Antoninus adoptieren wird, einen reichen, für seine Milde und Klugheit geachteten früheren Konsul. Antoninus wiederum soll Commodus' Sohn Lucius an Kindes statt nehmen – und Marcus.

Am 25. Februar 138 wird Marcus Annius so zu Marcus Aurelius, Sohn des Aurelius Antoninus.

Damit ist Mark Aurels Lebensweg vorgezeichnet: Er ist zehn Jahre älter als der Adoptivbruder Lucius, vor dem Volk vielfach ausgezeichnet, ein direkter Neffe des designierten Imperators Antoninus – nur sein vorzeitiger Tod könnte noch verhindern, dass er Kaiser wird.

Der Traum vom Leben als Philosoph ist damit beendet. Mark Aurel wird es Hadrian zeitlebens verübeln, ihn in diese Pflicht genommen zu haben. Wo er Vätern, Vorvätern und Mentoren in seinen „Selbstbetrachtungen“ rhetorische Denkmäler setzt, findet sich kein Wort über den Mann, der ihm das Reich vermachte. Ein schneidendes Schweigen.

Auch einige Charakterzüge des Kaisers müssen den strengen Adoptivenkel irritieren: Als Staatsmann tüchtig, ist Hadrian stets jedem Genuss zugetan, offen bisexuell, herrisch bis zum politischen Mord. Am 10. Juli stirbt er in einem Badeort am Golf von Neapel, gehasst und verachtet von vielen.

Mit Blick auf diese Monate schreibt Mark Aurel in den „Selbstbetrachtungen“: „Wo man leben muss, kann man auch richtig leben. Nun musst du aber am Hof leben; folglich kannst du auch am Hof richtig leben.“ Der Satz eines Weisen. Ein verzweifelter Satz.

Mark Aurels Rettung wird der Adoptivvater Antoninus, der als Kaiser bald den Beinamen „Pius“ erwirbt, „der Fromme“. Antoninus Pius gibt sich ganz anders als der selbstherrliche Hadrian. Er ruft Verbannte zurück, hebt Todesurteile auf. Adel und Senat begegnet er ausgesucht höflich, auffallende Leidenschaften hat er kaum. Ein fast bürgerlicher Kaiser, der sich tatsächlich als *primus inter pares* versteht, als „Erster unter Gleichen“.

Für Mark Aurel wird dieser Kaiser, der so unaufgeregt wie tatkräftig lebt und regiert, zum idealisierten guten Herrscher und väterlichen Vorbild. In 23 Jahren schlafen die beiden nur zwei Nächte nicht unter einem Dach.

Und anders als der eifersüchtig die Macht hütende Hadrian löst Antoninus die Nachfolgefrage zügig. Er verlobt Mark Aurel mit seiner noch minderjährigen Tochter Faustina, lässt ihn in alle wichtigen Priesterkollegien wählen und zum offiziellen Thronerben ausrufen.

Mit 18 wird Mark Aurel erstmals Konsul. Das hat es noch nie gegeben: Für römische Begriffe leitet ein halbes Kind die Sitzungen des Senats. Skeptisch blickt die erhabene Ratsversammlung von rund 600 ehemaligen Amtsträgern, den vornehmsten und schärfsten Köpfen Roms, dem Jungen entgegen.

Eine unbedachte Geste, eine missratene Rede, ein linkisch ausgeführter Ritus – und Mark Aurel würde nicht edel zurückhaltend wirken, sondern pompös oder verschüchtert, anmaßend oder schlicht überfordert. Dann würde diese beispiellose Erhebung eines Jünglings nicht als weise und vorausschauend gelten, sondern als Arroganz der Macht.



Lucius Verus

161 macht Mark Aurel seinen Adoptivbruder zum Mitherrscher. Bis zu dessen Tod 169 regieren erstmals zwei Kaiser gemeinsam Rom



Zwei gefangene Germanen werfen sich vor Mark Aurel zu Boden, die Hände ergeben erhoben. 168 zieht der Kaiser mit einer gewaltigen Streitmacht gegen die Stämme des Nordens

Doch der Thronfolger, von klein auf streng beobachtet, vermeidet jeden Fehlschritt. Die Senatoren sind angetan. Aber genau diesen Zwang zu funktionieren hat der heranreifende Philosoph Mark Aurel immer gefürchtet.

Während Antoninus Pius seinen Schützling an die Macht heranführt, erhält der weiterhin Unterricht bei den besten Lehrern, auch seine philosophischen Studien kann er fortsetzen.

Besonders die ursprünglich griechische Schule der Stoa zieht ihn an. Die Stoiker preisen einen abgeklärten, nüchternen Verstand und heitere Gelassenheit gegenüber dem willkürlichen Schicksal. Sie lehren Mäßigung und Milde, eine stete Suche nach Einklang mit der eigenen Natur, Tatkraft auf dem Posten, auf den jeder gestellt wurde.

Was Mark Aurel sich aneignet, ist indes eine höchst individuelle Interpretation der Stoa, die er ein Leben lang ergänzt und modifiziert. Zumal die heitere Seite nach und nach von seinen asketischen Neigungen verdrängt wird. Die stoische Skepsis gerät ihm schließlich zu einer leicht grantelnden Melancholie.

„Am Morgen", notiert er, „soll man sich sagen: Ich werde heute einem beschränkten, einem undankbaren, einem unverschämten, einem falschen, einem missgünstigen und einem unverträglichen Kerl begegnen." Und sie alle dennoch ertragen.

SO GEWAPPNET, KANN Mark Aurel dem Einzelnen duldsam, ja gewinnend begegnen. Die natürliche Unbefangenheit seines Adoptivvaters aber bleibt ihm versagt. Schlimmer – manchmal stößt er Menschen vor den Kopf.

Zu einer Abendeinladung etwa erscheint er mit Büchern unter dem Arm und widmet sich der Lektüre statt den anderen Gästen. Beim Faustkampf oder einem Musikvortrag verdirbt er seinen Begleitern den Spaß, indem er analytisch darlegt, wie lächerlich die Sache doch eigentlich sei.

Anlässlich einer Weinlese auf seinen Privatgütern lässt Kaiser Antoninus Pius ein deftiges Fischpüree reichen – der junge Cäsar bescheidet sich mit einem Stück Brot. Er sei erkältet.

In solchen Momenten gleitet seine intellektuelle Selbstzucht ab in eine hochmütige Missachtung von Konventionen. Selbst ein enger Freund und Lehrer nennt den Musterschüler dann „schwer erträglich" und einen „unangenehmen Menschen".

Andererseits begreift Mark Aurel es ganz traditionsgemäß als seine Herrscherpflicht, einen Erben zu produzieren. Faustina, die er im Mai 145 heiratet, mutet er eine nicht endende Reihe von Schwangerschaften zu. Viele Jahre lang überleben nur die Töchter des Paares das Säuglingsalter, und so muss sie ihm in 25 Jahren wohl 13 Kinder gebären, Fehl- und Totgeburten nicht gerechnet.

Zu Beginn des Jahres 161 muss Antoninus Pius seinen Körper bereits mit einem Korsett aufrecht halten. Seit fast 23 Jahren regiert er nun schon, klug, gewissenhaft und überaus erfolgreich: kein großer Krieg, innere Harmonie, ein etablierter Thronfolger.

Als eine Magenverstimmung bei ihm zu Fieber und rascher Entkräftung führt, kann der 74-Jährige im Bewusstsein auf den Tod zugehen, besorgt zu haben, was ihm zu besorgen aufgegeben war. Am 7. März 161 stirbt er, ein glücksbegabter, sich selbst wohlgesonnener Stoiker, um dessen innere Balance ihn

der zwanghafte Mark Aurel immer beneiden wird.

Niemals in der Geschichte des Imperiums ist ein Kaiser besser vorbereitet und gründlicher ausgebildet worden als Mark Aurel. Nur eines hatte der sanftmütig-fromme Adoptivvater versäumt: den Nachfolger zu einer Provinzarmee zu schicken oder gar in ein Gefecht.

Mark Aurel beherrscht zwar das Handwerk des Regierens – aber nur in ruhigen Zeiten. Doch hinter den Grenzen, warnen Gerüchte, gäre es.

Wohl deshalb überrascht Mark Aurel den Senat noch am Todestag des Antoninus Pius mit einem Bruch der Tradition: Er bittet um die volle kaiserliche Macht auch für seinen Adoptivbruder. Im Ernstfall soll Lucius Aelius Aurelius Commodus die Truppen anführen. Der Senat willigt ein und erhebt ihn als Lucius Verus gleichfalls zum Kaiser.

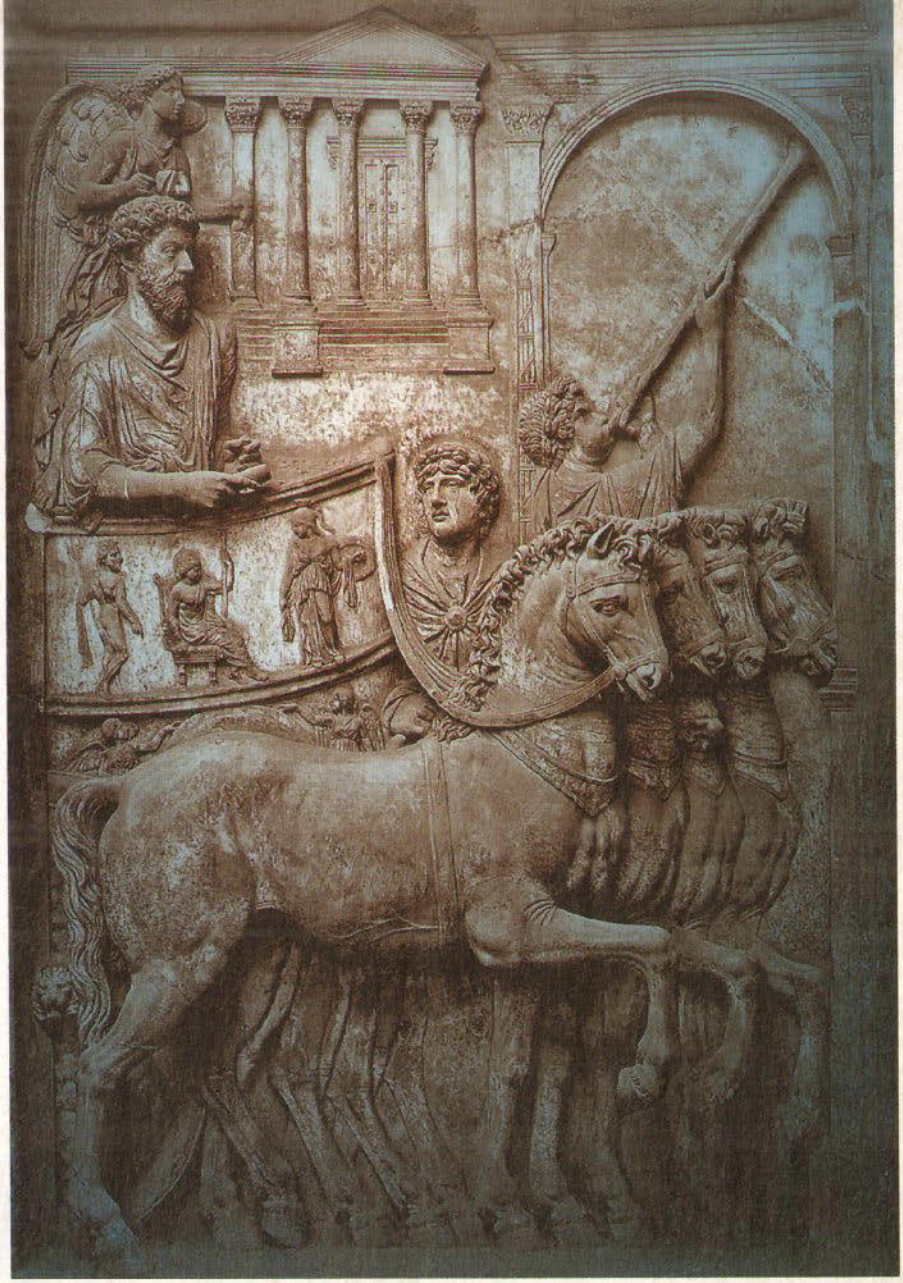
Im Spätsommer erfüllt sich noch ein Wunsch Mark Aurels. Faustina bekommt Zwillinge, Jungen. Den einen tauft er nach seinem Adoptivvater, den anderen zu Ehren des Bruders und Mitkaisers: Lucius Aurelius Commodus.

Zur gleichen Zeit fallen parthische Reiter in das von Rom abhängige Königreich Armenien ein, vernichten mindestens eine römische Legion und dringen nach Syrien vor.

Seit mehr als zwei Jahrhunderten bereits konkurriert das Partherreich (im heutigen Iran und Irak) mit Rom um die Kontrolle Armeniens, um Handelsrouten und die Vorherrschaft zwischen Kaukasus und syrischer Wüste. Zwei Generationen zuvor tobte hier der letzte große Krieg des Imperiums. Jetzt eröffnet der erneute Angriff eine Kaskade von Heimsuchungen, die Mark Aurels Leben verdüstern werden.

Im Frühjahr 162 reist Lucius Verus nach Brundisium (Brindisi), um sich nach Syrien einzuschiffen. In Rom rauchen die Opferfeuer, mit denen die Römer ihre Götter um Beistand bitten.

Lucius Verus ist lebensfroher als sein Adoptivbruder. Angeblich macht er aus seiner Fahrt in den Krieg eine Lustreise, unterbricht sie für Jagden und Gelage, führt Sänger und Musikanten mit, vertändelt Zeit in griechischen Kulturstätten und kleinasiatischen Badeorten. Erst Ende 162 trifft er in Syrien ein.



Im Triumphwagen zieht Mark Aurel in Rom ein, wahrscheinlich, um den Sieg seines Mitkaisers Lucius Verus über die Parther im Osten zu feiern. Doch auch im Norden und Westen drohen neue Gefahren – etwa in Britannien

Die Generäle, die dort auf ihn warten, sind harte Truppenführer. So hat der alte Marcus Pontius Laelianus die Polster aus den Sätteln der Reiter schneiden lassen, verschärfte den Drill, verbot Alkohol und Glücksspiel. Ähnlich hält es Gaius Avidius Cassius, selbst gebürtiger Syrer, der es in Rom bis zum Konsul gebracht und als Statthalter an der Donau gedient hat. Von Marcus Statius Priscus, der aus Britannien quer durch das Reich geeilt ist, weiß die Legende, allein sein Gebrüll werfe den Feind tot um.

Im Jahr darauf erobern die Legionen Armenien zurück, 165 stoßen sie ins parthische Kernland vor und brennen Teile der Doppelhauptstadt Seleukia-Ktesiphon am Tigris nieder.

Lucius Verus hält sich aus dem eigentlichen Kampfgeschehen weitgehend heraus, kümmert sich um seine griechische Geliebte und genießt den Kriegsruhm, der ihm als Oberbefehlshaber zusteht – ihm und Mark Aurel, mit dem er schließlich die Siegestitel „Imperator", „Armenierbezwinger" und „größter Parthersieger" teilen wird.

Inzwischen mehren sich an Rhein und Donau die Überfälle von Germanen.

Deshalb kehrt Lucius Verus nach Rom zurück, lässt er seine Legionen zu ihren Standlagern in Bonna (Bonn) und Aquincum (Budapest) marschieren.

Die Neuordnung im Osten soll der wirkliche Sieger des Feldzugs leiten: Avidius Cassius, nun Statthalter von Syrien.

Im Oktober 166 feiern die beiden Herrscher den ersten Triumphzug in Rom seit fast 50 Jahren. Nach altem Ritus fahren die Brüder auf Festwagen vom Marsfeld über das Forum zum Kapitol. Gehüllt in goldverzierte Purpurtogen, das Gesicht zinnoberrot bemalt, in der Rechten einen Lorbeerzweig, in der Linken ein Elfenbeinzepter: lebende Abbilder des Gottes Jupiter.

Dem Zug voran werden Gefangene geführt, erlesene Beutestücke, Tafeln mit den Namen besiegter Fürsten, Bilder eroberter Städte. Hinter den Triumphatoren steht jeweils ein Sklave, hält eine goldene Eichenlaubkrone über ihr Haupt und flüstert im Lärm der jubelnden Zuschauer und singenden Soldaten: „Blicke hinter dich und denke daran, dass auch du nur ein Mensch bist."

Unwahrscheinlich, dass Mark Aurel dieses Hinweises bedarf.

Während Rom noch feiert, grassiert entlang der Heerstraßen bereits der Tod. Die zurückkehrenden Truppen schleppen ihn mit. Sie haben sich in Seleukia und andernorts bei ihren Opfern angesteckt. Die genaue Art der Seuche ist nicht überliefert; die Symptome sprechen für Beulenpest, Pocken oder Fleckfieber. Wo immer die Legionen sich aufhalten, befällt die Menschen ein schwarzer, meist tödlicher Ausschlag.

Mit den triumphierenden Einheiten erreicht die Seuche Rom. Bald gehen Hunderte, schließlich Tausende zugrunde – täglich. Leichenzüge gibt es nicht mehr; die Toten werden auf Marktkarren fortgeschafft. Oder bleiben in den Straßen liegen. Die Friedhöfe sind überfüllt, Trauernde eignen sich fremde Gräber an; Mark Aurel befiehlt, arme Leute auf Staatskosten zu bestatten.

Falsche Propheten verkaufen magische Bannsprüche, die das hilflose Volk an die Türpfosten heftet. Da die Epidemie auch das Land erfasst, Güter, Gehöfte und Märkte verwaisen, grassiert neben der Krankheit bald der Hunger.

In dieser Lage nun muss der Kaiser vor den Senat treten und einen neuen Feldzug ankündigen: Ein Krieg gegen die Germanen lässt sich nicht länger hinauszögern.

Mit Sühneopfern versucht er den Römern Zuversicht zu geben. Um keine Gottheit zu vergessen und zu kränken, ruft er Priester der obskursten Kulte nach Rom, die inmitten des Hungers massenhaft Tiere opfern. So groß ist die Not, dass eine Woche lang Götterstatuen an öffentlichen Plätzen auf Speiseliegen gebettet werden, festlich bewirtet und um ihr Erbarmen angefleht: So ist es auch aus der Zeit der Kriege gegen das einst mächtige Karthago überliefert, als Hannibal drohte, Rom zu stürmen.

Im Frühjahr 168 brechen die Kaiser auf nach Norden.

Die Grenze des Imperiums im Norden und Osten bildet von Castra Regina (Regensburg) bis hinter der Mündung der Theiß im heutigen Serbien die Donau. Jenseits des Stroms siedeln überwiegend germanische Stämme, von denen etliche Rom als Schutzherrn anerkennen. Doch nun dringen fremde Verbände in deren Gebiete ein, vertrieben von stärkeren Völkern weiter nördlich.

Bald bitten mehrere Stammesgemeinschaften um Zuflucht im Reich, um Land und eine neue Heimat. Rom hält sie hin; denn die Ansiedlung ganzer Barbarenvölker ist ein unkontrollierbares Risiko.

Daraufhin dringen die Verzweifelten mit Gewalt ein. (Die kaiserlichen Brüder stehen vor einem Vorläufer jener „Völkerwanderung", die später zu Roms Untergang beitragen wird.)

Der genaue Kriegsverlauf verliert sich im Dunkel lückenhafter Überlieferung. Mit einiger Sicherheit plant Mark Aurel einen massiven Vergeltungsschlag, um die Grenze zu befrieden – erleidet jenseits der Donau aber eine katastrophale Niederlage.

Wahrscheinlich im Anschluss daran durchbrechen die Germanen Roms Verteidigungslinien und dringen bis Nordostitalien vor: die erste Invasion der Apenninenhalbinsel seit fast 300 Jahren. Andere Gruppen streifen plündernd den Balkan hinab, erreichen beinahe Athen. Hunderttausende werden getötet, verschleppt, verstümmelt, um ihre Habe gebracht.

Zudem fordert die Pest nach wie vor ihre Opfer, berennen schottische Stämme die Grenzen in Britannien, wird Ägypten von einem Aufstand erschüttert, fallen Wüstenkrieger im römischen Nordwestafrika ein, verheeren sogar die spanischen Provinzen.

Darüber hinaus verzeichnen die kaiserlichen Kanzleien regionale Missernten, Heuschreckenplagen, Erdbeben, Überschwemmungen. Das Reich brennt.

Mark Aurel war klug, die Würde des Imperators zu fürchten – doch diese Regentschaft ist noch schlimmer, als selbst er ahnen konnte.

Auch privat erlebt er dunkle Zeiten. Noch vor Beginn des Krieges stirbt der ältere seiner Zwillingssöhne, etwas später ein nachgeborener Sohn. Im selben Jahr, 169, erliegt sein Bruder und Mitkaiser Lucius Verus mit nicht einmal 40 Jahren einem Schlaganfall. Mark Aurel bringt die Leiche zur Bestattung nach Rom.

Von dem Stoiker Epiktet hat er gelernt, die Lebenden immer schon als Tote zu sehen: nicht um das Leben eines Kindes zu beten, sondern darum, dessen Tod nicht zu fürchten.

Zumindest hat er gelernt, sich so zu geben, auch angesichts fürchterlicher Verluste. Was der Kaiser wirklich denkt und fühlt, weiß niemand.



Faustina

Schon früh wird Mark Aurel mit der Tochter des Antoninus Pius verheiratet. Faustina stirbt mit etwa 45, ausgezehrt durch mehr als ein Dutzend Schwangerschaften

Äußerlich gelassen geht er auch mit den Gerüchten um, Faustina betrüge ihn. Vielleicht, weil sie nicht zutreffen; vermutlich, weil er den Skandal einer offiziell gescheiterten Ehe scheut.

Und ohnehin: Was ist die körperliche Liebe schon mehr als „das Reiben eines Stücks Eingeweide und die Absonderung eines Schleimtröpfchens unter mäßigen Zuckungen".

Es sind solche Ermahnungen und Reflexionen, die Mark Aurel um diese Zeit aufzuschreiben beginnt. Die „Selbstbetrachtungen" sind ein verzweifelter Versuch, dem von Vernichtung und Nichtigkeit bedrohten Leben einen Sinn abzuringen. Die Quintessenz des über zehn, zwölf Jahre fortgesetzten schriftlichen Nachdenkens bilden Appelle, die unvollkommenen und flüchtigen Dinge leidenschaftslos und rein vernunftgemäß zu betrachten. Der Aufruf zu einem kompromisslosen Pflichtbewusstsein im Dienst für das allgemeine Wohl.

Immer wieder geht es um die Kürze des Lebens und die Belanglosigkeit des Nachruhms. Die melancholischen Worte offenbaren einen Menschen, der mit seinen Eitelkeiten und Ängsten ringt. Der sich Anerkennung als Philosoph ersehnt und doch nichts so sehr fürchtet wie die Gefahr, sich als Kaiser eine Blöße zu geben.

Wenige Monate nach der Beerdigung des Lucius Verus reist er an die Front. Auch im Feld bearbeitet er Akten, um Gesetze zu begutachten, Budgets zu prüfen, klagenden Untertanen ihr Recht zu verschaffen. Gegen jede römische Sitte beruft er spätabends noch Gerichtssitzungen ein, die bis tief in die Nacht andauern – leicht zu ertragen ist der übergründliche Herrscher für seine Berater nicht.

Ermahnungen, sich doch zu schonen, wischt Mark Aurel beiseite. Hustend, frierend und müde zwingt er sich morgens aus dem Bett, isst wenig, trinkt kaum Alkohol, leidet an Magenverstimmungen, Atemnot, Kopfschmerzen. Es kommt vor, dass er einen Truppenappell abbrechen muss, weil die Kraft nicht reicht. Um die Schmerzen, den Hunger, seine chronische Schlaflosigkeit zu lindern, nimmt er täglich ein opiumhaltiges Medikament zu sich, gesüßt mit Honig.

Die Kriegserlebnisse erschüttern ihn. „Wenn du jemals eine abgehauene Hand, einen Fuß oder einen abgeschnittenen Kopf getrennt von dem übrigen Körper hast liegen sehen …", notiert er schaudernd.

Gleichwohl führt er den Kampf gegen die Barbaren mit entschlossener Härte weiter. Die angeschlagene Armee nimmt jeden Mann, der sich rekrutieren lässt. Neben freien römischen Bürgern kämpfen germanische Söldner, griechische Ordnungshüter, dalmatinische Räuber sowie Gladiatoren und Sklaven, denen für ihren Einsatz die Freiheit versprochen wird – sofern sie überleben.

Denn die Verluste durch die Seuche und die Kämpfe sind hoch. Immer schwieriger wird es zudem, fähige Kommandeure zu finden. Zahlreiche vornehme Familien rettet nur die gängige Praxis der Adoption vor dem Erlöschen, während sich weniger edel Geborenen plötzlich Karrieren eröffnen.

Einer von ihnen ist Tiberius Claudius Pompeianus, Sohn eines Ritters aus Syrien. Der hochbegabte General hat sich bereits als Provinzstatthalter an der Donau bewährt, als Mark Aurel beschließt, ihn so eng an sich zu binden wie möglich: Er bietet Pompeianus seine älteste Tochter zur Frau an.

Ein kleinadeliger Nichtitaliener als Teil der kaiserlichen Familie? Die junge Frau und ihre Mutter, Faustina, sind empört. Doch wenn es um das Reich geht, verlangt der Imperator, dass die Familie sich fügt wie jeder andere. Fortan ist Pompeianus stets an der Seite seines Schwiegervaters.

Der General ragt heraus, aber auch sonst zeigt Mark Aurel ein Gespür für gute Berater, kann zuhören, Kritik annehmen und lässt sich belehren, wenn andere es besser wissen.

Um das Jahr 172 wendet sich das Blatt zu seinen Gunsten. Immer häufiger operieren Roms Legionen nun erfolgreich jenseits der Donau, errichten dort Feldlager, brennen Weiler und Höfe nieder, verschleppen die Bewohner oder treiben sie ohne Vorräte in die Wildnis.

Schon bald erkennen Roms mächtigste Gegner, die germanischen Quaden und Markomannen sowie das sarmatische Reitervolk der Jazygen, dass sie den Krieg im eigenen Land nicht lange durchstehen können. Ein Häuptling nach dem anderen bittet um Frieden.

In manchen Fällen aber zögert Mark Aurel, haben doch einige Stämme frühere Unterwerfungsverträge wieder gebrochen. Ruhe für sein Reich glaubt der Imperator nur gewinnen zu können, indem er den Feind langfristig schwächt – bei den Jazygen spricht er gar von Auslöschen. Und so lässt der kaiserliche Schöngeist, der in Rom den Gladiatoren bei Kämpfen in seiner Gegenwart stumpfe Waffen und den Seiltänzern Sicherheitsmatten vorgeschrieben hat, weiterhin Gefangene hinschlachten, Siedlungen brandschatzen und den Krieg fortführen.

Ein Philosoph als gnadenloser Kriegsherr: Seinem aufgeklärten Verstand mag diese Realität widerstreben – entrinnen kann er der Aufgabe nicht. Sie ist Teil des ungeliebten Amtes.

Dass es dann doch zu einem Ende des Gemetzels kommt, ist Ergebnis eines folgenreichen Missverständnisses.

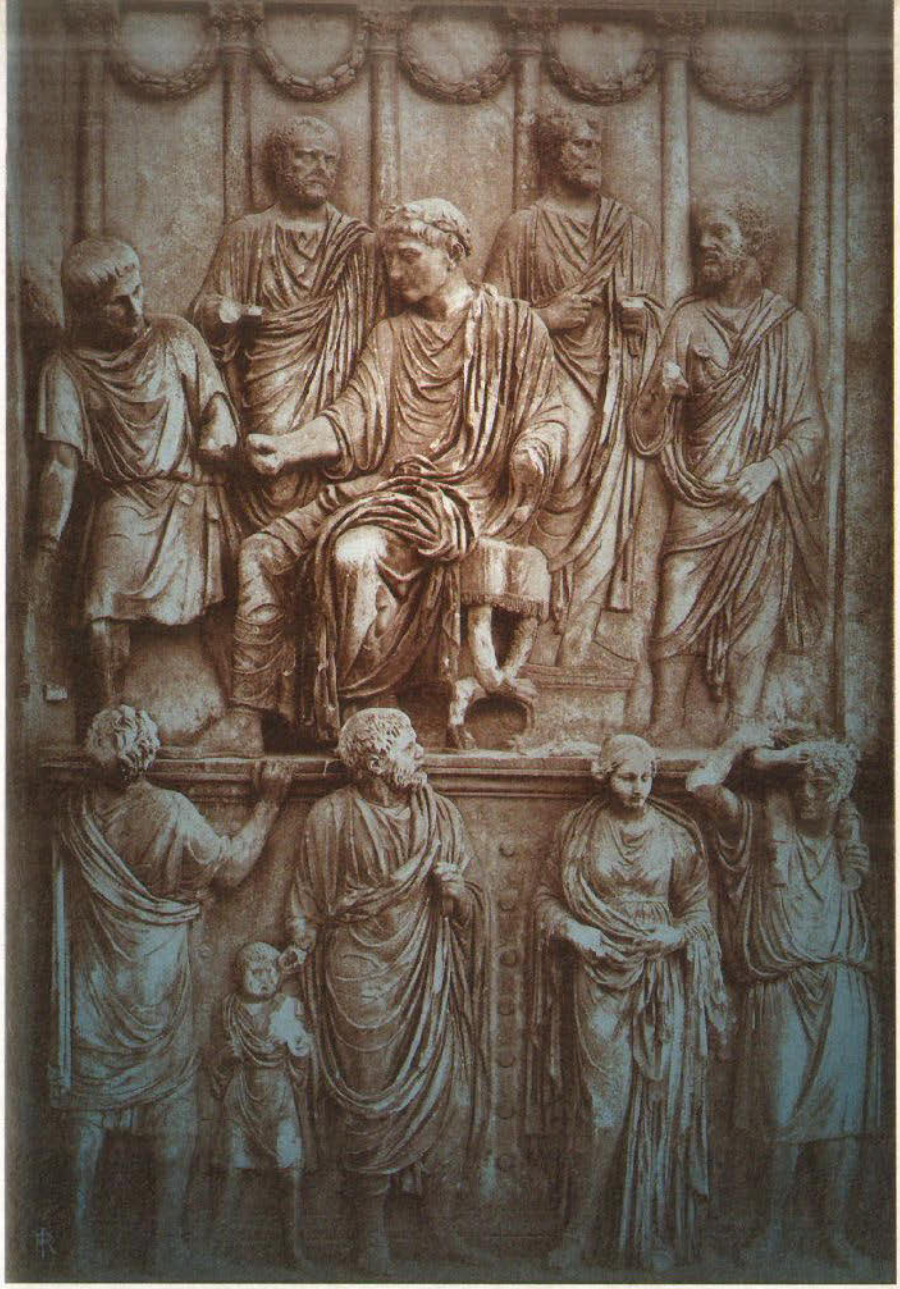
Woher auch immer das Gerücht stammt, im Frühjahr 175 erreicht es die Levante: Der Kaiser sei tot. Da Mark Aurels einziger überlebender Sohn Commodus noch unmündig ist, erscheint der Thron herrenlos.

Avidius Cassius, der Sieger im Kampf gegen die Parther und Statthalter von



COMMODUS

Mark Aurels Sohn – der sich gern mit Löwenfell und Keule als Halbgott Herkules zeigt – ist 15, als ihn sein Vater zum Mitkaiser erhebt



Syrien, reagiert am schnellsten und lässt sich von den Legionen des Ostens zum Kaiser ausrufen. Als er erfährt, dass Mark Aurel in Wirklichkeit noch lebt, ist es zu spät – ein Usurpator kann ebenso wenig abdanken wie ein Kaiser.

Rom steht vor einem Bürgerkrieg.

Zwar endet die Krise, noch ehe sie richtig begonnen hat, denn die eigenen Leute töten Cassius, als sie die Wahrheit erfahren. Dennoch hat der Vorfall gravierende Folgen.

Zum einen bricht Mark Aurel eilig den Krieg im Norden ab und gewährt seinen erschöpften Gegnern einen glimpflichen Frieden.

Zum anderen erkennt er, wie gefährdet seine Pläne für die Thronfolge sind.

Der Kaiser verteilt Geld an die Armen – Mark Aurel will ein Tugendherrscher sein, milde und gerecht. Doch die bislang schlimmste Krise des Reiches kann er nur mit brutaler Gewalt lösen

Deshalb ruft er seinen Sohn Commodus aus Rom ins Feldlager. Hier legt der knapp 14-Jährige am 7. Juli 175 feierlich die Erwachsenentoga an. Hastig überträgt der Vater ihm höchste Staatsämter, macht den Sohn keine zwei Jahre später gar zum Mitkaiser.

ES SIND DIE ERSTEN JAHRE des Friedens in Mark Aurels Regentschaft. Über die Anhänger und Verwandten des Cassius übt er ein vergleichsweise mildes Gericht. Auch im Triumph bleibt er bescheiden und wahrt demonstrativ die Formen eines zivilen Kaisertums, den Stil des Antoninus Pius, dessen Zuvorkommen dem Senat gegenüber er sogar noch überbietet.

Er geht nicht nur aus Klugheit so vor, sondern aus philosophischer Überzeugung. Einst inspirierte die Stoa die senatorische Opposition gegen tyrannenhafte Kaiser wie Nero – und Mark Aurel sieht sein Denken in dieser Tradition.

Er begreift sich als ein Diener des Staats, der die Freiheit und Würde seiner Mitbürger achtet, despotischen Versuchungen widersteht – selbst da, wo es schwerfällt: Kritiker und Spötter, die den Princeps öffentlich schmähen, bleiben ungeschoren. Allenfalls wehrt er sich mit Reden.

In den „Selbstbetrachtungen" dankt der Kaiser einem seiner Lehrer, „dass ich eine Vorstellung gewann von einem Staat, in dem alle die gleichen Rechte und Pflichten haben und der im Sinne der Gleichheit und allgemeinen Redefreiheit verwaltet wird, und von einer Monarchie, der die Freiheit der Bürger über alles geht".

Und er ermahnt sich: „Sieh zu, dass du keine Cäsarallüren annimmst, dass der Purpur nicht abfärbt; denn das kann passieren." Ein Bürgerkaiser will er sein, im Einklang mit seinem Volk.

Nicht immer gelingt es ihm. So trägt er seine Verachtung für Volksbelustigungen wie blutige Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen weiterhin offen zur Schau. Muss der Herrscher zu einer dieser Veranstaltungen erscheinen, liest er demonstrativ, unterzeichnet Dokumente oder empfängt Boten – gleichgültig, wen das beleidigen mag. Als das begeisterte Publikum fordert, den Dompteur eines auf Menschen abgerichteten Löwen zu belohnen, lässt der Imperator seinen Herold kalt verkünden, der Mann habe nichts von Wert geleistet.

Zugleich gilt Mark Aurel als juristisch beschlagener und gerechter Kaiser. Die von ihm erlassenen Gesetze stärken vor allem die Stellung der Sklaven und Freigelassenen – wohl auch aus ethischen Motiven, mehr aber noch aus politischen und wirtschaftlichen Gründen: Nach dem Aderlass der Römer durch Seuchen und Krieg braucht er sie als

loyale Soldaten und neue Bürger. Aus ähnlichen Gründen fördert er Männer bescheidener Herkunft und aus den Provinzen, öffnet ihnen den Senat und sogar seine eigene Familie.

Oft aber streben philosophisches Ideal und politischer Pragmatismus auseinander. Denn obwohl sich Mark Aurel gern gnädig und verzeihend gibt: Aufstände werden niedergeschlagen, Feinde vernichtet.

Repressionen und Pogrome gegen die wachsende Gemeinschaft der Christen lässt er zumindest zu: Deren Weigerung, an den offiziellen Kulten teilzunehmen, gilt als Staatsverrat. Mark Aurel kann nur den Kopf schütteln über die martyriumsversessene Unvernunft dieser Sekte, ihr Beharren auf dem einen, dem eigenen Gott.

Folgenreicher als in einzelnen Entscheidungen jedoch äußert sich Mark Aurels Philosophentum in seiner Grundhaltung: Der Imperator ist ein rastloser, harter Arbeiter – und unbeugsamer Verteidiger des römischen Gemeinwesens. Mit stoischer Selbstverleugnung und zähem Durchhaltewillen führt er das Reich durch eine seiner schwersten Krisen.

Und die Schicksalsschläge dauern an. Im Frühjahr 176 stirbt Faustina im Alter von etwa 45 Jahren. Vielleicht ahnt der Witwer, dass sein unbedingter Wunsch, einen legitimen Erben zu produzieren, ihren Tod beschleunigt hat. So oft er ins Amphitheater geht, lässt Mark Aurel nun eine goldene Statue seiner Frau auf ihren Ehrenplatz bringen.

Auch die Epidemien kehren wieder. Vor allem aber tritt ein, was der Kaiser gefürchtet hat: Der kaum geschlossene Frieden mit den Germanen zerbricht. Anfang August 178 ziehen Mark Aurel, Commodus, Pompeianus und ihr Stab erneut an die Donau.

Bald stehen insgesamt 40 000 Soldaten in den Gebieten der Markomannen und Quaden (in Österreich, Tschechien sowie der Slowakei) und terrorisieren die Bevölkerung: Furcht, Hunger und Gewalt sollen die Stämme zerschlagen, die Gefahr für immer bannen.

Die Verheerungen sind weit vorangeschritten, als der Kaiser Anfang März des Jahres 180 erkrankt.

Sicherlich hätte er den elenden Krieg gern noch beendet. Sonst aber fällt ihm der Abschied womöglich nicht schwer. Er ist aufgerieben, auch seelisch. Sein Leben, das heiter auf einem grünen Hügel Roms begann und der Philosophie gewidmet sein sollte und das nun nach Jahrzehnten purpurgeschmückter Tortur in einem kalten, pestdurchwehten Heerlager endet, betrachtet Mark Aurel wohl längst als verunglückt.

Möglicherweise hätte es ihn mit seinem Schicksal versöhnt, zu wissen, dass sein Nachruhm Jahrhunderte anhalten wird – nicht wegen seiner Siege in vielen Schlachten, erst recht nicht als Gründer einer Dynastie: sondern wegen seiner „Selbstbetrachtungen".

COMMODUS JEDENFALLS geht als Monstrum in die Geschichte ein. Ein halbverrückter Wüstling, der in die Arena zu den Gladiatoren steigt. Ein mörderischer Despot, der Unwürdigen Macht zuschanzt und seine Herrschaft auf das Militär stützt. Eine düstere Kontrastfigur zu dem bald heiligengleich überhöhten Mark Aurel.

Schon die antiken Chronisten flechten in ihren Lobpreis auf den Philosophen-Kaiser den Vorwurf ein, dass er aus blinder Vaterliebe den leiblichen Sohn durchgesetzt habe, einen überaus ungeeigneten Nachfolger. Hätte er nicht die Tradition des Adoptivkaisertums fortsetzen und einen fähigen, reiferen Mann berufen können?

Wahrscheinlich nicht. Auch die Kaiser, die seit 98 n. Chr. ihre Nachfolger adoptierten, waren nicht frei in ihrer Wahl, sondern auf einen exklusiven Verwandtenkreis beschränkt – Adel wie Volk schätzten dynastische Legitimität. Und keiner von den Herrschern hatte einen leiblichen Sohn.

Commodus besaß einen klaren Anspruch. Die einzige Option, ihn zu enterben, ohne einen Bürgerkrieg zu riskieren, wäre seine Ermordung gewesen.

Dass Commodus den Krieg noch im Jahr seines Amtsantritts abbricht, gilt vielen Geschichtsschreibern als sein erster Verrat am väterlichen Erbe. Doch es gibt gute Gründe. Wesentliche Ziele sind erreicht, die Kosten immens. Der junge Kaiser verfügt kaum über militärische Erfahrung noch andere Autorität – die er eher im vertrauten Rom aufbauen zu können glaubt als auf einem riskanten Feldzug.

Nie aber wird sich der neue Herrscher des Thrones und seines Lebens sicher sein. Keine zwei Jahre nach Mark Aurels Tod stürzt im Eingang des Kolosseums ein Mann mit gezücktem Dolch auf den Kaiser zu – im letzten Moment kann die Leibwache den Mord verhindern. Eine weitverzweigte Verschwörung um Commodus' Schwester, hochrangige Senatoren und enge Vertraute kommt ans Licht. Geprägt vermutlich durch dieses Erlebnis, wird der Kaiser zusehends paranoid und lässt jeden töten, der ihm gefährlich erscheint.

Da ihm der Senat suspekt ist, regiert er ohne oder gegen den Rat, gestützt auf Günstlinge – und das Volk. Denn dort versteht er sich beliebt zu machen, ist großzügig und kommt Bittgesuchen selbst geringer Bürger aus der Provinz persönlich nach.

Und er steigt in die von seinem Vater so verachtete Arena, nimmt an Tierhetzen teil und kämpft als Gladiator – wenn wohl auch öffentlich nur mit einem Holzschwert (im kleinen Kreis soll er scharfe Waffen benutzt und Menschen getötet haben). Schließlich inszeniert er sich gar als der Halbgott Herkules, um die Menschen zu beeindrucken.

Für die Senatoren ist der selbstherrliche Kaiser eine verhasste Karikatur. Doch alle Verschwörungen gegen ihn scheitern – bis sogar seine engsten Vertrauten um ihr Leben fürchten.

Am letzten Tag des Jahres 192 lassen sie Mark Aurels Wunschkind mit 31 Jahren von einem Ringkämpfer erdrosseln.

Kurz darauf bricht der Bürgerkrieg um den Thron aus, den Mark Aurel so unbedingt hatte verhindern wollen.

Das goldene Kaisertum ist Vergangenheit. Das Zeitalter von Eisen und Rost hat längst begonnen. □

Literaturempfehlungen: Jörg Fündling, „Marc Aurel", WBG: schwungvoll geschriebene Biografie, die sich dem kaiserlichen Heroen mit präziser Skepsis nähert und so ein berührend-plastisches Lebensbild zeichnet. Mark Aurel, „Selbstbetrachtungen", Reclam: die Gelegenheit, einem römischen Kaiser beim Nachdenken über sich selbst, das Leben als Herrscher und Mensch über die Schulter zu blicken.

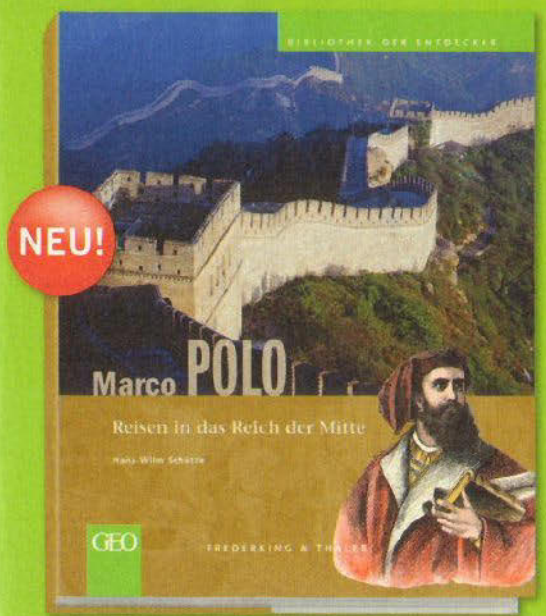
Dr. Mathias Mesenhöller, 42, ist Historiker und Journalist in Berlin. Mehr noch als das philosophische Werk hat ihn Mark Aurels Anliegen beeindruckt, das Freiheitsideal der alten Republik mit dem Prinzipat zu versöhnen. Dass der Bürgerkaiser die Republik gar wiederherstellen wollte, wie der Regisseur Ridley Scott in seinem Film „Gladiator" behauptete, ist freilich ein Mythos.

Für GEO EPOCHE-Leser

GEO Shop
Das Beste von GEO zum Bestellen

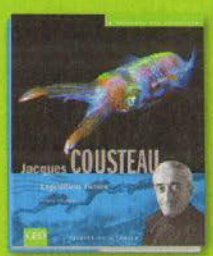
Sichern Sie sich jetzt die „Bibliothek der Entdecker“!

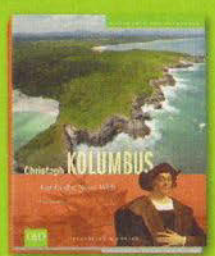
Opulente Bildbände über die Reisen großer Persönlichkeiten – erhältlich im GEO Shop.

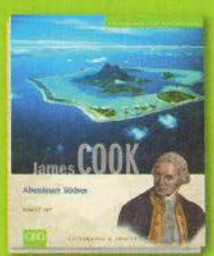


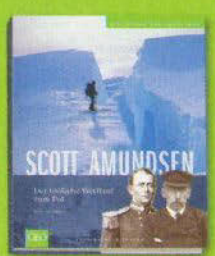
Reisen, die die Welt veränderten!

Mit historischen Karten und Bildern!

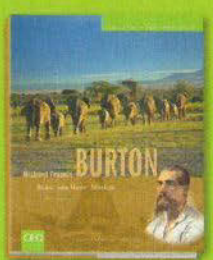


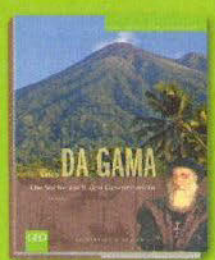


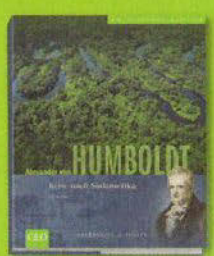












„Bibliothek der Entdecker“
Wandern Sie auf den Spuren bedeutender Entdecker wie Marco Polo, Vasco da Gama und Maria Sibylla Merian! Die Bildbände berichten in mitreißenden und reich bebilderten Geschichten von den weltverändernden Reisen bekannter Persönlichkeiten. Karten, Faksimiles und Tagebuchaufzeichnungen lassen die jeweilige Zeit und die einzigartigen Charaktere lebendig werden. Format: ca. 22,3 x 26,5 cm. Je 144 Seiten. Hardcover mit Schutzumschlag.

Marco Polo, Bestell-Nr.: G728334
Jacques Cousteau, Bestell-Nr.: G727400
Christoph Kolumbus, Bestell-Nr.: G727500
James Cook, Bestell-Nr.: G708000
Scott und Amundsen, Bestell-Nr.: G707900
Maria Sibylla Merian, Bestell-Nr.: G688700
Richard Francis Burton, Bestell-Nr.: G695700
Vasco da Gama, Bestell-Nr.: G695600
Alexander von Humboldt, Bestell-Nr.: G688600

Preise A: € 25,70/CH: Fr. 37.90

je
€ 24,95



Online bestellen und weitere Infos zur „Bibliothek der Entdecker“:

www.geoshop.de/entdecker4

Oder per Telefon unter 01805/22 50 59* (Bitte die Aktionsnr. G00019 angeben)

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus dem dt. Mobilfunknetz.

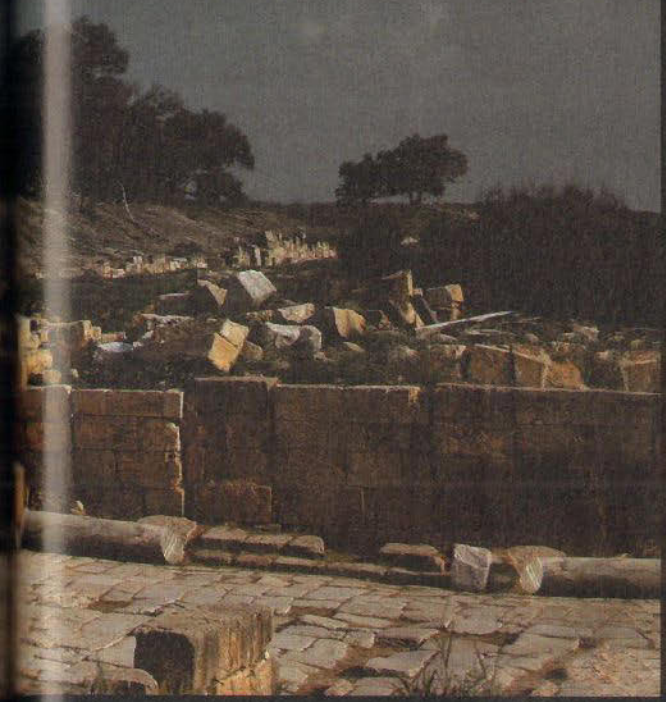
LEPTIS



Der Triumphbogen des aus Leptis Magna stammenden Kaisers Septimius Severus krönt eine der wichtigsten Kreuzungen der Stadt. Hier trifft eine Karawanenroute aus der Sahara auf die Küstenstraße zwischen Karthago und Alexandria

Tor zu den Tropen

MAGNA





Lange Zeit ruht das Interesse der Römer an Afrika. Erst unter Augustus gerät der Norden des Kontinents wieder verstärkt in den Blick des Imperiums, werden Veteranen an der Küste angesiedelt und etliche Städte nach römischem Vorbild umgebaut. Kaum ein Ort profitiert von der Herrschaft Roms mehr als die Hafenstadt Leptis Magna, von der aus wichtige Karawanenwege in die Welt jenseits der Sahara führen

VON INSA BETHKE

Hoch ragt der Leuchtturm von Leptis Magna in den Himmel an der Küste Nordafrikas. Seine weithin sichtbare Spitze weist Segelschiffen den Weg in ein Paradies. Ein Land, in dem die Erde schwarz und fruchtbar ist. In dem die Schafe dreimal im Jahr Lämmer werfen und es den Menschen nie fehlt an Milch, Käse und Fleisch, an Getreide, Wein und Öl.

„Libyen" nennt der griechische Dichter Homer jene fruchtbare Gegend an den Gestaden des Mittelmeers. „Tripolitania" sagen die Römer, „Land der drei Städte": Oea, Sabratha – und allen voran Leptis Magna.

Eine prächtige Metropole, reich an marmornen Gebäuden wie ihr Vorbild am Tiber, mit Foren, Markthallen und gepflasterten Straßen. Mit Theatern und einem *circus*, mit luxuriösen Thermen und einer von Kolonnaden gesäumten Flaniermeile, die sich zu einem monumentalen Brunnen öffnet – einem Heiligtum für die Nymphen, die Schutzgöttinnen des Quellwassers.

Nicht weit davon entfernt wirft der viertorige Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus Schatten. Das Monument beherrscht eine der wichtigsten Kreuzungen der Stadt. Hier trifft die Küstenstraße zwischen der Handelsmetropole Karthago im Nordwesten und der ägyptischen Hauptstadt Alexandria im Südosten auf eine Route in die Gluthölle der Sahara.

Aus dieser Richtung nähern sich die Kamelkarawanen der Wüstennomaden, beladen mit den Schätzen des Landesinneren. Hier tauchen in der hitzeflimmernden Luft Tierfänger mit lebenden Nashörnern, Löwen und Elefanten auf, wie Traumgespinste einer anderen Welt.

Leptis Magna ist das imperiale Tor in die Tropen. Und Roms Hunger nach Exotik ist unersättlich.

Die städtischen Massen gieren nach seltenen Tieren für die Spektakel in den Arenen. Die Wohlhabenden verzehren sich nach Edelsteinen, Goldstaub und Elfenbein, Straußenfedern und schwarzen Sklaven aus den Tiefen des afrikanischen Kontinents: eines Erdteils, den der Kaiser aber nur im äußersten Norden sowie im ägyptischen Niltal beherrscht. In den Weiten der Sahara und den Ländern jenseits des gewaltigen Sandmeers hingegen leben Dutzende geheimnisvoller Nomadenvölker, deren Sprache und Lebensweise den Römern weitgehend fremd erscheinen. Und die sie nur schwer kontrollieren können.

Den Bürgern von Leptis Magna aber sind die kriegerischen Nomaden der Wüste vertrauter. Ihre Vorfahren haben sich bereits vor Jahrhunderten an der Küste niedergelassen. Lange bevor sich Rom die halbe damals bekannte Welt untertan machte.

Dies ist nur die Geschichte einer Stadt. Doch sie erzählt auch vom Werden und Vergehen einer Zivilisation.

DER AUFSTIEG von Leptis Magna beginnt vermutlich um 700 v. Chr., als phönizische Kolonisten aus der Levante in Nordafrika drei Handelsplätze gründen.

Die östlichste dieser Niederlassungen ist besonders günstig an der Mündung eines Wadis gelegen – eines Trockentals, das nach starken Regenfällen Wasser führt. Vorgelagerte Inseln schützen den Hafen. Nach Süden schirmt ein von Flussbetten durchfurchtes Bergland den grünen Küstenabschnitt von den Stein- und Sandwüsten der Sahara ab. Über das Plateau des Bergrückens führt der wichtigste afrikanische Karawanenweg ins Landesinnere.

Lepcis Magna, „das große Lepcis", wie römische Geschichtsschreiber die aufblühende Stadt mit dem punischen Namen Lpqj zunächst nennen, wird bald zu einem der bedeutendsten Handelsplätze der Phönizier in Afrika (die Schreibung Leptis Magna wird erst ab dem Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. gebräuchlich).

Die Bewohner liefern jedes Jahr mehr als neun Tonnen Silber als Tribut an die 900 Kilometer entfernte Mutterstadt Karthago – bis Rom ins westliche Mittelmeer drängt und in drei langen Kriegen die Karthager niederringt.

146 v. Chr. schleifen römische Truppen die nordafrikanische Metropole, führen die Überlebenden in die Sklaverei. Zwar annektiert Rom das Territorium, doch die Feldherren der Republik am Tiber interessieren sich lange Zeit kaum für die Region. Leptis Magna bleibt unabhängig, erhält aber 108 v. Chr. den Schutz einer römischen Garnison, etwa gegen die Angriffe der Wüstenvölker aus dem Süden Nordafrikas.

Erst rund 80 Jahre später gerät die Region wieder in den Blick des Imperiums. Kaiser Augustus braucht Land für die Veteranen der Bürgerkriege, die mit einem Stück Acker für ihre Dienste im Krieg entlohnt werden sollen.

Nun strömen die ehemaligen Söldner sowie Kaufleute nach „Africa", wie sie den schmalen Küstenstreifen zwischen der Bucht Große Syrte und der Straße von Gibraltar nennen, wohl abgeleitet von dem Namen des libyschen Stammes Afri. Sie legen raffinierte Bewässerungssysteme an, versehen die Wadis mit Dämmen und Wehren, um das in der Regenzeit überschüssige Wasser in Becken und Zisternen zu sammeln.

Bald ist Nordafrika bis an den Rand der Sahara in fruchtbare Parzellen unterteilt – und löst Ägypten als wichtigsten Getreideproduzenten ab: Fortan liefert es zwei Drittel des römischen Weizenbedarfs, die Nil-Bauern den Rest.

Mehr als 500 Städte kontrolliert Rom schließlich in Nordafrika, darunter etliche Neugründungen, aber auch alte punische Städte, die Architekten, Bauarbeiter und Steinmetzen nun eifrig in Miniaturen der Kapitale am Tiber verwandeln.

Leptis Magna übt trotz seiner engen Verbindung zu Rom noch eine weitgehende Selbstverwaltung aus, prägt etwa weiter eigene Münzen. Erst 109 n. Chr. wird die Stadt neben anderen Provinzorten in Afrika von Kaiser Trajan zur *colonia* erhoben und damit römisch.

Dass Leptis Magna in den Jahrzehnten danach zum Zentrum Tripolitaniens aufsteigt und bald zu den bedeutendsten Städten des Imperiums zählt, verdankt es dem Fleiß und Geschick seiner Einwohner. Und einer Verbindung zu höchsten römischen Kreisen.

Denn 193 n. Chr. erklimmt in Rom – nach einer steilen Karriere als Senator, Prokonsul und Militärkommandant – der Sprössling einer alteingesessenen punischen Adelsfamilie den Kaiserthron: Lucius Septimius Severus.

Schon seine Vorfahren hatten das römische Bürgerrecht erlangt. Septimius Severus wuchs in Leptis Magna auf, doch dann führte ihn die Ämterlaufbahn der römischen Aristokraten in die Fremde, unter anderem nach Sardinien, Spanien und Syrien, nach Gallien, Sizilien und Pannonien, wo ihn sein Heer nach dem gewaltsamen Tod des Kaisers Commodus zum neuen Herrscher ausrief.

Nun, kaum durch den Senat im Amt bestätigt, gewährt der Imperator, dessen Latein noch immer die punische Herkunft verrät, seiner Heimatstadt das *ius Italicum* – die mit Steuerbefreiungen verbundene höchste Ehre für eine Provinzstadt. Anschließend gibt Septimius Severus im Südwesten von Leptis Magna ein Bauprojekt von enormen Ausmaßen in Auftrag: Alle Besucher sollen sehen, woher der erste Kaiser nichteuropäischer Herkunft stammt.

Zwar haben wohlhabende Bürger ihrer Stadt längst Markthallen, Tempel, ein Theater, Ehrenbögen und Wasserleitungen spendiert. Und schon unter Kaiser Augustus wurden Straßen und öffentliche Plätze gepflastert, darunter das Forum im alten Stadtkern zwischen dem Meer und der Mündung des Wadis.

Septimius Severus aber schenkt seiner Heimatstadt ein neues Zentrum. Allein das severische Forum mit der rückwärtig angebauten Versammlungshalle nimmt eine Fläche von mehr als einem Hektar ein. Hinzu kommen neue Straßen, ein mächtiger, den Quellgöttinnen gewidmeter Brunnen und ein ovaler Platz, der den neuen Stadtteil geschickt mit dem alten verbindet.

Wie in vielen römischen Städten ist das Straßennetz von Leptis Magna an zwei Hauptachsen ausgerichtet: dem *decumanus maximus*, hier einem Teilabschnitt der Fernstraße von Karthago nach Alexandria, und dem *cardo maximus*.

Der führt als letztes Stück einer 65 Kilometer langen Straße entlang der Karawanenroute aus dem Landesinneren direkt zum alten Forum. Querstraßen unterteilen die umliegenden, wohl mit zweigeschossigen Häusern bebauten Wohngebiete in regelmäßige Rechtecke.

Und im Kreuz der beiden Hauptachsen entsteht zu Ehren von Septimius Severus der viertorige Triumphbogen.

Kein Aufwand ist dem Herrscher zu groß, kein Preis zu hoch. Hunderte Arbeiter schleppen unablässig Kalk und Steinblöcke herbei. Sie brennen Ziegel und entladen Schiffe, die Tonnen von Baumaterial aus anderen Teilen des Reiches herbeischaffen: roten Granit aus den Brüchen bei Assuan im Süden Ägyptens; weißen, grünen und grauen Marmor aus Griechenland, Kleinasien und Tunesien. Um beim Schiffstransport Gewicht zu sparen, sind viele der bis zu 20 Tonnen schweren Einzelblöcke bereits grob in Form gehauen.

Die für die Weiterbearbeitung notwendigen Spezialisten reisen gleich mit: Künstler aus dem griechischen Aphrodisias etwa, wo eine der berühmtesten Bildhauerschulen des Reiches ihren Sitz hat. Sie arbeiten zusammen mit den einheimischen Steinmetzen auf der Großbaustelle.

Die fremden Meister schlagen liebliche Frauengesichter und filigrane Blumenmuster in Kapitelle, meißeln Inschriften in den edlen Stein. Sie bohren fingerdicke Löcher in Felsquader, um daran später Marmorplatten befestigen zu können. Andere Handwerker bemalen und vergolden Statuen und Wände. Oder legen Mosaike aus Abertausenden bunter Steinchen.

20 Jahre lang tönt Baulärm durch Leptis Magna. Dann, 216 n. Chr., ist die neue Stadt fertig: ein gewaltiger Säulenwald am glitzernden Meer, Heimat für mehr als 80 000 Menschen und mit einer Fläche von 425 Hektar die drittgrößte Metropole des Imperiums. Eine Stadt, in der es fließendes Wasser gibt und eine unterirdische Kanalisation, Bürgersteige und jeden erdenklichen Komfort. Ein Abbild Roms in Afrika.

Eine prachtvolle Kolonnadenstraße entlang des Wadis ist die Hauptverkehrsader: Zwei überdachte Gänge mit je 125 weißen Marmorsäulen säumen eine gut 20 Meter breite Fahrbahn. Auf der rollen schwer beladene Karren und Wagen in Richtung Hafen.

Kaiser Septimius Severus hat den alten Ankerplatz an der Mündung des Wadis ausbauen lassen: Zwei mächtige Molen umringen nun das rund 100 000 Quadratmeter große Hafenbecken.

Um den Ankerplatz vor Versandung zu schützen, haben Bauarbeiter oberhalb der Stadt einen 250 Meter langen und sieben Meter mächtigen Staudamm aus Zementmauerwerk angelegt. Er leitet Wasser und Geröll in einen Kanal um, wenn sich das trockene Flussbett des Wadis nach Regenfällen in einen kräftigen Strom verwandelt.



Leptis Magna, eine phönizisch-punische Gründung, wird etwa ab der Zeitenwende nach römischer Manier umgestaltet, mit Plätzen, Tempeln und Theater. Unter Septimius Severus und seinem Nachfolger entstehen bis 216 n. Chr. der Hafen, das Forum mit der Basilika sowie die Kolonnadenstraße

Ankommende Schiffe werden nicht mehr, wie zuvor üblich, an Land gezogen, sondern schwimmend an den Kais vertäut. Das spart Zeit, erlaubt höhere Tonnagen – und steigert den Profit. Leptis Magna ist nun nach Karthago der wichtigste Mittelmeerhafen in Roms afrikanischen Provinzen.

Außer in der Zeit zwischen November und März, wenn es wochenlang regnet und Stürme die See gefährlich auftürmen, gleiten regelmäßig Segelschiffe durch die schmale Hafeneinfahrt.

Sie machen zwischen Fischerbooten und Kähnen an einem der 155 Ankerplätze fest und bringen Waren aus dem römischen Hafen Ostia an der Westküste Italiens, aus Griechenland oder Sizilien: Baumaterial, Brennholz, aber auch Luxusgüter wie Seide, Pfeffer und Wolle.

Arbeiter stapeln die Importe in Lagerhäusern auf den Kais und beladen die Schiffe anschließend mit einer der wichtigsten Exportwaren Tripolitaniens: Olivenöl. 20 Liter pro Kopf und Jahr verbraucht ein Römer im Durchschnitt – das Öl ist begehrt: als Nahrungsmittel, als Brennstoff für Lampen und als Basis für Medikamente, Hautöle, Parfüms und Schminke.

Das schroffe Hinterland von Leptis Magna zählt zu Roms größten Olivenanbaugebieten. Hier erwirtschaften freie Bauern und Sklaven auf einer Fläche von 3500 Quadratkilometern jährlich mehrere Millionen Liter Öl.

Während der Erntezeit heuern die Großgrundbesitzer zusätzlich Tagelöhner an: Dann werden Nomaden, die sonst mit ihren Tieren in den Wüstengebieten von Oase zu Oase ziehen, für einige Wochen am Rande der Gehöfte in Hütten aus Holz und Stroh sesshaft.

Die Großgrundbesitzer aber, Millionäre zumeist und Herren mehrerer Hundert Sklaven, geben sich derweil in ihren Stadthäusern oder am Meer gelegenen Luxusvillen dem Müßiggang hin.

Neben Zehntausenden Ölamphoren pro Jahr verschiffen die Spediteure auch Getreide, Wein, Lampen und *garum* (ein beliebtes Universalgewürz, das aus sorgfältig vergorenen Fischen und kleinen Meerestieren besteht) sowie Schätze aus dem Inneren Afrikas.

Die Handelswege reichen Tausende Kilometer weit in den Süden, bis an den Niger. Allein nach Fezzan, einem unwirtlichen Wüstengürtel im Südwesten des heutigen Libyen, benötigen die Nomaden mit ihren Kamelen von der Küste aus gut 30 Tage.

Eine gefährliche Reise. Obwohl die Römer in den Oasen und entlang der Hauptrouten Wachposten stationiert und einige libysche Stämme unterworfen oder sich mit ihnen verbündet haben, werden immer wieder Händler überfallen. Septimius Severus hat deshalb eine dichte Kette von Garnisonen entlang der Grenze zur Wüste anlegen lassen – den *limes Tripolitanus*.

Der Gewinn jedoch, der sich aus den exotischen Waren schlagen lässt, wiegt jedes Risiko auf: Elfenbein, Gold, grüne Smaragde, rote Karfunkel sowie Straußenfedern erzielen auf den Märkten des Reiches extrem hohe Preise.

An manchen Tagen tönt lautes Gebrüll durch die Straßen von Leptis Mag-



na. Dann werden im Hafen Löwen, Elefanten oder Rhinozerosse verladen, die Tierjäger in der Wüste und den Savannen gefangen haben. Die Raubkatzen wurden mit Fleischködern in Käfige gelockt, Elefanten mit Netzen und Fackeln in die Enge getrieben und so lange bedrängt, bis sie zu erschöpft waren, sich zu wehren, und sich wegführen ließen.

Der Aufwand ist gewaltig, der Preis für ein wildes Tier entsprechend hoch – zumal es für die Jäger vermutlich immer schwieriger wird, überhaupt noch Wild aufzustöbern.

Denn das Publikum in den römischen Arenen lechzt nach blutigen Spielen, und viele Machthaber sind spendabel; im Kolosseum in Rom sterben an manchen Tagen Hunderte von Tieren. Nordafrikanische Elefanten sind bereits eine Rarität.

Tripolitanien beliefert das Imperium aber auch mit menschlicher Ware: mit Sklaven, von Nomaden in den Weiten des Kontinents gefangen. Sie werden als Arbeitskräfte an einheimische Gutsbesitzer verkauft oder in die Metropolen des Reiches verschifft.

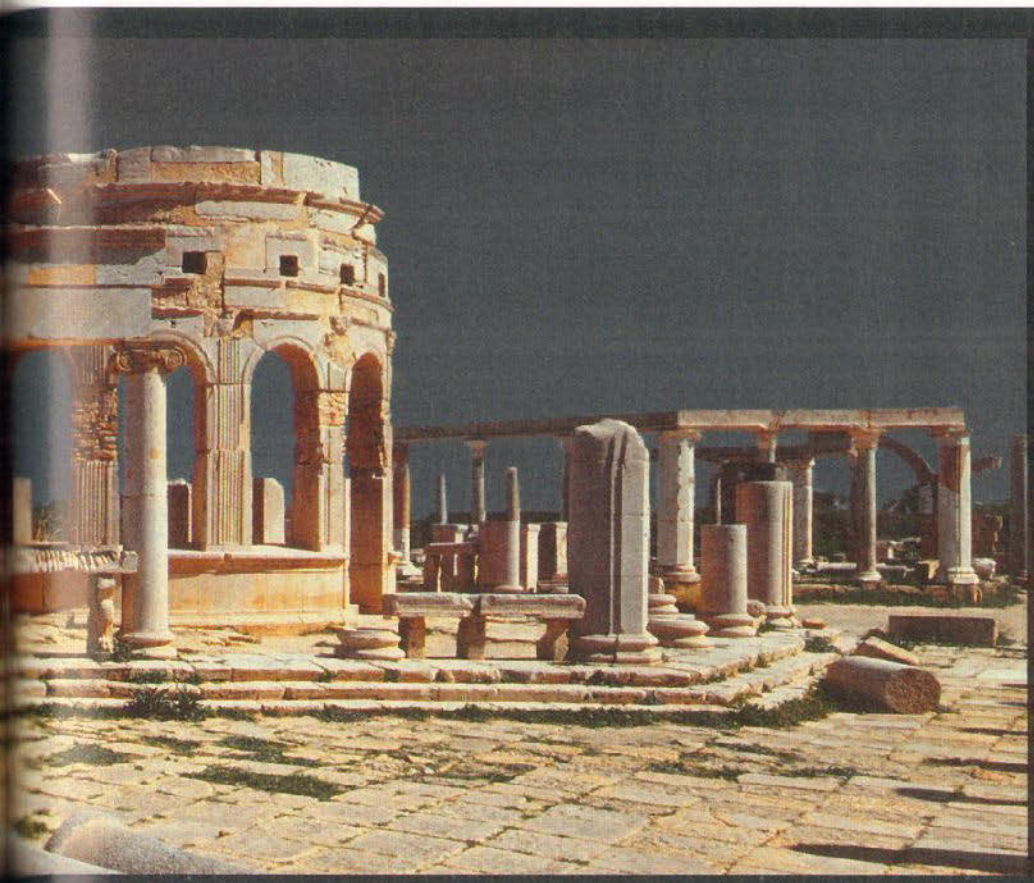
Viele Menschen in Leptis Magna sind wohlhabend. Der Markt, auf dem sie sich mit Lebensmitteln und Luxusartikeln eindecken, liegt nur wenige Häuserblöcke vom alten Forum entfernt. Tag für Tag drängen kaufkräftige Bürger die elf Stufen von der Straße hinauf zur offenen Wandelhalle mit ihren beiden überdachten Pavillons und den Dutzenden Läden.

Frauen sind hier nur selten zu sehen – in Nordafrika ist Einkaufen Männersache. Die Waren liegen auf Marmorbänken aus. Lauthals werben die Händler auf dem Markt um Kundschaft.

Ein Pfund Fisch, frisch aus dem Wasserbassin, besonders günstig! Trauben und Datteln! Beste Feigen! Gemüse! Gazellenfleisch! Zarte Garnelen und Langusten!

Längst nicht jeder kann sich regelmäßig solche Waren leisten: Ein einfacher Lohnarbeiter verdient im Römischen Reich am Tag gerade mal einen Denar, für den er auf dem Markt ein Pfund Lammfleisch und eine Handvoll Eier bekommt. Ädile, römische Aufsichtsbeamte, wachen streng über den korrekten Ablauf der Geschäfte. Wird ein Händler dabei erwischt, dass er Fisch von schlechter Qualität zu überhöhten Preisen verkauft, kann der Beamte den Rest seiner Ware vernichten lassen.

Auch Gewichte und Längen kontrollieren die Ädile: Ein zentral aufgestellter Eichstein zeigt die gebräuchlichen Maßeinheiten an, den römischen Fuß, die punische und die alexandrinische Elle.



Auf dem von Kolonnaden gesäumten Marktplatz mit zwei überdachten Pavillons in der Mitte (hier einer davon) bieten Händler auf steinernen Ladentischen ihre Waren an. Das Geschäft mit den Schätzen Innerafrikas, aber auch mit Olivenöl, Wein und Getreide, macht die Leptianer reich. Die Provinz Africa proconsularis, zu der Leptis Magna gehört, löst im 1. Jahrhundert n. Chr. Ägypten als wichtigste Kornkammer des Imperiums ab

Leptis Magna ist eine Großstadt mit weltläufigem Flair: Jeder, der auf der Straße zwischen Karthago und Alexandria unterwegs ist, passiert sie unweigerlich. Viele Händler und Handwerker, darunter Männer aus Ägypten und Kleinasien, haben sich hier niedergelassen.

Und doch prägen noch immer phönizische Traditionen den Alltag der angestammten Bevölkerung. Latein ist zwar offizielle Sprache, und die meisten Marktbesucher tragen ihre Tunika nach römischer Art auf Wadenlänge

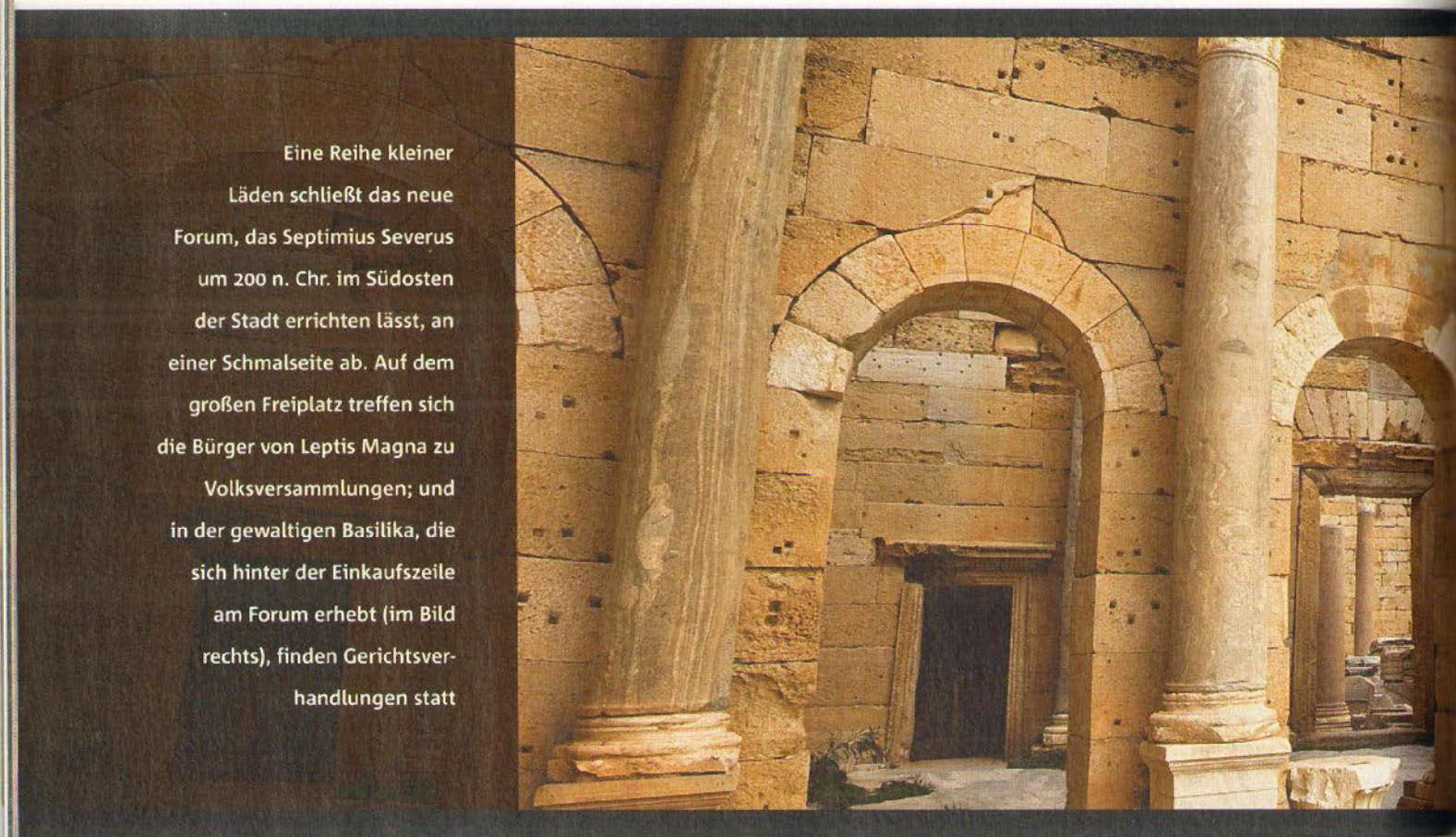
geschürzt. Doch beim Feilschen fallen einige immer noch in die punische Muttersprache oder einen libyschen Dialekt zurück.

Andere Geschäfte werden in den Büros und Läden am neuen Forum abgewickelt – jenem gut 60 Meter breiten, mit Ehrenstatuen geschmückten Freiplatz im Südosten der Stadt, den Kaiser Septimius Severus nach dem Vorbild der Foren in Rom hat anlegen lassen.

Stadt, einst Shadrapa und Milkashtart. Ihre Heiligtümer befinden sich am alten Forum, gleich neben dem Roma-und-Augustus-Tempel, in dem die Göttin der Hauptstadt am Tiber sowie der erste Kaiser des Imperiums verehrt werden.

Wie in vielen Gegenden des Reiches macht der römischen Götterwelt auch hier eine Religion Konkurrenz, die sich seit den Tagen des Augustus besonders rasant in Nordafrika ausgebreitet hat: das Christentum, dessen Anhänger nur einem Gott huldigen und den Kaiserscher Zeit. Die Vertretung aller Bürger besteht aus elf politischen Clubs. Sie stimmen über Ehrungen verdienter Leptianer ab, verabschieden Dekrete, die Stadt und umliegendes Land betreffen, und wählen den Rat. Der besteht aus 100 Dekurionen: Adeligen, die wohlhabend und angesehen sind und zuvor schon als Beamte tätig waren.

Sie stehen den *duoviri*, den beiden obersten Stadtbeamten, bei der Führung



Eine Reihe kleiner Läden schließt das neue Forum, das Septimius Severus um 200 n. Chr. im Südosten der Stadt errichten lässt, an einer Schmalseite ab. Auf dem großen Freiplatz treffen sich die Bürger von Leptis Magna zu Volksversammlungen; und in der gewaltigen Basilika, die sich hinter der Einkaufszeile am Forum erhebt (im Bild rechts), finden Gerichtsverhandlungen statt

Auf der südwestlichen Schmalseite dieses Platzes erhebt sich ein gewaltiger Tempel. Wahrscheinlich ist er bestimmt für den Kult der *gens Septimia*, des Geschlechts des Kaisers sowie seiner Söhne Caracalla und Geta – die Huldigung der römischen Kaiser und ihrer Götter ist zu jener Zeit weit verbreitet. Jedes öffentliche Gebäude, jeder Platz ist geschmückt mit ihren steinernen Abbildern.

Manche der leptianischen Gottheiten sind aus der punischen Religion hervorgegangen: So hießen Liber Pater und Herkules, die Schutzgottheiten der

kult und die Genusssucht der Römer geißeln. Doch wer sich zu diesem Glauben bekennt, muss mit dem Tod rechnen – wenige Jahre vor dem Amtsantritt des Septimius Severus hat der Prokonsul der Provinz im Amphitheater von Karthago mehrere Christen hinrichten lassen.

Ob es auch in Leptis Magna zu Verfolgungen kommt, ist nicht überliefert. Sicher aber ist, dass im politischen Leben der Stadt die alten Kulte weiterhin eine wichtige Rolle spielen.

Auf dem neuen Forum tritt, gleichsam unter der Oberaufsicht der Götter, regelmäßig die Volksversammlung zusammen – eine Institution aus puni-

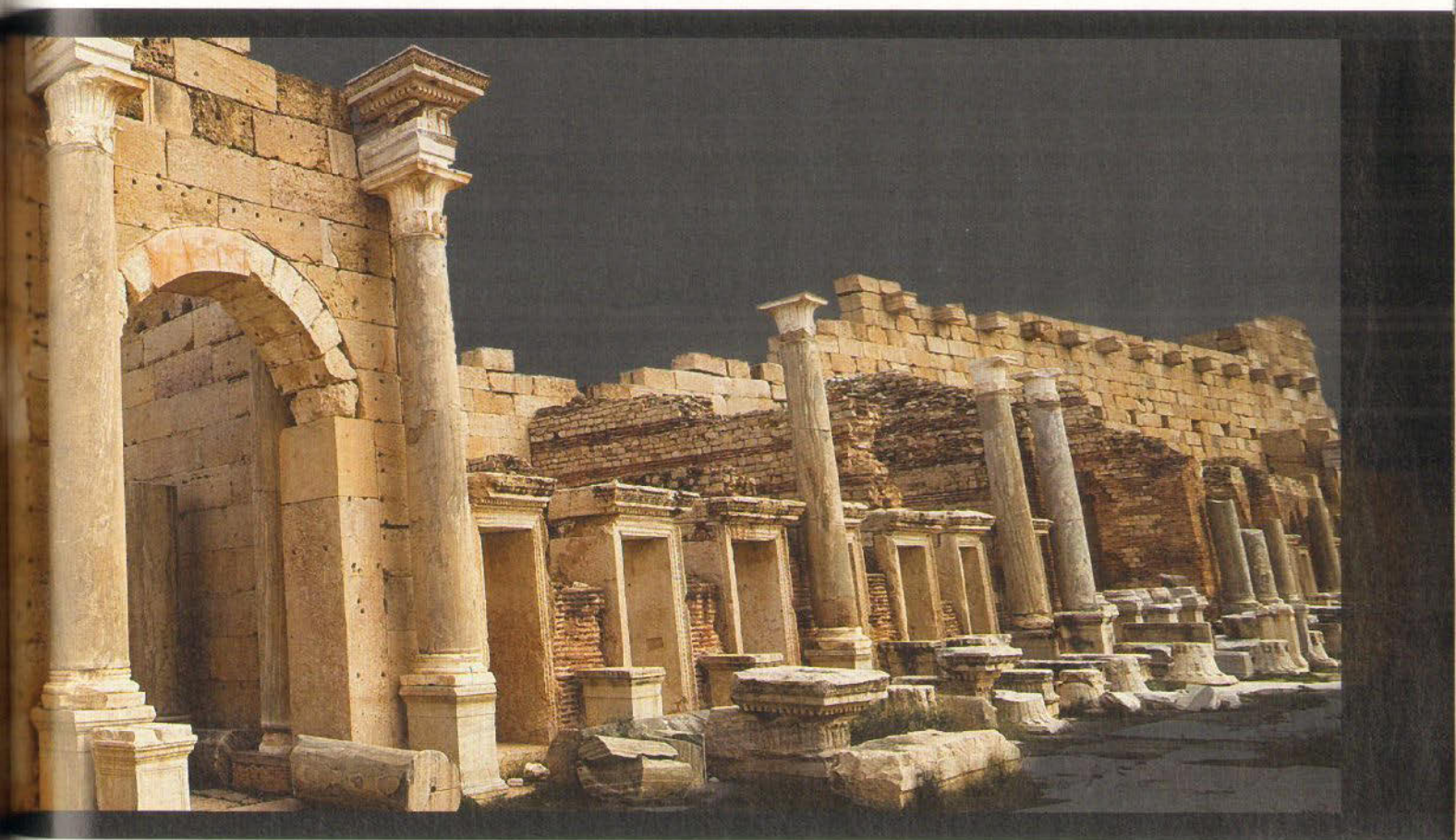
der öffentlichen Kasse, der Organisation religiöser Feste und Rituale sowie bei rechtlichen Streitfragen zur Seite.

Und so bestimmen auch in Leptis Magna wenige Familien, die durch den Handel mit Öl und Waren aus der Wüste reich geworden sind, die Geschicke der Stadt – Millionäre wie Gaius Fulvius Pius etwa, der 238 n. Chr. Konsul in Rom wird. Oder Lucius Silius Amicus, der es zum Prokonsul der Provinz Asia bringt.

Besonders im Sommer, wenn die Sonne senkrecht vom Himmel brennt und die Temperaturen mittags bis zu 45 Grad

Celsius erreichen, flanieren die Bürger gern im Schatten der überdachten Arkaden oder sitzen schwatzend in einer der vielen Schankstuben rund um das Forum. Die ersten Tavernen öffnen schon am frühen Morgen.

Am Abend dann drängen immer mehr Besucher in die schummrigen Kneipen; Handwerker, Diener oder Lastenträger, die beim Zechen ihren schmerzenden Rücken vergessen oder beim (verbote-



nen) Würfelspiel ein paar zusätzliche Asse einstreichen wollen – seit Augustus die kleinste Münzeinheit des Imperiums. Manche geben das gewonnene Geld im Hinterzimmer der Spelunke sofort wieder aus: Eine Prostituierte ist ab zwei As zu haben.

Aber auch anspruchsvollere Unterhaltung wird am neuen Forum geboten: Gleich nebenan tagt das Gericht von Leptis Magna in der Basilika, einer 28 Meter hohen Versammlungshalle, deren hölzernes Dach eine Fläche von 92 mal 40 Metern überspannt. Ob es um Erbschaftsstreitigkeiten geht, Betrug, Korruption, Bestechung oder Mord – die Prozesse in der Basilika locken stets Schaulustige an. Stundenlang harren sie auf ihren Plätzen aus, verfolgen gebannt die theaterreife Vorstellung: Advokaten halten flammende Plädoyers und liefern sich geschliffene Wortgefechte.

Immer weiter steigt die Spannung, bis der Richter schließlich Urteil und Strafe verkündet: Geldbuße, aber auch Zwangsarbeit, Auspeitschung oder, bei Schwerverbrechern, der öffentliche Tod im Amphitheater – *damnatio ad bestias*, wilden Tieren zum Fraß vorzuwerfen.

Diese Art der Hinrichtung ist in Nordafrika beliebter als in anderen Provinzen, auch das wohl ein Nachhall der punischen Vergangenheit: Denn Baal Hammon und andere punische Götter sollen das Opfern von Menschen verlangt haben. Unter der Herrschaft der Römer ist diese Praxis zwar verboten, doch bei einer öffentlichen Hinrichtung wird nun, so der alte Glaube, den Göttern angemessen gehuldigt, ohne geltendes Recht zu verletzen.

Das Amphitheater von Leptis Magna liegt anderthalb Kilometer östlich des Stadtzentrums am Strand, gleich neben dem Circus für die Pferderennen. Wenn eine Exekution angesetzt ist, finden sich schon morgens die ersten Zuschauer auf den Rängen der Arena ein. In einem düsteren Verlies unter den Sitzplätzen sind die wilden Tiere eingepfercht.

Die Verurteilten müssen nackt oder in ein priesterliches Gewand gehüllt gegen Löwen, Panther oder Bären kämpfen. Wärter treiben die Gefangenen manchmal mit der Peitsche dem Tier zu, und das Publikum weidet sich am Todeskampf des Opfers, bis es blutüberströmt in den Sand sinkt.

An anderen Tagen finden im Amphitheater reine Tierkämpfe statt. Oder Hetzjagden, für die die Arena mit Bäumen und Sträuchern geschmückt wird. Und manchmal geht das blutige Schauspiel am Nachmittag weiter mit Gladiatorenkämpfen.

Munera gladiatoria! Ein Spektakel ersten Ranges, dazu noch kostenlos. Mit schrillen Tönen verkünden Bläser, Was-

serorgel- und Flötenspieler den Start. Je nachdem, welcher Waffengattung die Gladiatoren angehören, treten sie in voller Rüstung an, mit Krummschwert und Rundschild oder mit Netz und Dreizack. Mann gegen Mann, auf Leben und Tod.

Bis zu 16 000 Menschen drängen an solchen Tagen ins Amphitheater. Fiebern mit ihren Helden. Zittern. Brüllen.

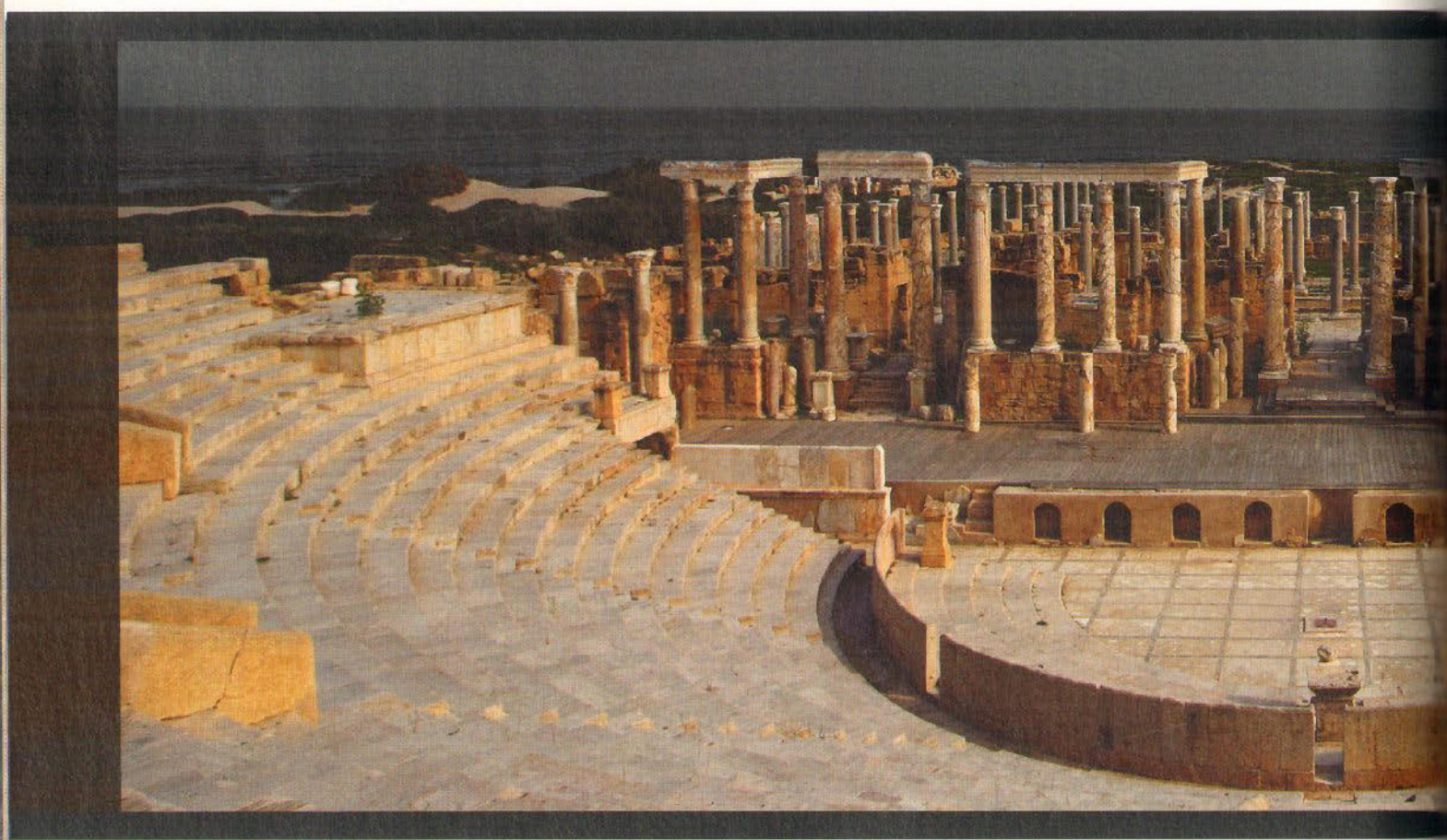
Kein Vergnügen aber wirkt entspannender und zugleich belebender als ein schweißtreibenden Ringkämpfen; andere schwingen Hanteln oder jagen in flatternder Tunika einem Ball hinterher.

Wer es sich leisten kann, sein Tagwerk von Angestellten und Dienern erledigen zu lassen, der verbringt in den Thermen gleich mehrere Stunden.

Er lässt sich von eigenen oder gemieteten Sklaven mit Öl einreiben und anschließend mit einem Eisen den Dreck vom Körper schaben; lässt sich massieren, enthaaren und parfümieren. Sitzt mit Freunden oder Geschäftspartnern

Nachtisch werden Trauben, Feigen und andere frische Früchte gereicht. Dazu reichlich Wein.

DOCH DANN, um die Mitte des 3. Jahrhunderts, ist es vorbei mit dem Glück der Leptianer. Ist es für sie kein entscheidender Vorteil mehr, Bürger des Römischen Imperiums zu sein. Stagnieren ihre Geschäfte – und stagniert auch die Stadt.



Besuch in einer der öffentlichen Badeanstalten. Täglich strömen Tausende Menschen in Richtung der Hadriansthermen, des größten und prunkvollsten Badepalastes der Stadt. Und ob Sklave oder Millionär: Die vielen ineinander übergehenden Hallen und Schwimmbecken stehen jedem offen.

Der Aufenthalt beginnt mit körperlicher Ertüchtigung in der *palaestra*, einem schattenlosen Sportplatz im Freien. Nackt und eingerieben mit einer Paste aus Öl und Talg üben sich die Badegäste dort auf dem staubigen Boden in

plaudernd auf den Bänken am Beckenrand zusammen. Schlendert in den Wandelgängen nackt zwischen steinernen Gottheiten und Athleten umher.

Erst am Abend, wenn sich innerhalb von Minuten Dunkelheit über die Stadt legt, kehren die letzten Müßiggänger entspannt und wohlriechend zum Abendessen in ihre Häuser zurück.

Reiche Familien lassen sich und ihren Gästen üppige Menüs auftischen – die Männer genießen sie ausgestreckt auf Speisesofas, die Frauen, angetan mit kostbaren Ringen, Armbändern und Ketten, auf Stühlen daneben.

Sklaven servieren Langusten, Wachteln, Gazellen- und Ziegenbraten; zum

Zukunftsängste vergiften das süße Leben am Meer. Denn 235 n. Chr. wird Kaiser Alexander Severus, der Großneffe des Septimius, während eines Feldzuges gegen die Germanen vor den Toren von Mogontiacum (heute Mainz) von unzufriedenen Soldaten ermordet. Er ist der letzte Herrscher der Severer-Dynastie.

Auch anderswo im Römischen Reich rufen Truppen in den kommenden Jahrzehnten immer wieder Offiziere aus ihrer Mitte zu Kaisern aus – und ermorden sie oft schon kurz darauf, wenn

die neuen Herrscher ihre Versprechungen nicht rasch genug einlösen (siehe Seite 103).

Das Imperium wankt. Anarchie, Korruption, Amtsmissbrauch und Inflation erschüttern das Reich. Auch an den Grenzen wird Rom gefordert: Die immer häufiger und immer tiefer aus dem Norden in das Reichsgebiet eindringenden Germanenstämme zwingen die Kaiser zu kostspieligen Kriegszügen.

unter Kaiser Septimius Severus die ersten öffentlichen Gebäude wieder verfallen. Zudem verheeren Erdbeben und Brände Teile der Stadt.

Dennoch scheint es, als könne die Metropole ihre alte Pracht und Größe noch einmal zurückgewinnen: Im Zuge einer Reichsreform unter dem letzten der Soldatenkaiser, Diokletian, steigt Leptis Magna um 300 n. Chr. zur Kapitale der neuen Provinz Tripolitana auf. Zerstörtes wird repariert, eine neue Stadtmauer gebaut.

Damm im Wadi, der das Hafenbecken jahrhundertelang vor Verlandung geschützt hat, ist bei einem Erdbeben gebrochen und nicht wieder repariert worden. Und dann, im Jahr 429, erobern die von Spanien aus vordringenden Vandalen mehrere Provinzen in Afrika und schleifen die Mauern etlicher Städte.

Mehr und mehr weicht das Leben aus den Gemäuern der einstigen Metro-



In einem perfekten Halbrund öffnet sich der Zuschauerraum des Theaters von Leptis Magna. Einst flankierten lebensgroße Götterfiguren die Bühne, erhob sich hinter der Spielfläche eine mehrstöckige Marmorfassade, die den dahinter liegenden Gebäudekomplex verdeckte. Jahrhundertelang ruhte die Stadt unter Sanddünen und Lehm begraben. Nie wurde das Ruinengelände überbaut – und so wurden hier großflächige Grabungen und Rekonstruktionen möglich

Immer höher steigt die Last der Abgaben, mit denen die Imperatoren jener Tage ihre Fehden finanzieren. Auch die afrikanischen Händler leiden darunter und müssen Einbußen hinnehmen.

Im Hafen von Leptis Magna legen nur noch selten Schiffe an. Die städtischen Honoratioren können sich kaum noch großzügige Spenden leisten, sodass nur wenige Jahrzehnte nach dem Bauboom

Doch als im Hinterland Unruhen ausbrechen, hat Rom keine Kraft mehr, die Wüstennomaden zurückzudrängen. Im Jahr 366 macht der Stamm der Austurianer die berühmten Olivenhaine von Leptis Magna dem Erdboden gleich. Auf den verwüsteten Ländereien halten keine Wurzeln mehr die Erde, kein Baum bricht länger den Wind. Der *ghibli*, der Gluthauch aus der Sahara, treibt fortan gewaltige Staubwolken über die Felder.

Wie ein Leichentuch senkt sich der Sand über die Stadt, türmt sich in Winkeln und Gassen zu hohen Dünen auf, unter deren Druck Wände einstürzen.

Zum Flugsand kommt bei Hochwasser auch noch Schwemmsand: Der

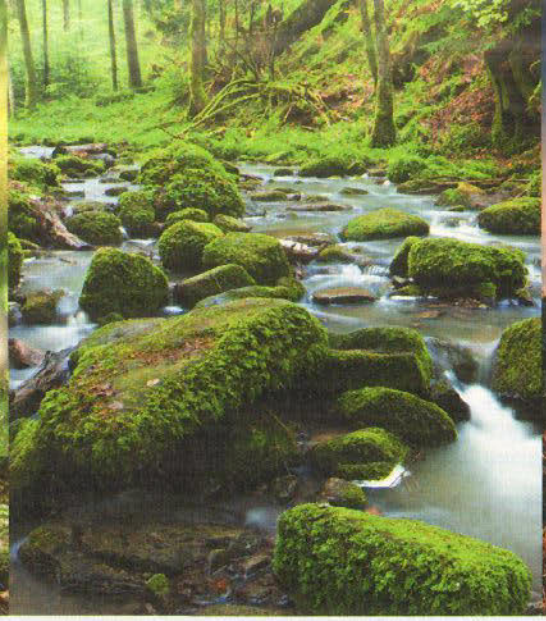
pole. Vorbei sind die Tage, da schwer beladene Karawanen am Triumphbogen des Septimius Severus anlangten, um ihre Waren nach Leptis Magna zu bringen. Roms Tor nach Innerafrika hat sich geschlossen.

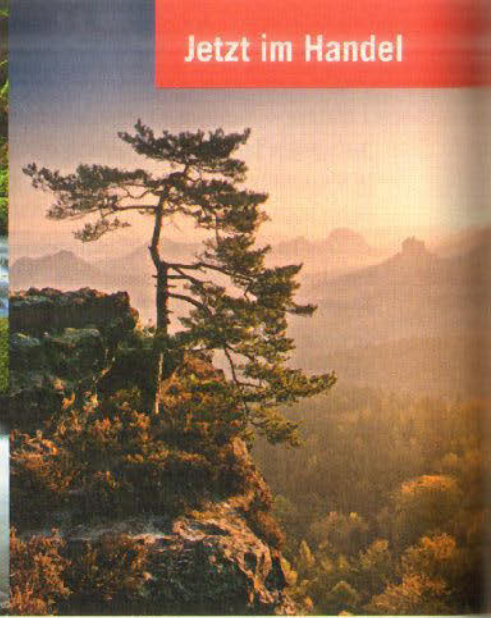
Als Araber um 644 die Stadt übernehmen, stoßen sie nur noch am Hafen auf bewohnte Häuser – dort, wo einst der Aufstieg des punischen Seestützpunktes zur drittgrößten Stadt des Römischen Imperiums begonnen hatte. □

Literaturempfehlung: *David J. Mattingly, „Tripolitania", Routledge: die Geschichte der Drei-Städte-Region Oea, Sabratha und Leptis Magna, anschaulich beschrieben von einem der derzeit besten Kenner der Archäologie Libyens.*

Insa Bethke, 35, ist Textredakteurin im Team von GEOEPOCHE.







Jetzt im Handel

Nur einen Wildkatzensprung entfernt: die schönsten Routen durch Deutschland.

Inkl. einer Tüte Wildblumensamen



In dieser Ausgabe

Flussbaden
Einfach mal treiben lassen.

Tschüss, Zivilisation
Wildnis für Kinder.

Am Watzmann
Manuel Andrack geht steil.



www.geo-special.de

Deutsche Natur entdecken mit GEO Special

MÖRDER AUF DEM THRON

Im 3. Jahrhundert n. Chr. taumelt das Imperium in eine tiefe Krise: Feinde berennen die Grenzen an Rhein und Donau sowie im Orient. Skrupellose Truppenführer putschen sich an die Macht. Irgendwann ist das Reich derart zersplittert, dass eine Provinzstadt am Rhein sogar zur Kaiserresidenz aufsteigt: Köln

VON CAY RADEMACHER



Diese Münze ehrt den Offizier Postumus, der durch einen Putsch zum Kaiser wird

Kühn ist der Blick des Kaisers, markant sein Gesicht mit dem Philosophenbart. Ein unbekannter Meister hat das Porträt auf ein Geldstück geprägt, hat die Locken an den Schläfen und die Falten neben den Augenwinkeln herausgearbeitet. Dies ist eine der schönsten Goldmünzen, die je im Imperium Romanum geprägt worden ist. Ein exquisites Stück, das nur in einer Hauptstadt des Reiches geschaffen worden sein kann.

In Köln.

Diese Münze, die wie ein Zeugnis aus Roms glanzvollsten Tagen strahlt, ist in Wahrheit ein Relikt düsterer Jahre. Und der Herrscher, dem so kunstvoll gehuldigt wird, ist ein Mann aus dem Nichts: Marcus Cassianius Latinius Postumus – ein Usurpator, der einen Putsch anzettelt, einen Thronfolger ermorden lässt und von Köln aus – der Provinzmetropole Colonia Claudia Ara Agrippinensium – ab 260 n. Chr. ein Drittel des Imperiums regiert, von Nordengland bis zur Straße von Gibraltar, von der Rheinmündung bis zum Rand der Alpen.

Der Putsch des Postumus markiert den Tiefpunkt eines halben Jahrhunderts der Schande, in dem Feinde Roms Grenzen überrennen. In dem ganze Provinzen ausgeplündert und einige Regionen für immer verloren werden. In dem Geld wertlos wird und Steuern unerträglich drücken. In dem Seuchen das Volk heimsuchen. Und in dem skrupellose Militärs mit dem Schwert um den kaiserlichen Purpur kämpfen.

In diesen 50 Jahren ringen rund 50 Kaiser und Usurpatoren in ewigen Intrigen um die Macht, amtieren die Herrscher mal ein paar Jahre, manchmal auch nur wenige Tage, ehe sie einer Klinge zum Opfer fallen. Es ist eine Zeit, in der Chronisten es schon als außergewöhnlich vermerken, wenn ein Imperator auf dem Schlachtfeld stirbt oder einer Seuche erliegt. Ein friedlicher Tod ist kaum einem dieser Kaiser vergönnt.

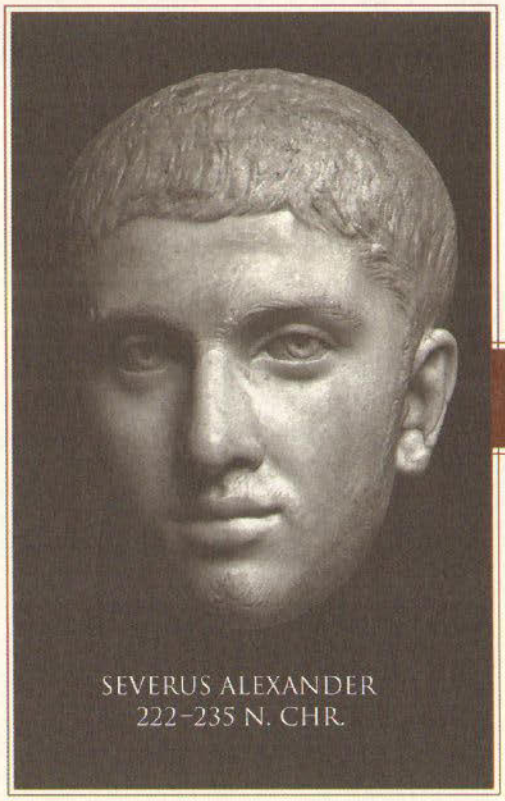
In diesen 50 Jahren ist Rom dem fatalen Dilemma einer jeden überdehnten Großmacht ausgesetzt: Das Imperium ist stärker als jeder Rivale – aber nicht stark genug, um alle Rivalen gleichzeitig niederzuzwingen. Zudem ist das Reich zu instabil, um neuen Gefahren zu begegnen – aber noch zu festgefügt, um dringend nötige Reformen umzusetzen.

Die Zeit der Soldatenkaiser werden Forscher jene Ära nennen und sie als eine des Verfalls deuten. Und doch ist sie auch eine Epoche schier unglaublicher Stärke. Denn die meisten Reiche wären in derart langen Wirren wohl untergegangen. Nicht jedoch Rom. Und am Ende der Krise verändert sich das Imperium doch noch – und erlebt eine lange Blüte in der Spätantike.

So zeigt die Münze von Köln die römische Kultur zwar mitten in einer Katastrophe. Doch selbst der Usurpator Postumus wird das Reich, in dem er sich an die Macht putscht, mit seinen Taten noch stärken – auch wenn er schließlich mit seinem Leben dafür zahlt.

Das Beben, das Rom ein halbes Jahrhundert lang erschüttert, hat mehrere Epizentren, die jenseits seiner Grenzen liegen: im Norden, hinter Donau und Rhein, sowie im Südosten, an Euphrat und Tigris.

Dort sind die Perser seit jeher Roms Rivalen. Viele verlustreiche Feldzüge haben die Legionen gegen sie geführt. Im Jahr 224 erringt in Persien eine neue, aggressive Dynastie die Macht: Die Sassaniden träumen von einem Großreich,



SEVERUS ALEXANDER
222–235 N. CHR.

das bis nach Ägypten, Kleinasien sowie an die Gestade des Mittelmeeres reicht – also ins Herz des Imperium Romanum. Sie verstärken zunächst das Heer, etwa mit schwer gepanzerten Reitern.

Zur gleichen Zeit formieren sich auch jenseits von Donau und Rhein bedrohliche Kämpfer. In dem Land hinter den Strömen leben Dutzende Germanenstämme, ebenfalls schon seit Jahrhunderten Feinde des Imperiums. Ihre Krieger schleichen sich zumeist nur für kurze Überfälle über die Grenze. Rom antwortet entweder mit brutalen Militäraktionen oder mit Diplomatie, indem einige Anführer bestochen, andere dagegen abgewiesen werden, um so Zwietracht im Barbarenland zu säen.

Im 3. Jahrhundert ändert sich hinter den Grenzen jedoch die Lage: Aus vielen kleinen Germanenstämmen werden wenige große Völker.

Offenbar wandern Stämme aus Skandinavien sowie von Elbe und Weichsel zum Rhein, zur Donau. Dabei unterwerfen sie andere Gruppen oder verschmelzen friedlich mit ihnen. Ein Anführer sammelt dabei immer größere Gefolgschaften um sich.

Wahrscheinlich fördern die Römer noch diesen Wandel, wenn auch ungewollt. Mit ihren Strafexpeditionen und ihrer Diplomatie lassen sie die Nachbarn niemals zur Ruhe kommen, zwingen sie geradezu, sich endlich zu einigen, um sich der Übermacht zu erwehren.

Zudem dienen immer mehr Germanen in der römischen Armee und bringen nach ihrem Ausscheiden neues Wissen mit in ihre Heimat. Auch strömt jetzt Reichtum ins Land: Geld für gelieferte Waren, diplomatische Geschenke, Raubgut. Das facht die Gier der Germanen an, nach mehr und immer neuen Schätzen aus Rom.

Und so kommt es, dass Stämme, die über Generationen kaum je Außenstehende aufnahmen, sich plötzlich mit anderen Gruppen vereinen und eine gemeinsame Kultur erschaffen.

Drei große Volksgruppen erwachen um das Jahr 200 an den Grenzen des Imperiums:

• Jenseits der Donau, in einer Region, die von den Karpaten bis zum Schwarzen Meer und zum Don reicht, treten die Goten ins Licht der Geschichte. Ursprünglich sind es vermutlich skandinavische Stämme, die sich schon Generationen zuvor auf eine Wanderung Richtung Südosten begeben haben. Nach und nach schließen sich ihnen weitere Gruppen an, selbst Reiternomaden, die aus den Tiefen Asiens bis ans Schwarze Meer vorgestoßen sind.

• In einem Landstrich zwischen Main und Oberrhein sowie dem nördlichen Alpenrand sammeln sich die Alamannen. Ihr Kern sind womöglich Sueben, die von der Ostsee und der Elbe aus südwärts gewandert sind, dazu ältere lokale Stämme wie die Chatten. Für das Jahr 213 nennt der antike Chronist Cassius Dio erstmals den Volksnamen, der „alle Männer" bedeuten soll. Es ist ein Begriff für einen wilden Heerhaufen, angeführt von vielen Kleinkönigen – Indiz dafür, dass die ursprünglichen Stämme in jener Zeit keineswegs schon vollständig zu einem neuen Volk verschmolzen sind, sondern sich eher als Bündnis von räuberischen Gruppen verstehen.

• Und nördlich der Alamannen, in der Gegend zwischen Mittel- und Niederrhein, verbünden sich Stämme zur Volksgruppe der Franken, der „Mutigen". Weshalb sie dies tun, ist noch mysteriöser als bei Goten und Alamannen.

Sicher jedoch ist, dass um das Jahr 230 sowohl die Perser als auch Goten, Alamannen und (wenig später) Franken unabhängig voneinander den gleichen Entschluss fassen: Angriff auf das Imperium! Und so sammeln sie jenseits von Euphrat und Tigris, von Donau und Rhein riesige Heere: Tausende Krieger bei jedem der drei Germanenvölker, noch größere Massen bei den Persern.

Als sich der Kaiser im Jahr 235 weigert, gegen die anstürmenden Germanen zu kämpfen, meutern die Legionen am Rhein – und ermorden ihn

Die Römer sind ahnungslos. Spione, Kundschafter im Feindesland scheint es nur wenige zu geben. Wozu auch? Der Kaiser Severus Alexander – jung, entscheidungsschwach, kränklich, dominiert von seiner ehrgeizigen Mutter Iulia Mamaea – glaubt das Reich gut geschützt hinter den Flüssen Europas und Asiens, hinter den Befestigungen des Limes.

Zwölf Legionen stehen an der Donau, vier am Rhein, neun im Orient, drei in Britannien: fast 140 000 Legionäre, dazu ebenso viele Hilfstruppen, Verbündete, Grenzposten.

Seit 193 regiert die Dynastie des Septimius Severus (siehe Seite 92) – jenes Kaisers, der die Soldaten förderte wie

kaum ein Vorgänger. Er erhöhte ihren Sold, vergrößerte ihre Privilegien und soll seinen Söhnen auf dem Totenbett geraten haben: „Seid einig, bereichert die Soldaten, verachtet alles andere!"

Doch die imposanten Zahlen und das hohe Prestige verbergen eine fatale Schwäche der Armee: Sie ist nicht stark genug, um zwei große Kriege gleichzeitig zu führen. Als etwa Augustus in Germanien kämpfte oder Claudius Britannien bezwang, herrschte an den anderen Grenzen stets Ruhe. Und selbst der gewaltige Eroberer Trajan (siehe Seite 58) führte zwar Feldzüge nördlich des Balkans und in Mesopotamien – aber nacheinander.

Denn oft werden im Krieg Legionen aus benachbarten Provinzen verlegt, also etwa vom Rhein nach Britannien oder vom Balkan an den Rhein. Knapp 300 000 Soldaten sind für ein Reich mit mehr als 65 Millionen Einwohnern nicht viel. Ein sparsames System also und effizient dazu – solange nur an einer Front ein Krieg auflodert.

Im Jahr 230 brechen die Sassaniden in Mesopotamien ein, dringen bis Kappadokien vor. Der Imperator eilt in den Orient, zieht einige Zeit später in bewährter Manier andernorts Truppen ab – von der Donau. Doch Monate vergehen, bis sich diese Legionen auf den Tausende Kilometer langen Marsch Richtung Osten begeben. So brennt es im Orient auch im Jahr 233 weiter, weil die Verstärkungen noch nicht eingetroffen sind. Im Norden aber sind die Grenzposten nun gefährlich ausgedünnt, weil die Einheiten bereits losgezogen sind.

Da schlagen die Alamannen los.

Nirgendwo ist überliefert, ob sie diesen Angriff lange geplant haben. Oder ob sie die Gunst der Stunde nutzen, weil sie, anders als die Römer, Späher haben, die ihnen melden, was im Reich vorfällt.

Jedenfalls überqueren sie Oberrhein und Donau, durchbrechen die dortigen Verteidigungsstellungen der Römer, ziehen plündernd durch die germanischen und rätischen Grenzprovinzen.

Brennende Landgüter, geplünderte Villen, Erschlagene, Verschleppte, unermessliche Beute. Kein Augenzeugenbericht über den Plünderungszug ist erhalten, nur die archäologischen Zeugnisse flammengeschwärzter Mauern, aufgegebener Häuser und vergrabener Münzen, die Römer vor den herannahenden Barbarenhorden im Erdreich versteckt haben – in der (vergeblichen) Hoffnung, nach dem Sturm zurückzukehren, um das Vermögen wieder zu heben.

Alarm beim Kaiser! Severus Alexander bricht hastig auf, wirft Truppen in den Norden. Mögen die östlichen Provinzen sehen, wie sie noch eine Zeit lang allein mit den Persern fertigwerden.

Im Jahr 235 ist der 26-jährige Kaiser endlich am Rhein, in Mogontiacum (Mainz), an der Spitze mehrerer Legionen. Hier nun trifft er – oder treffen seine Mutter und jene Berater, die ihn beherrschen – eine Entscheidung, die den Lauf des Jahrhunderts ändern wird: nicht angreifen!

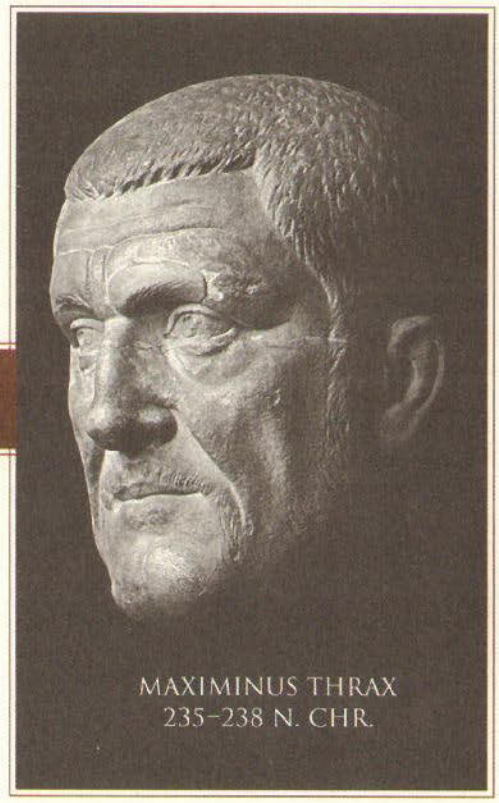
Vielmehr will Rom den Alamannen Geld zahlen, auf dass sie wieder abziehen. Durchaus vernünftig. Der Imperator versucht sich, wie manche seiner Vorgänger, mit verteilten Gaben Frieden im Norden zu erkaufen, um sich wieder in den Osten zu stürzen. Die Perser sind seit mehr als zwei Jahrhunderten Roms mächtigster Feind – verständlich also, dass ihnen seine größte Sorge gilt.

Fatal nur, dass Severus Alexander nicht erkennt, dass sich jenseits des Rheins ein Volk gebildet hat, das sich nicht mehr mit wenigen Goldstücken beschwichtigen lässt. Vor allem aber übersieht er, dass seine eigenen stolzen, kampfesdurstigen Truppen die Germanenhorden keinesfalls tatenlos davonkommen lassen wollen.

Und so erheben sich die Soldaten.

Unter den Meuterern ist ein hoher Offizier besonders beliebt: der Präfekt Gaius Iulius Verus Maximinus, hart, kampferfahren, derb, mit legendärer Körperkraft. Ein Mann Mitte fünfzig, der vom Balkan stammt, sein Vater ist angeblich ein thrakischer Hirte. Ein Kämpfer, der sich in der Legion hochgedient hat. Kein Mann aus edler Familie, kein Mann mit diplomatischen Fähigkeiten, mit Verwaltungserfahrung – und kein Mann, der Rücksichten nimmt.

Der Präfekt, der wegen seiner Herkunft Maximinus Thrax genannt wird, „der Thraker", hat in den Monaten zuvor Tausende Soldaten gedrillt und auf den Germanenkampf vorbereitet. Nun entlädt sich im Heerlager zu Mainz der Unmut über den zaudernden Severus Alexander, über das Weiberregiment der Mutter, über die Tatenlosigkeit.



MAXIMINUS THRAX
235–238 N. CHR.

Der Offizier führt den Putsch von 235 und wird zum ersten der Soldatenkaiser – jener Militärs, die von ihren Truppen zum Herrscher erhoben werden

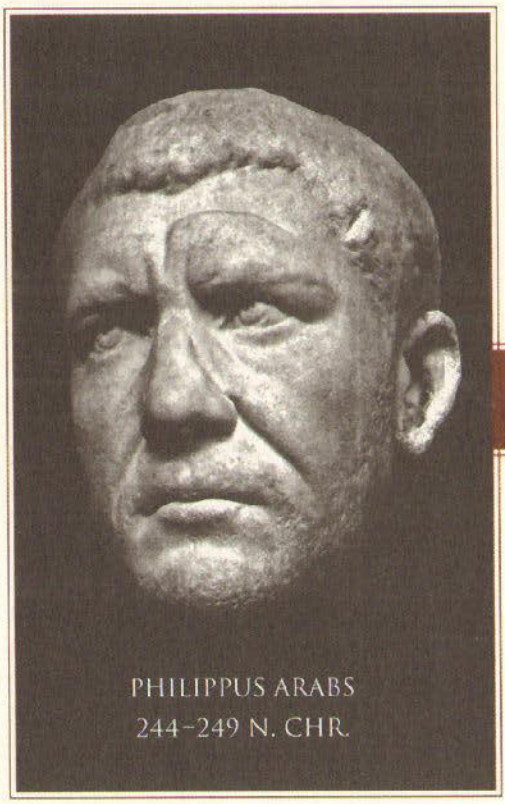
Und so lässt Maximinus den Herrscher kurzerhand erschlagen, die Mutter dazu – und wird von den Soldaten über den Körpern seiner Opfer zum neuen Imperator ausgerufen. Ein Staatsstreich an der Nordgrenze des Reiches.

Zwar haben Legionäre und Prätorianer schon früher geputscht, etwa in den Wirren nach dem Ende der Imperatoren Nero und Commodus. Doch stets setzte sich da ein fähiger Heerführer durch, der anschließend stark genug war, eine

neue Dynastie zu begründen – in diesen Fällen die Kaiser Vespasian und Septimius Severus. Zudem herrschte an den meisten Grenzen relative Ruhe.

Jetzt aber ist die Situation vollkommen anders. Und so wird der Putsch des Maximinus Thrax Rom für 50 Jahre ins Chaos stürzen.

WIDERSTAND? Gibt es zunächst kaum. Der ermordete Kaiser war im gesamten Reich unbeliebt. Die Statthalter in den



PHILIPPUS ARABS
244–249 N. CHR.

Provinzen erklären sich dem neuen Herrscher loyal. Und in Rom funktioniert die Verwaltung wie eh und je, auch der Senat huldigt dem neuen Kaiser, obwohl Maximinus Thrax die Hauptstadt als Imperator niemals betreten wird.

Er führt stattdessen ein Heer über den Rhein: Wohl noch im Jahr 235 treibt er seine Soldaten tief ins Barbaricum. Wahrscheinlich ist es genau jene energische Haltung, die er zuvor den Meuterern versprochen hat.

Beim Harzhorn im heutigen Niedersachsen finden Archäologen später Lanzen, Helmreste, eine beschriftete Axt: Relikte einer gewaltigen Schlacht, die Maximinus Thrax vermutlich mit Tausenden Legionären gegen die Germanen geschlagen hat, auch wenn von ihr kein Chronist Einzelheiten überliefert. Sicher ist, dass der neue Imperator grauenhaft effizient ist. Er lässt Dörfer niederbrennen, Felder verwüsten, das Vieh schlachten. Es gelingt ihm allerdings nicht, die Alamannen auszulöschen.

Der neue Kaiser verdoppelt den Sold seiner Männer. Um das zu finanzieren, schickt er Steuereintreiber aus, die so brutal vorgehen, dass in Roms nördlichen Provinzen wieder Münzschätze vergraben werden. Diesmal von Römern, die des Kaisers Häscher fürchten.

Die Steuereintreiber reizen die Untertanen im reichen Nordafrika zum Aufstand, der lodert bis Italien.

Zwar sind die Legionen den Rebellen militärisch überlegen, doch die Bürger verhindern die Versorgung mit Getreide und Wein. Die Soldateska beginnt zu hungern – und so erstechen ein paar Unzufriedene schließlich jenen Kaiser, der sie in diese missliche Lage geführt hat: Maximinus Thrax überlebt seinen Putsch nur um drei Jahre.

Nun folgen lange Wirren. Ein, zwei, drei Kaiser, die oft von ihren Legionen ausgerufen werden und schon kurz darauf im Kampf fallen oder einem Mordanschlag erliegen. Truppenführer aus den halbbarbarischen Grenzprovinzen, Araber, Thraker, Illyrer, greifen jetzt nach dem Purpur.

Immer häufiger sind es die Legionen, in denen der Kaiser gerade *nicht* anwesend ist, die einen der Ihren auf den Schild heben. Sie putschen aus Sorge, vom bisherigen, aber fernen Herrscher nicht ausreichend mit Sold versorgt zu werden – oder im Stich gelassen zu werden. Denn sie erheben sich dort, wo die Bedrohung lauert: im Orient, an Rhein und Donau, selten in den sicheren Provinzen im Inland, nicht in Rom.

Erst 244 kommt es zu einer Atempause: Philippus Arabs, ein Abkömmling arabischer Scheichs und Anhänger orientalischer Kulte, sichert sich den Thron, residiert sogar ein paar Jahre lang in Rom.

Alle Soldatenkaiser stehen vor kaum zu bewältigenden Herausforderungen – bedroht von ihren eigenen, über die Jahre immer disziplinloseren Truppen, die schon bei geringen Versorgungsschwierigkeiten den selbst erhobenen Herrscher bedenkenlos meucheln.

Bedroht aber auch von Kommandeuren anderer Legionen, gegen die die Kaiser fast ständig Feldzüge führen müssen in einem Kampf auf Leben und Tod.

Bedroht schließlich von den Feinden jenseits der Grenzen. Denn die nutzen nun jede Auseinandersetzung, um immer dann anzugreifen, wenn gerade mehrere Prätendenten gegeneinander fechten.

Die Goten plündern ab 238 Moesien, Thrakien und den Balkan. Die Sassaniden verheeren Syrien, erobern 253 Antiochia, eine der größten Städte des Imperiums. Germanen verwüsten 254 Pannonien, fallen in Norditalien ein.

Der aus dem Orient stammende Offizier enthront 244 den amtierenden Herrscher. Fünf Jahre später wird er selbst Opfer einer Intrige

Und nirgendwo haben die Soldatenkaiser Verbündete. Die im Senat vertretenen Großgrundbesitzer aus den alten Familien, die Elite des Reiches, verachten die ungehobelten Berufskrieger.

Die Grundbesitzer der Provinzen sowie die Kaufleute leiden unter den ständigen Kämpfen am stärksten und sind noch weniger zu gewinnen.

Und auch den Pöbel, notorisch unberechenbar, aber mächtig, wenn man ihn durch Brot und Spiele gewinnen kann, vermag keiner der Putschisten ganz auf seine Seite zu ziehen, denn die Soldatenkaiser halten sich ja nur selten in Rom auf, das viel zu weit entfernt liegt von allen bedrohten Fronten.

Wenn der Osten brennt, eilen die Imperatoren nach Antiochia oder Nicomedia (in der Türkei). Die Donau verteidigen sie in Sirmium (in Serbien) oder von Thessaloniki (in Griechenland) aus, den Rhein in Augusta Treverorum (Trier). Stürmen Feinde gleichzeitig über beide nördlichen Ströme, verschanzen sie sich in Mediolanum (Mailand), um Legionen

mal gegen den einen, mal gegen den anderen Feind zu werfen.

Rom? Ist zwar ein Ort für die Tausendjahrfeier 248 (siehe Seite 112), für ein, zwei hastige Zeremonien – aber dann muss der Imperator weiter! Philippus Arabs wird 249 von seinem eigenen General Decius erschlagen. Decius wiederum fällt zwei Jahre später an der Donau in einer Abwehrschlacht gegen die Goten – vermutlich der erste Kaiser, der von Barbarenhand stirbt. Und es wird schlimmer, immer noch schlimmer.

Nach ihrem Sieg über Decius plündern die Goten mehrere Monate lang den Balkan, ziehen mit immenser Beute wieder ab. Die Alamannen, erholt vom fürchterlichen Rachezug von 235, überqueren 259 wieder den Limes. In Rom bricht um diese Zeit auch noch eine Epidemie aus.

Der General, der Philippus Arabs stürzte, fällt an der Donau im Kampf gegen angreifende Goten – vermutlich der erste Kaiser, der von Barbaren erschlagen wird

Eine Seuche, der viele Menschen zum Opfer fallen (und vermutlich auch einer jener unglücklichen Herrscher).

Schließlich aber stellt sich doch noch ein Kaiser – inzwischen ist es Valerian, ehemals ein Kommandeur der am Rhein stationierten Legionen – den Sassaniden entgegen, will wenigstens den reichen Osten sichern. 260 aber verliert er eine Schlacht und fällt dem Perserkönig in die Hände: lebend.

Roms größte Schande.

Der Sassanide führt seinen Gefangenen ins Landesinnere, das Schicksal des Valerian verliert sich im Dunkel der Geschichte. Sein Sohn Gallienus, seit einigen Jahren Mitregent, übernimmt das taumelnde Riesenreich.

Gallienus verschanzt sich in Mailand, kämpft gleichzeitig gegen die Alamannen und gegen einen Usurpator, der sich in Pannonien zum Kaiser erklärt hat. Der Osten brennt.

Im Norden stürmen die Franken über den Rhein, ziehen sengend durch Gallien, rauben in Spanien, eine Schneise des Grauens hinter sich lassend. Und im Süden, in der wohlhabenden Oasenstadt Palmyra am Rand der syrischen Wüste, errichten lokale Herrscher zehn Jahre lang ein Sonderreich im Orient.

Der bedrängte Gallienus entsendet seinen Sohn Saloninus als Befehlshaber an die umtoste Rheinfront. Saloninus aber ist kaum erwachsen. Und der Nimbus kaiserlicher Autorität strahlt nur noch matt – seit Valerians Gefangennahme gelten seine Abkömmlinge als eine von den Göttern verlassene Dynastie.

Um diese Zeit geben die Römer einen weiten Landstrich östlich des Rheins auf, den sie knapp zwei Jahrhunderte zuvor erobert und mit dem Limes gesichert hatten: Legionäre räumen die Kastelle, Bürger verlassen Häuser und Werkstätten und fliehen hinter den Rhein. Zurück bleiben Geisterstädte, Geisterfestungen. Niemals mehr wird Rom dieses Land erobern.

Es ist der Tiefpunkt des Imperiums. In weiten Teilen herrscht Anarchie.

Da putscht wieder ein Truppenführer, ausgerechnet am heftig umkämpften Rhein: Postumus, ein Offizier, der vermutlich aus Gallien stammt.

Im Sommer 260 verfolgt er mit seinen Soldaten eine Gruppe von Germanen, die an Rhein und Mosel die Gegend heimsuchen. Postumus stellt die Räuber, schlägt sie. Dabei fällt ihm jene Beute in die Hände, die die Germanen aus römischen Villen fortgeschafft haben. Seine Soldaten machen sich daran, sie unter sich zu verteilen.

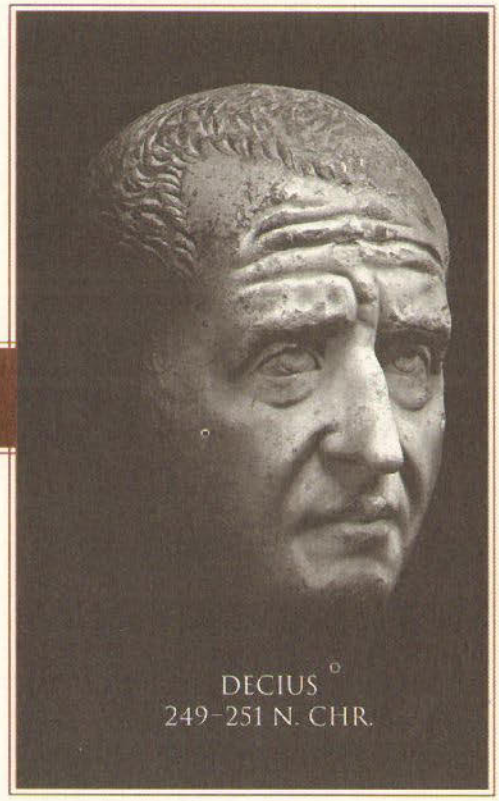
Da erreicht Postumus ein Abgesandter des Kaisersohnes Saloninus aus dem nahen Köln: Er möge die sichergestellte Beute doch in diese Stadt bringen. Formal ist dies ein legales Ansinnen, denn die ausgeraubten Römer haben einen Anspruch auf Rückgabe ihres Eigentums. Politisch jedoch ist es tödlich naiv.

Denn der Befehl stellt Postumus vor ein gefährliches Dilemma: Verweigert er die Order, begeht er Hochverrat und ist des Todes. Befolgt er sie, werden seine Soldaten meutern und ihn erschlagen, denn die Beute geben sie nicht mehr her.

Der Befehlshaber wählt den einzigen Weg, der nicht in seinen sofortigen Untergang führt: Er verkündet seinen Männern, dass ihnen Saloninus die Beute vorenthalten wolle – und lässt sich von den Truppen zum Imperator ausrufen.

Der Rest ist nun schon mörderische Routine: Postumus zieht mit den Legionären nach Köln. Angesichts der Soldateska vor ihren Mauern liefern die Bürger der Stadt Saloninus aus, dessen Leben Postumus sofort auslöscht.

Ein Rivale weniger – und eine wichtige Stadt gewonnen.

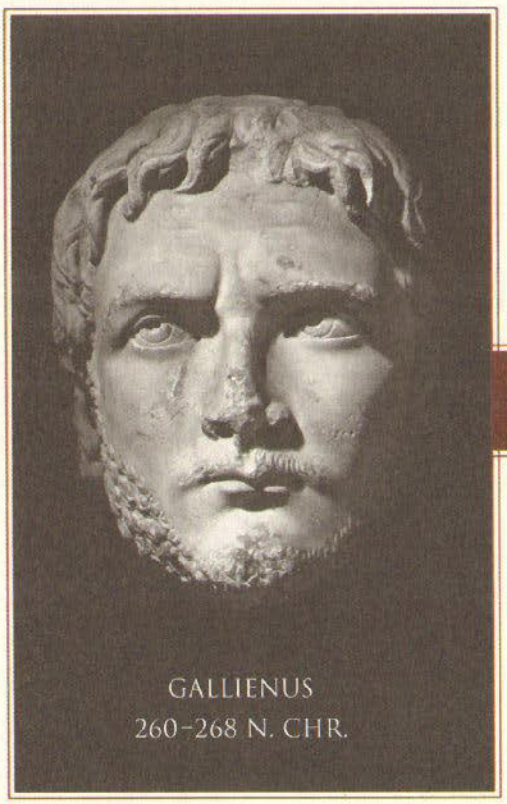

DECIUS
249–251 N. CHR.

Denn Köln, bereits seit 200 Jahren mit dem römischen Stadtrecht bedacht, ist ein Monument der Kultur an der Grenze zur Finsternis: eine fast vier Kilometer lange Stadtmauer; neun Tore; 19 Türme; gepflasterte Straßen – und eine Wasserleitung, die über fast 100 Kilometer 20 Millionen Liter täglich aus der Eifel spült, eine der längsten Konstruktionen dieser Art im Imperium.

Dazu der Hafen am Rhein mit riesigen Lagerschuppen. Prachtvolle Stadthäuser, zum Teil mit mehr als 20 Zimmern, 3500 Quadratmeter groß, der Boden in einem Speisesaal geschmückt

von einem Mosaik, das Dionysos verherrlicht, den Gott des Weines und der Ekstase. Ein kapitolinischer Tempel, den gleichen Göttern geweiht wie auf dem berühmten Hügel Roms. Und dann das *praetorium* – der Sitz des Statthalters: Empfangssäle, eine Basilika, eine 180 Meter breite Front zum Rhein.

Der Bau ist eine Demonstration Roms und seine Verheißung: steinerne Pracht, vollendete Form, hell, klar, zivilisiert. Dort zieht Postumus vermutlich jetzt



GALLIENUS
260–268 N. CHR.

ein. Jene Soldaten, denen er am meisten vertraut, besetzen die benachbarten Kasernen, und seine Handlanger kontrollieren die kaiserliche Münze, in der fortan das Bild des Usurpators in Gold, Silber und Bronze geprägt wird.

Doch jenseits des Rheins, nur ein paar Kilometer entfernt, steht nach wie vor der germanische Feind, und die Römer müssen sich hinter den mächtigen Mauern ihrer Stadt verschanzen, weil es niemand wagt, auf dem ungeschützten Land zu leben: Vor den Toren der Colonia Claudia Ara Agrippinensium standen noch vor wenigen Jahren stattliche Landhäuser und die Werkstätten von Töpfern und Glasbläsern. Nun sind die meisten verlassen, leer geplündert, öde.

Nicht nur die Landstriche rund um Köln sind von den Germanenüberfällen schwer gezeichnet, sondern weite Regionen des Imperiums: In gallischen Städten, das werden Archäologen später nachweisen, sind viele Tempel und Häuser zerstört. Die Überlebenden raffen die Trümmer zusammen und vermauern sie in den Wällen, mit denen sie nun ihre Städte umgürten.

Diese Furcht hilft Postumus. Denn ihm gelingt, was viele amtierende Kaiser nicht vermochten, der allseits bedrängte Gallienus schon gar nicht: Er sichert die Rheingrenze.

Der erfahrene Heerführer schenkt den Provinzen einige Jahre der Ruhe. Er lässt *burgi* errichten, kleine Festungen an wichtigen Straßen, und stellt wohl eine Bürgermiliz auf, die gegen marodierende Germanen kämpfen soll.

Wäre das für Postumus nicht die Gelegenheit, den Putsch zu vollenden? Vom Rhein aus durch Gallien bis nach Rom zu stoßen, um dort den Rivalen in einer finalen Schlacht zu stellen?

Der Putschist aber begnügt sich mit den westlichsten Provinzen, mit Köln statt mit Rom, mit Gallien statt mit dem Gesamtreich.

Denn wenn er seine Legionen nach Italien schicken würde, hätte er sofort die Alamannen und Franken im Nacken. Entblößte er den Rhein, würde Gallien brennen. Er könnte seine Truppen nicht mehr versorgen, er verlöre die Loyalität der Bürger im Westen, er würde zerrieben zwischen den Legionen des Gallienus im Süden und den Barbarenhorden im Norden. Und so ist Postumus festgenagelt, verdammt dazu, sich im Westen nach allen Seiten hin zu verschanzen – und darauf zu hoffen, dass der amtierende Kaiser ebenso gefesselt bleibt wie er.

Seine Regentschaft markiert den Tiefpunkt: 260 meutern die Legionen unter Postumus und gründen ein Sonderreich im Westen des Imperiums

Eine Münze, die er zu jener Zeit prägen lässt, zeigt zudem eine Kriegsgaleere – gut möglich, dass er die Flotte verstärkt, dass er Kampfschiffe auf dem Rhein, vielleicht gar auf der Nordsee zu Patrouillen ausschickt.

Über die See reichen auf jeden Fall seine Verbindungen: Denn nicht nur am Rhein, sondern in fast allen westlichen Provinzen erklären sich nach und nach die bedrängten Landbewohner sowie die Legionen und die Statthalter loyal zu Postumus. Innerhalb weniger Monate unterstützen ihn Britannien, Hispania sowie der größte Teil Galliens.

Nun kontrolliert der Usurpator plötzlich halb Westeuropa – eine Region, die größer ist als alles, was der legendäre Caesar einst erobert hat.

Und doch: Postumus wagt, bei aller scheinbaren Stärke, niemals den Stoß ins Herz des Imperiums. Nachdem er den Kaisersohn ermordet hat, müsste er eigentlich auch den Vater vernichten: Gallienus. Zumal der Kaiser die Rebellion nicht niederzuschlagen vermag – er wird an der Donau und im Osten so stark bedrängt, dass er nicht eine Legion gegen Postumus schicken kann.

Möglich, dass er der erste Römer ist, der den Traum vom Imperium aufgibt. Der Erste, der es für aussichtslos hält, ein Reich von Britannien bis zum Euphrat zu beherrschen. Der Erste, der sich mit einer kleineren Region begnügt.

Der Erste also, der aus dem Imperium ein Sonderreich herausschneiden will. Der, um einen Teil zu erringen, bereit ist, das Ganze preiszugeben.

Eine trügerische Hoffnung.

Es dauert fünf Jahre, dann hat Gallienus im Osten und auf dem Balkan die Lage so weit stabilisiert, dass er Reserven zusammenkratzen kann: Er fällt in Gallien ein, um den Usurpator zu vernichten. Schwere Kämpfe, unklare Berichte. Offenbar ist Postumus bedrängt, aber Gallienus rennt sich irgendwann fest, wird wohl bei einem Gefecht durch einen Pfeil verwundet, zieht sich schließlich nach Italien zurück.

Gerettet! Auf einer Münze lässt Postumus sich als *pacator orbis* verewigen,

als „Befrieder des Erdkreises". Da hat er nur noch wenige Monate zu leben.

Denn der Schlag des Gallienus hat sein Sonderreich trotz allem erschüttert. Um seine Legionen zu bezahlen, hat Postumus die in seinem Teilreich geprägten Münzen entwerten lassen. Nun sind seine Silberstücke leichter als die von Gallienus – und damit unattraktiver. Und die Bronzemünzen sind gar so minderwertig, dass überall in seinem Territorium Fälschungen geprägt werden.

Unruhe in den Legionen, wo die Soldaten um ihre Versorgung fürchten, da die Währung kollabiert und nach der mühsamen Abwehr des Gallienus kaum beutereiche Feldzüge jenseits der Grenzen möglich sind. Das Zögern von Postumus, den Kaiser in Rom anzugreifen, deuten die Soldaten als Schwäche.

Und so vollendet sich das Schicksal des Usurpators, wie es begann. Mehr als neun Jahre hat er sich an der Macht gehalten, länger als fast alle Soldatenkaiser. Im Jahr 269 aber meutern bei Mainz einige Truppen. Postumus eilt im Sommer heran, zerschlägt mit noch ergebenen Legionen die Rebellion – weigert sich aber, den Siegern die Stadt zur Plünderung freizugeben.

Daraufhin zücken einige seiner Soldaten, die sich um ihre Beute betrogen wähnen, ihre Schwerter …

Erneute Wirren. Die Mörder des Postumus küren einen einfachen Soldaten zum Imperator des immer noch aus vier Regionen bestehenden Sonderreiches. Der hält sich nur wenige Wochen.

Anschließend ein neuer Herrscher. Der wird 271 in Köln erschlagen – wohl, weil er die Frau eines seiner Beamten verführt hat. Schließlich heben die Soldaten einen Mann namens Tetricus auf den Schild. Der, immerhin, gehört zum senatorischen Adel.

Doch das Sonderreich zerbröselt unter seinen Händen: Britannien erklärt sich wieder loyal zum amtierenden Kaiser. Die Münzen des Tetricus sind inzwischen so minderwertig, dass selbst von seinen Silberstücken doppelt so viele Fälschungen im Umlauf sind wie echte. In sechs Orten seines Machtbereiches wird zudem von lokalen Autoritäten Notgeld geprägt, weil offenbar sonst gar keine Münzen mehr dort ankommen.

Nur das allgemeine Chaos bewahrt das Sonderreich vor dem sofortigen Kollaps. Denn auch Gallienus ist inzwischen ermordet worden. 273 zieht der neue Kaiser in Rom – inzwischen ist es der Feldherr Aurelian – mit Legionen für einen neuen Vorstoß gen Gallien.

Da wird Tetricus zum Verräter.

In einer geheimen Nachricht lädt er Aurelian zum Angriff ein. Als dessen Truppen nach Gallien in den Kampf marschieren, macht sich Tetricus davon – und ergibt sich Aurelian. Seine führerlose Truppe wird geschlagen.

Aurelian ist der erste Kaiser seit mehreren Jahrzehnten, der im Osten, auf dem Balkan und schließlich auch am Rhein die Autorität der Zentrale wiederherstellt. Er ist der erste, der es sich leisten kann, Milde walten zu lassen: Tetricus schleppt er zwar mit nach Rom, lässt ihn als Gefangenen im Triumphzug vom Pöbel bestaunen – nimmt ihn danach aber in Ehren auf und verschafft ihm einen hohen Verwaltungsposten.

Mit dem Spektakel endet nach 14 Jahren das Wagnis des Postumus: Das Sonderreich mit Köln als Hauptstadt existiert nicht mehr.

Langsam kämpft sich das Imperium nun aus der tiefen Krise – und wird am Ende gerettet, weil endlich ein neuer Herrscher auftritt, der mit seinem gnadenlosen Willen dem Reich eine neue Struktur aufzwingt und damit die gewaltigen Kräfte Roms noch einmal bündelt.

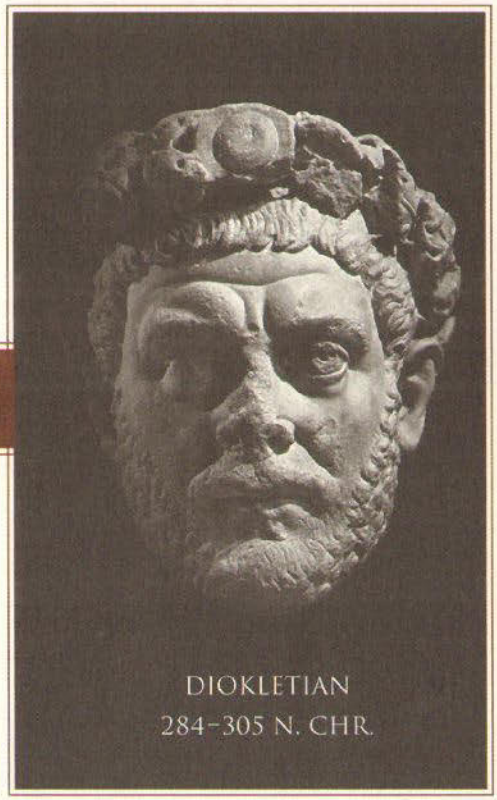
Zwar fallen auch Aurelian und mehrere Nachfolger durch Mörderhand – doch der letzte Täter im Schatten des Thrones ist schließlich erfolgreich.

Diokletian.

Mit dem brutalen und politisch geschickten Offizier endet die Ära der Soldatenkaiser. Er stabilisiert endlich wieder die Monarchie

DER MANN, DER VERMUTLICH aus Dalmatien am Ostufer der Adria stammt, ist ein Berufsoffizier, ein gesellschaftlicher Niemand, geboren irgendwo in den Weiten des Balkans. Im Jahr 284 zwingt er sich mit Intrige und Mord auf den Thron. Noch immer wird an allen Fronten schwer gekämpft, noch immer drohen Putschisten in fernen Provinzen.

Diokletian jedoch erkennt, und das ist neu, dass ein Mann allein das morsche Gebilde nicht länger zusammenhalten kann. Zwar haben auch einige seiner Vorgänger bereits versucht, die Regierungslast auf mehrere Schultern zu legen, aber erst Diokletian schafft schrittweise eine neue Form der Regierung, die dem Imperium endlich zur dringend notwendigen Atempause verhilft: Er verkündet die Tetrarchie, die Herrschaft von gleich vier Kaisern.



DIOKLETIAN
284–305 N. CHR.

Er ernennt drei seiner Kriegskameraden, die er wohl schon seit Jahren kennt, zu Mitkaisern. Das Quartett besteht aus zwei Senior-Herrschern – den *augusti* – und zwei Junior-Herrschern, den Cäsaren. Je ein Augustus und ein Cäsar amtieren in verschiedenen Regionen des Westens, die anderen beiden im Osten. Gesetze ergehen stets im Namen aller vier Monarchen.

Seinen Waffengefährten Maximian, einen derben, energischen Haudegen, erhebt Diokletian zum Augustus, die beiden aufstrebenden Offiziere Galerius und Constantius Chlorus zu Cäsaren.

Diokletian herrscht im Osten und residiert meist in Nicomedia, sein Cäsar Galerius wählt sich Sirmium. Maximian wendet sich nach Mailand, Constantius Chlorus erhebt Trier zur Residenz.

Rom hat nur noch kultische und vielleicht sentimentale Bedeutung – politisch und strategisch aber ist die Tiberstadt bedeutungslos geworden. Dabei wird, scheinbares Paradox, das Imperium gerade dadurch stabiler, dass man sein Herz vernachlässigt.

Denn die Herrscher sind nun in allen unruhigen Provinzen präsent. Ob Angriffe von außen oder Revolten im Inneren – stets ist nun jemand da, der rasch und energisch zuschlägt. Diese neue Stärke des Imperiums muss den Zeitgenossen, die noch die Anarchie erlebt haben, wie ein Wunder erscheinen.

Zwar berennen die Germanen weiterhin Rhein und Donau, und die Perser den Orient; zudem fallen Araber in der Provinz Syrien ein, zwei Aufstände lodern in Nordafrika, ein dritter in Britannien. Aber überall siegt nun Rom.

Um das Jahr 300 ist das Imperium so gefestigt wie seit 80 Jahren nicht mehr. Allerdings würde ein Augustus oder Mark Aurel dieses Reich kaum wiedererkennen. Denn Diokletian – der in der Tetrarchie eindeutig dominiert, weil Maximian im Hintergrund bleibt und die beiden Cäsaren jünger und weniger angesehen sind – begnügt sich nicht allein mit einer Reform der Monarchie.

Der ehemalige Krieger vom Balkan lässt sich als Kaiser vergöttlichen, bezeichnet sich selbst als besonderen Schützling des Göttervaters Jupiter und lässt sich mit dem Nimbus darstellen, dem eigentlich nur Unsterblichen vorbehaltenen Strahlenkranz um das Haupt. Zudem verlangt er von den Untertanen Kniefall und Kuss des Gewandzipfels (undenkbar für Herrscher wie Augustus oder Mark Aurel).

Literaturempfehlung: Ingemar König, „Die gallischen Usurpatoren von Postumus bis Tetricus", C. H. Beck: gelehrte Studie über die Geschichte und die Quellen des Sonderreiches.

Diokletian kommandiert inzwischen etwa eine halbe Million Soldaten, eingeteilt in 60 Legionen und diverse Hilfsverbände – und organisiert die gewaltig vergrößerte Armee neu: in Grenztruppen, die permanent einen Abschnitt bewachen, und in mobile Eingreifheere, die er jeweils dorthin wirft, wo die größte Gefahr droht. Nun werden nirgendwo mehr Grenzen entblößt.

Auch die Provinzen organisiert Diokletian neu – denn die erscheinen ihm als zu groß. Er zerlegt die alten etwa 50 Provinzen in rund 100 neue. Und überall trennt er nun militärische von ziviler Macht. Fortan ist in jeder Provinz ein Statthalter oberster Beamter, Richter und Steuereintreiber. Ein *dux* kommandiert die dort stationierten Truppen.

Zudem erschafft er eine vollkommen neue Verwaltungseinheit: die Diözese, in der jeweils mehrere Provinzen zusammengefasst sind. Effizienter soll das System sein – und sicherer. Denn wenn jetzt irgendwo ein Heerführer putscht, kann er nur noch auf eine wesentlich kleinere Gefolgschaft zugreifen als früher, in Zeiten größerer Provinzen.

Allerdings fördert Diokletian (wenn auch ungewollt) mit dem System der Kaiser im Westen und im Osten, mit den Diözesen und kleinteiligen Provinzen die Teilung des Imperiums in eine West- und eine Osthälfte. Das spätere Schicksal Westroms wie die Geschichte des Reiches von Byzanz haben ihre Wurzeln in dieser Politik.

Vier Kaiserhöfe, unzählige Verwaltungsposten, eine halbe Million Soldaten: Diokletian muss auch die Finanzen reformieren, um diesen Apparat von seinen Untertanen tragen zu lassen. Und das heißt: Er treibt Steuern ein.

Jeder Mann zwischen zwölf und 65 Jahren ist fortan abgabenpflichtig, jede Frau zwischen 14 und 65 (zum halben Satz). Heftig klagen Chronisten über „Bilder des Schreckens", wenn die kaiserlichen Steuerschätzer noch ins entlegenste Dorf kommen und Weinstöcke zählen (die sich besteuern lassen), wenn sie gnadenlos Jungen älter und Greise jünger schätzen, um die Zahl der Steuerpflichten zu erhöhen, wenn sie selbst vor der Folter nicht zurückschrecken, um wohlhabenden Bürgern versteckten Reichtum abzupressen.

Der Kaiser legt seinem Reich die Strenge einer Kaserne auf: Das Imperium ist nun ein Zwangsstaat, in dem der Arm des Herrschers in jeden Weiler ragt und jeder Untertan bis an die Grenze des Erträglichen belastet werden kann, damit nur jenes Reich fortbestehe.

Mehr als 20 Jahre lang kommandiert Diokletian das Imperium wie eine Legion. Seinen größten Triumph erlebt er zum Schluss: Am 1. Mai 305 gibt der Kaiser, kränklich und erschöpft, sein Amt auf und zieht sich in einen Palast in Dalmatien zurück. Sein Mitherrscher Maximian, loyal bis zum Ende, entsagt ebenfalls seiner Würde. Die beiden Cäsaren rücken zu Augusti auf, zwei neue Cäsaren werden ernannt.

Es ist ein Machtwechsel ohne Blutvergießen – und das erste Mal in drei Jahrhunderten, dass ein römischer Kaiser freiwillig und friedlich auf jenen Einfluss verzichtet, um den so viele Männer so lange mörderisch gekämpft haben.

Diokletian verbringt die Jahre bis zu seinem Tod, vermutlich 312, in einem Riesenpalast in Spalatum (Split). Wahrscheinlich gefürchtet von vielen wegen seiner Härte, geliebt nur von wenigen – aber wohl in dem Wissen, dass er, der letzte Soldatenkaiser, der Retter Roms aus dunkelster Zeit war.

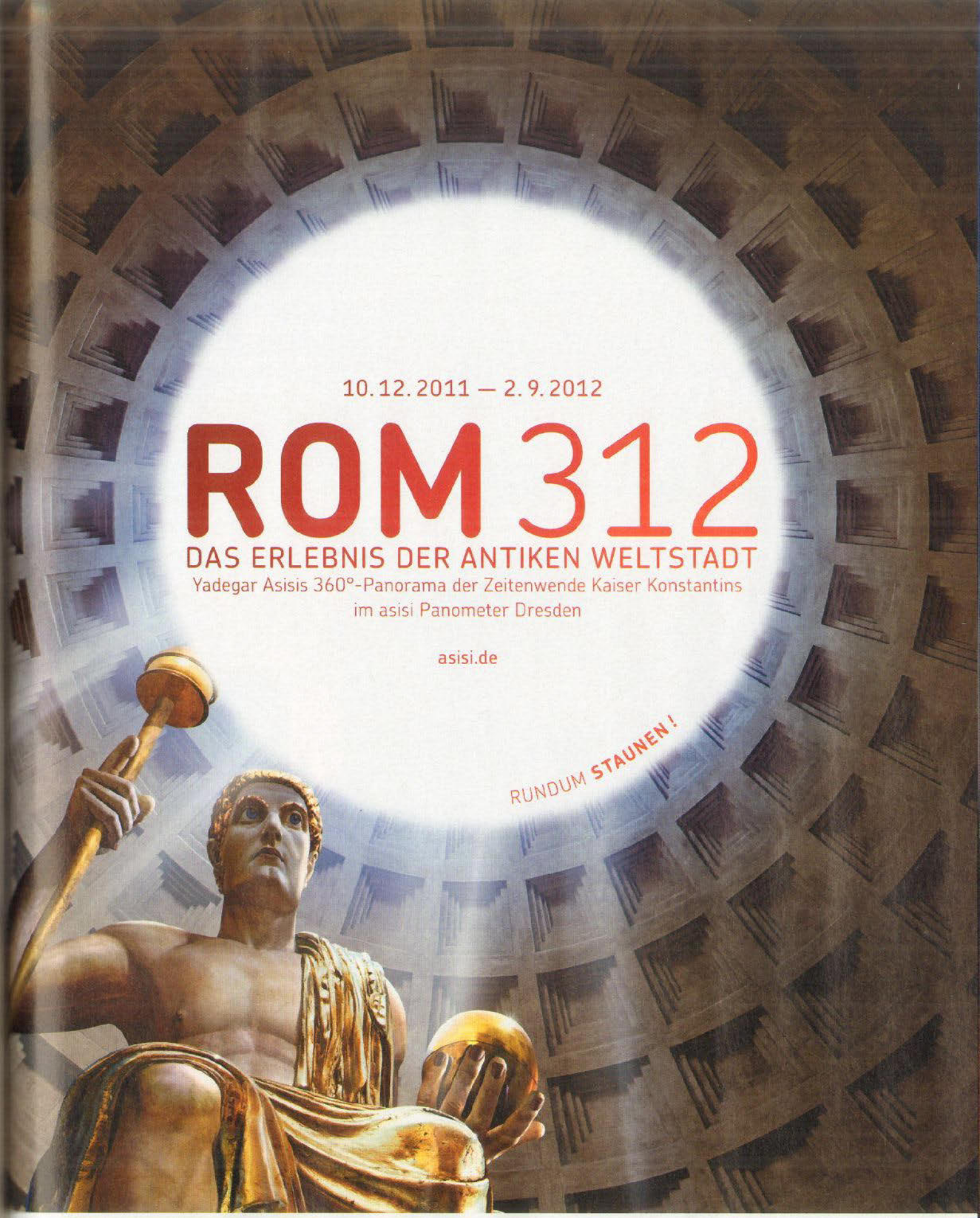
Auch 1100 Kilometer nordwestlich von Spalatum ist zu diesem Zeitpunkt längst wieder Ruhe eingekehrt.

Köln ist noch immer eine römische Großstadt an der Rheingrenze. Doch kein Kaiser residiert hier mehr, die Münzprägestätten sind in andere Residenzen verlegt worden. Ob der Meister, der einst das Porträt des Usurpators Postumus ins pure Gold prägte, mit ihnen gezogen ist, weiß niemand.

Und fast nichts erinnert mehr an die Jahre der Anarchie – bis auf einen steinernen Bogen des Nordtores. Dort waren einst die Namen von Valerian und Gallienus eingemeißelt. Zwar wurde die Inschrift ausgeschlagen, doch wer sehr genau hinsieht, kann noch die Namen der beiden vielleicht unglücklichsten aller unglücklichen Soldatenkaiser entziffern.

Bis heute. □

Cay Rademacher, 46, ist der Geschäftsführende Redakteur von GEO*EPOCHE*. Er hat unter anderem Alte Geschichte studiert – in Köln.

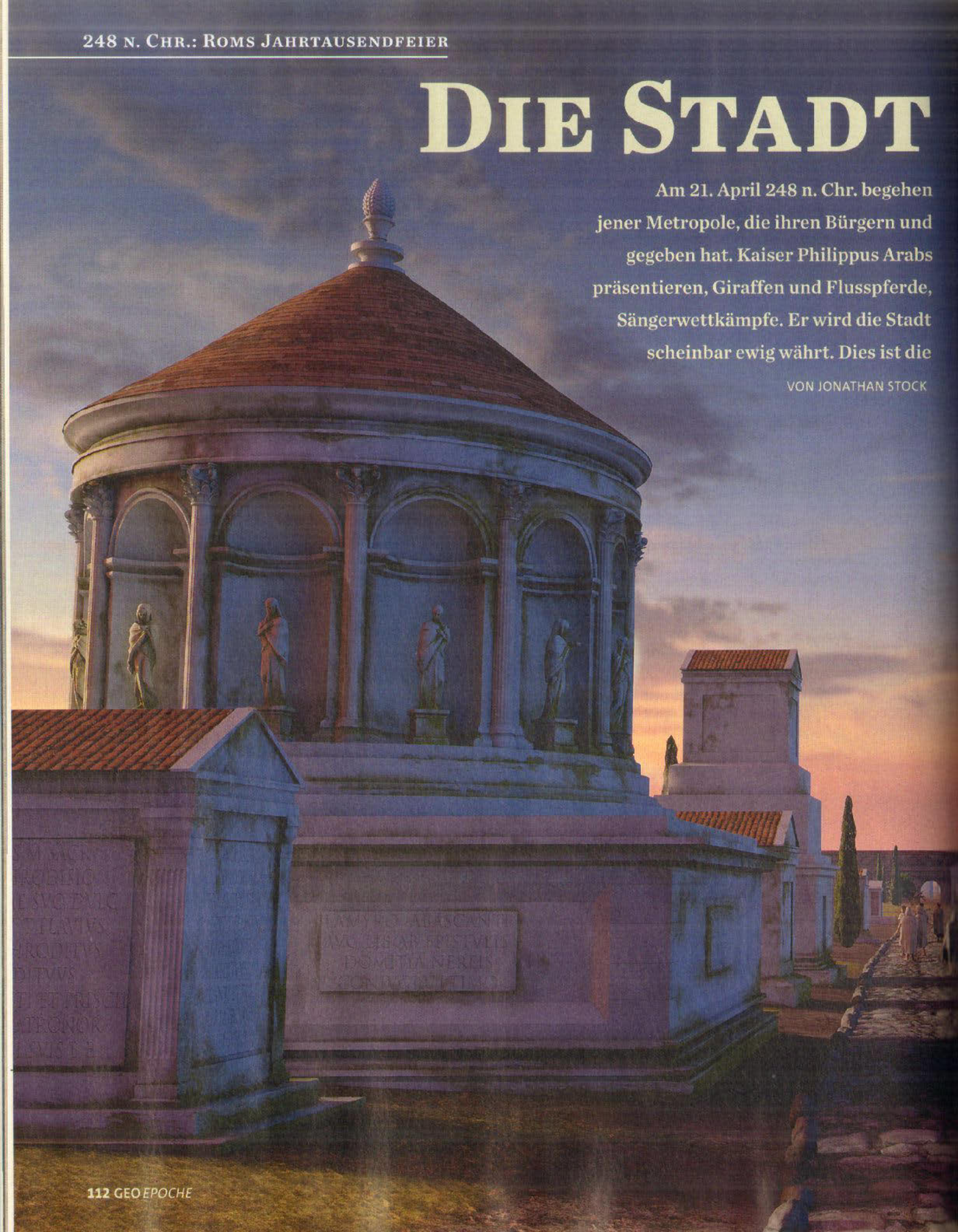


mit freundlicher Unterstützung der DREWAG
Preisträger des Dresdner Tourismuspreis 2008
asisi PANOMETER

DIE STADT

Am 21. April 248 n. Chr. begehen jener Metropole, die ihren Bürgern und gegeben hat. Kaiser Philippus Arabs präsentieren, Giraffen und Flusspferde, Sängerwettkämpfe. Er wird die Stadt scheinbar ewig währt. Dies ist die

VON JONATHAN STOCK



DER STÄDTE

die Römer den 1000. Geburtstag
einem ganzen Imperium den Namen
wird seinen Untertanen Elefanten
wird Wagenrennen veranstalten und
hochleben lassen, deren Ruhm
Geschichte der Nacht davor

ILLUSTRATIONEN: JOCHEN STUHRMANN
PRODUKTION: ANJA FRIES, JASMIN SCHÄFER



Händler nähern sich bei Sonnenuntergang mit ihren Wagen der Ewigen Stadt – tagsüber ist die Metropole für Fuhrwerke gesperrt. Auf der Via Appia passieren sie prächtige Grabbauten, die seit Jahrhunderten die Straße säumen, und werden schon bald die Bögen jenes Aquädukts erreichen, der die Caracalla-Thermen mit Wasser speist. Wie Rom im Jahr 248 ausgesehen hat, dafür gibt es nur wenige verlässliche Quellen. Sie bilden die Grundlage für die Rekonstruktionen auf dieser und den folgenden Seiten

Langsam senkt sich der Abend über den 20. April 248 unserer Zeitrechnung. Es ist der Abend vor dem 1000-jährigen Jubiläum der Stadt Rom, seit 635 Jahren von keiner fremden Macht besetzt, Kern des Imperiums, *caput mundi*, das Haupt der Welt, Residenz der Herrscher, eine Million Einwohner, größte Stadt der Erde, mehr als doppelt so groß wie jeder andere Ort dieser Zeit.

Nach ihrem eigenen Kalender leben die Römer im vierten Jahr des Kaisers Philippus Arabs, und dies ist Donnerstag, *dies iovis*, Tag des Jupiter, *ante diem XII calendas Maias*, zwölf Tage vor den Kalenden des Mai.

Die Sonne glüht schon rot über der Via Appia, einer von 16 Fernstraßen, die sternlinienförmig in die Stadt führen. Das Quietschen schlecht geschmierter Achsen ist zu hören und die klappernden Hufe der kaiserlichen Postpferde, deren Reiter manchmal mehr als 200 Kilometer am Tag zurücklegen.

Viele Reisende wandern zu Fuß, auf Wagen rollen Käfige mit exotischen Tieren für die blutigen Arenen Roms. Am Rand der Straße trotten Ziegen und Schafe, Schweine, Ochsen und Pferde, darunter Opfertiere für die Götter. Die weißen Tiere für die Herren des Himmels, die dunklen für die Unterwelt.

Auf dem sechs Mann breiten, dicht gefugten Basaltpflaster marschierten früher die Armeen zu Häfen des Mittelmeers, um ein Weltreich zu erobern; heute ziehen Soldaten im Urlaub unter Pinien zurück nach Rom. Pilgerfahrer sind unterwegs und Bürger, die ihre Beschwerden dem Kaiser persönlich vortragen wollen, so wie es ihr Recht ist. Auch Bauern wandern von ihren Höfen zu den großen Stadthäusern der Bürger, wo sie ihrem Patron am frühen Morgen die Aufwartung machen müssen.

Im April lässt sich gut reisen, nach den Stürmen des Winters und vor der Hitze des Sommers, in der viele Römer in die kühlen Hügel von Tuscia, der späteren Toskana, fliehen oder nach Baiae, an den Golf von Neapel.

Und vor allem wird in ein paar Stunden schon in der ganzen Stadt Flöten- und Zimbelklang, Tamburinschlag und Gesang erklingen, denn morgen wird Roms 1000. Jahr gefeiert.

Seinen 800. Geburtstag hat es unter Kaiser Claudius begangen, seinen 900. unter Antoninus Pius, jetzt also der 1000., unter Philippus Arabs, dem ersten Regenten des Imperiums, der aus der Provinz Arabien kommt. Kein Nachfahre eines Gottes ist er mehr, wie die alten Herrscher, sondern von der Armee erputscht, die in diesen Zeiten ihre Kaiser bestimmt und auswechselt wie missliche Mode. Es ist Roms letzter großer Geburtstag, in 100 Jahren wird niemand mehr feiern.

Gerade hat das Reich gegen die Perser verloren. Die Germanen bedrohen die Grenze. Kriege und Tributzahlungen treiben die Steuern in einigen Provinzen hoch. Selbst der Silbergehalt der Münzen nimmt ab, und nur zehn Jahre ist es her, dass sich die kaiserliche Leibgarde und die Bürger Roms in den Straßen der Stadt blutig bekämpft haben.

Philippus Arabs wird in gut einem Jahr tot sein, geschlagen von rebellierenden Truppen, und sein Sohn wird ermordet von den eigenen Leuten. Das alte Rom, wie es die Ahnen kannten, stirbt – aber es stirbt langsam und voller Pracht.

Wer auf der Via Appia die mückenverseuchten Pontinischen Sümpfe durchquert hat, an den Bauernhäusern nahe Rom vorbeizieht, erblickt bald Gärtnereien und Villen, die die Hügel der Umgebung bekrönen. Und irgendwann wird jeder Reisende den Willkommensgruß Roms erblicken: seine Gräber.

In zwei dichten Reihen liegen sie rechts und links der Straße. Tote innerhalb der Stadt zu begraben ist schon seit mehr als 600 Jahren verboten. Wer nach Rom will, wandelt deshalb durch Straßen der Toten.

So verzaubert ist die Metropole vom Tod, dass bei abendlichen Gesprächen über die Form des eigenen Grabmals gesprochen wird, von dem jeder weiß, das man es am besten schon zu den eigenen Lebzeiten erbauen lässt. Rom ist eine Stadt, in der Vereine gegründet werden, mit einer Aufnahmegebühr von 100 Sesterzen und monatlichen Beiträgen von wenig mehr als einer Sesterze, um den Grabschmuck zu sichern, und in der ein Fünftel aller erhaltenen juristischen Dokumente Testamente sind.

In dem Streben der Römer nach *honor*, Ehre, und *memoria*, Angedenken, ist der Tod immer gegenwärtig. Nur wenige Menschen werden 60 Jahre alt. Und fast die Hälfte aller Kinder stirbt schon im ersten Lebensjahr. Oft ist ihr Sterben am Kläglichsten, denn das Weinen, das man manchmal in den Wiesen vor den Toren Roms hören kann, stammt von ausgesetzten Neugeborenen; missgestaltet oder als unerwünschtes Mädchen geboren, liegen sie als *res vacantes*, als herrenlose Sachen, herum, bis sich ihrer vielleicht einer erbarmt.

Viele der ärmsten Römer, Sklaven, Gefangene und Bettler, werden nicht – wie es der Brauch ist – verbrannt, sondern in Massengräbern verscharrt, oft zusammen mit Tierkadavern und Müll.

Puticuli heißen diese Löcher, benannt nach *putescere*, verfaulen. In der größten dieser Gruben lagen einst 24 000 Körper. Über einem solchen Schandfleck am Rande Roms wurde allerdings schon unter Augustus ein Park angelegt, denn Wölfe und Raubvögel fraßen die Leichen, und Zauberweiber suchten dort ihre Kräuter.

Je weiter man sich der Stadt nähert, desto aufwendiger werden die Gräber: Stelen und unterirdische Gewölbe, Pyramiden, bepflanzte Erdkegel, Häuser und kleine Tempel mit Säulen, Kuppeln und Pilastern. Einige haben Durchmesser von fast 30 Metern. Ein Bäcker hat sein Grab als gigantischen Marmorofen bauen lassen.

Vor zwei Monaten sind die Familien zu den Gräbern gekommen, wie immer im Februar, um der Toten zu gedenken. Sie tranken Wein und schütteten ein paar Tropfen durch Röhren in die Gräber hinab, aßen Brot mit Salz, Früchte und Kuchen und ließen etwas davon in Tonkrügen am Grab, als Gaben für die Ahnen – aber auch als Opfer, um die Totengeister gnädig zu stimmen, vor denen man sich fürchtet.

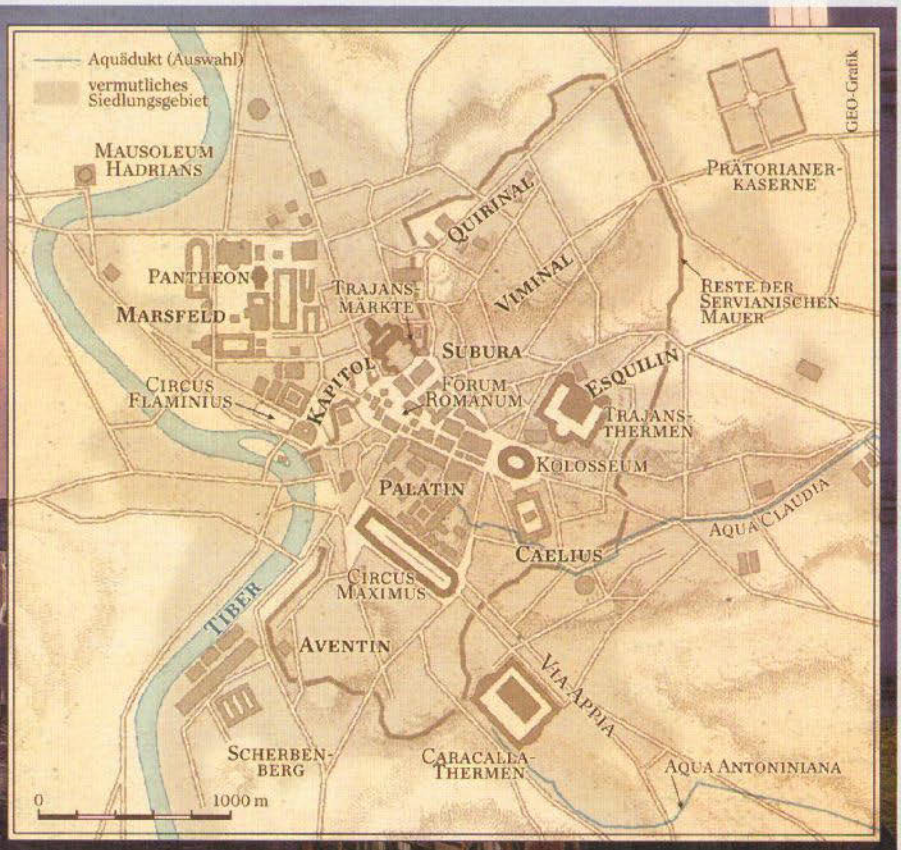
Die in Stein gehauenen Inschriften lesen sich wie Grüße der Toten: „Wanderer, du siehst mich als Leiche. Mein Name war Apollonis. Achtmal gewann ich die Spiele der Athleten, aber im neunten Boxkampf starb ich. Wanderer, spiele und lache, aber wisse, am Ende stirbst auch du."

Kein heilbringendes Paradies erwarten die meisten Römer, und so wollen die Reichen mit ihren Gräbern zumindest im Diesseits in Erinnerung bleiben. Die begehrtesten Plätze liegen deshalb direkt an der Straßenfront, an Kreuzungen und Stadttoren: nicht in der Ruhe eines Friedhofes, sondern den Lebenden ganz nah.

Keine Mauern oder Zäune trennen die Gräber von der vielbegangenen Straße. Es stinkt nach dem Urin der Reisenden, die sich nicht anders zu helfen wissen an diesen *loci religiosi*, den geweihten Orten.

Wer es sich leisten kann, bezahlt Wächter, die aufpassen, dass niemand Exkremente an den Ruhestätten seiner Ahnen hinterlässt, öffentliche Toiletten gibt es außerhalb der Stadt nicht. Wer nicht zahlt, an dessen Gräbern hängen schnell auch politische Schmähungen oder Annoncen käuflicher Damen. Selbst Obdachlose wohnen in manchen Ruhestätten, um die sich niemand mehr kümmert.

Wer zwischen den Totenorten wandert, der hat die Metropole bereits betreten. Denn Rom hat keine wirkliche Stadtgrenze. Seine alte Mauer aus Tuffsteinen, die Servianische Mauer, mehr als ein halbes Jahrtausend alt, ist schon lange überflüssig geworden. Kilometerweit hat die Stadt sich inzwischen darüber ausgedehnt, hat Wiesen und Felder verschlungen und sich weit ins Umland hineingefressen.



Um das Jahr 248 ist die Millionenstadt Rom längst über die jahrhundertealte Servianische Mauer hinausgewachsen. Kein Bollwerk schützt mehr die Kapitale am Tiber, so sicher fühlen sich die Römer

Rom ist unersättlich. Mindestens 200 000 Tonnen Weizen und 120 000 Tonnen Öl und Wein müssen Händler jedes Jahr in die Stadt karren. 50 Tonnen Kot und Urin sickern täglich in die Kanalisation. Ganze Flüsse strömen in die Erste Stadt der Welt, in 24 Stunden rinnen durchschnittlich rund 500 Millionen Liter Wasser durch ihre Aquädukte. Und fast einen Liter Wein trinkt jeder männliche Bewohner pro Tag, es ist ein Grundnahrungsmittel wie Brot.

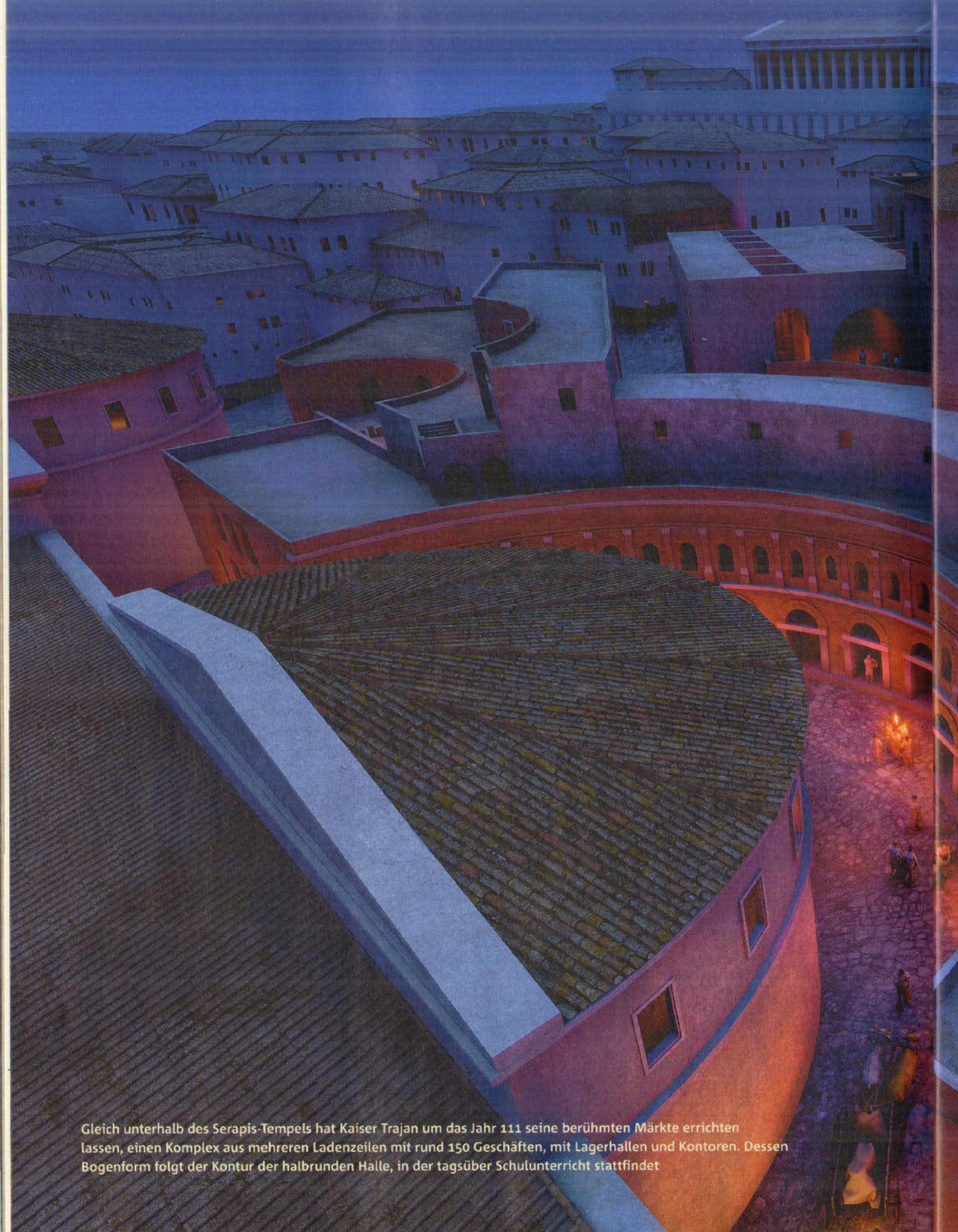
Dafür türmt sich außerhalb der Stadt ein Scherbenberg von 25 Millionen Amphoren, etwa so groß wie der kleinste der sieben Hügel Roms: 45 Meter hoch, mit einem Umfang von einem Kilometer.

Wer von der Via Appia ins Zentrum gelangen will, muss ihr von den Gräbern noch ein paar Kilometer weiter folgen, vor der Rennbahn des Circus Maximus nach rechts abbiegen, dann unter Bögen der Wasserleitung Aqua Claudia hindurchgehen, den Palatin links liegen lassen, und am Kolosseum vorbei – so kommt er in das Herz Roms.

Es ist vermutlich recht hell in dieser Aprilnacht, zumindest wenn keine Wolken über der Stadt den Mond verdunkeln, denn dem fehlt nur noch ein Viertel, um voll zu sein. Er spiegelt sich im Tiber und auf all den goldenen Tempeldächern, die sonst in Dunkelheit gehüllt sind, wie die Gebäude in allen römischen Städten. Straßenbeleuchtungen gibt es nur wenige. Nachts führen die Römer Laternen mit sich, und Sklaven weisen ihren Herren mit Fackeln den Weg.

Auch aus den Fenstern fällt kaum Licht. Spärlich reicht der Schein der Talgkerzen in den Wohnungen der Armen. Selbst die prächtigen Öllampen und Kandelaber der Villenbesitzer werden nur selten benutzt, da die blakenden Dochte alle Möbel und Kleidung mit einer feinen Rußschicht überziehen, die Luft stickig machen und die Gäste über den Geruch klagen lassen. Bei üppigen Gastmahlen brennt deshalb häufig nur eine Lampe.

Rom ist eine dunkle, aber laute Stadt. Denn im Gegensatz zum Land, wo das öffentliche Leben mit dem Einbruch der Dunkelheit erstirbt, versinkt Rom nie in Schlaf. Nie senkt sich Stille über diese

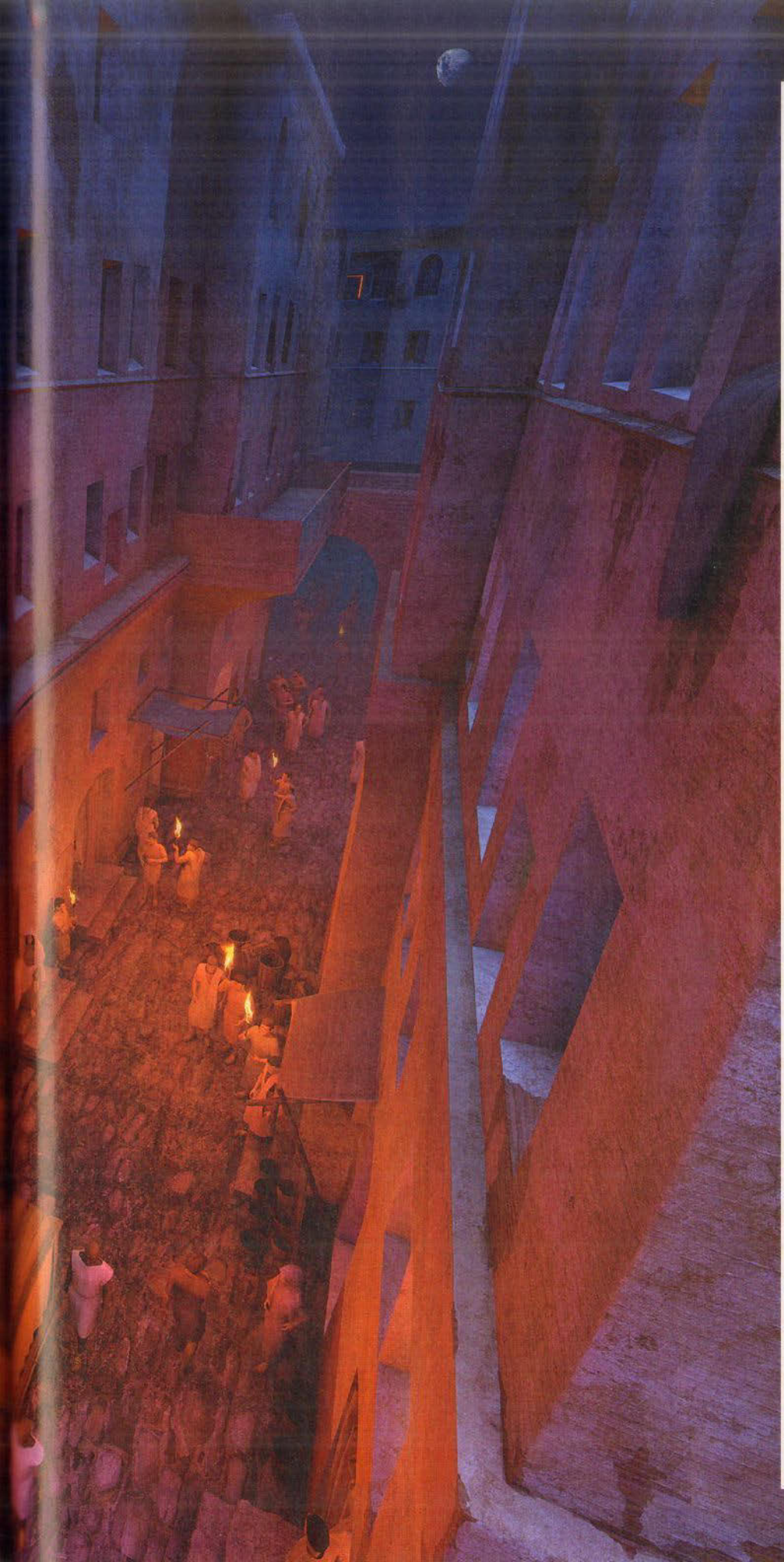


Gleich unterhalb des Serapis-Tempels hat Kaiser Trajan um das Jahr 111 seine berühmten Märkte errichten lassen, einen Komplex aus mehreren Ladenzeilen mit rund 150 Geschäften, mit Lagerhallen und Kontoren. Dessen Bogenform folgt der Kontur der halbrunden Halle, in der tagsüber Schulunterricht stattfindet





Erst bei Anbruch der Dunkelheit öffnen die Bordelle in der Subura, dem übervölkerten Armenviertel nordöstlich des Forum Romanum. Bis zu sechs Etagen hoch sind hier die *insulae*, die Mietskasernen, die oft so baufällig sind, dass sie plötzlich zusammenstürzen



Stadt des Glücksspiels, des Weins, der Musik, der käuflichen Liebe.

Clamosa urbs nennen ihre Bewohner sie, die „lärmerfüllte Stadt". Schlaf findet hier nur, wer reich ist, sagte Juvenal. In Rom, meinte der um 60 n. Chr. geborene Satiriker, stürben die Menschen letzten Endes an Schlaflosigkeit, die Flüche der Karrenlenker würden sogar einen tauben Mann wach halten.

Denn seit Caesars Zeiten gilt das Nachtfahrgebot für Wagen, um tagsüber ein Verkehrschaos zu vermeiden. Menschenmassen schieben sich dann durch die Gassen – mit Fuhrwerken wäre kein Vorwärtskommen mehr. Und so muss auch absteigen, wer am Tag beritten in der Stadt ankommt, und zu Fuß weitergehen oder sich in hölzernen, mit Kissen ausstaffierten Sänften tragen lassen.

Ausnahmegenehmigungen erhalten nur die Transporte öffentlicher Bauten sowie Müllkarren und die silberbeschlagenen Luxuswagen einiger hoher Beamter und Senatoren.

Die meisten Gefährte aber rumpeln nachts über das grobe Pflaster, quietschen in den engen, gewundenen Gassen, Passagiere steigen aus, unterhalten sich, Treiber und Pferdeknechte schimpfen. Der Lärm der Räder ist ein ständiges Hintergrundgeräusch.

Mehrere Tausend Menschen müssen es sein, die im nächtlichen Rom unterwegs sind, darunter die 7000 Mann der Feuerwehr, die nachts mit Feuereimern und Äxten patrouillieren.

In deren Zuständigkeitsbereich fallen neben Brandstiftern auch Einbrecher, Diebe, Räuber, Hehler. Gegen betrunkene Nachtschwärmer aber kann die Schutztruppe kaum etwas ausrichten.

Vor allem Jugendliche ziehen in Gruppen pöbelnd durch die Straßen, brechen Läden auf, randalieren, belästigen Frauen und verprügeln deren Begleiter. Oft sind es reiche Jugendliche, die meist keine Strafe zu fürchten brauchen, selbst manche Kaiser sollen in ihren jungen Jahren dazugehört haben.

Am schlimmsten geht es wohl in der Subura zu, im Tal zwischen den Hügeln Esquilin und Viminal, direkt neben der Wohnstätte der Götter auf dem Kapitol und dem Palast des Kaisers auf dem Palatin. Hier wohnen Tagelöhner und

Handwerker, öffnen abends die Absteigen, Bordelle, Dirnenwohnungen und Kneipen. Auch die Sklaven der Subura genießen einen schlechten Ruf, und man bekommt nicht viel für sie gezahlt. In der Niederung leben die Armen, während oben auf den Hügeln die Reichen hinter ihren lärmschluckenden Gärten auf sie herabblicken. Dort, wo sie das Hochwasser des Tibers nicht fürchten müssen, das Tierhäute und Aas durch die Straßen treibt und längst verschwunden geglaubten Müll aus der Kanalisation empordrückt.

Fervens Subura, „kochende Subura", heißt das Viertel, *vigilax* sei es, stets wach, unentwegt geschäftig. Tagsüber hört man hier das Hämmern der Schmieden, Woll- und Leinenmacher feilschen um ihre Stoffe, Buchhändler hängen Werke prominenter Autoren an die Ladentüren. Früher, vor seiner Laufbahn, wohnte hier auch ein großer Mann mit dunklen, lebhaften Augen, der stets gut frisiert aus dem Hause ging. Sein Name: Gaius Iulius Caesar.

Düster und verräuchert sind die Kneipen, der Geruch von fettem Fleisch und der Dampf gebratener Würste hängen in der Luft, das Klappern der Schüsseln übertönt kaum das Würfelspiel aus dem Hinterzimmer. Wanzen und Flöhe hängen in den Polstern, Obdachlose verbringen hier manchmal die ganze Nacht.

In diesen Spelunken treffen sich nicht die Reichen, die beim Trinken standesgemäß liegen und nicht auf den Bänken des Wirtshauses Platz nehmen müssen, sondern Handwerker und Lohnarbeiter, Lastenträger und Matrosen, Sklaven und Freigelassene.

Ihre Zimmer daheim sind zu klein, um Freunde einzuladen, die wenigsten haben Kochstellen, um sich Essen zuzubereiten. Die Kneipe ist für sie Ersatzwohnung, wo der Wirt über den gemauerten Tresen Wein reicht, der aus Amphoren fließt: billiger, mit Wasser verdünnter Landwein, aber vielleicht auch der berühmte, oft gut 20 Jahre lang gereifte Falerner.

Draußen riecht es nicht nach teurem Rosenöl oder Safran, sondern nach den schweren orientalischen Parfüms der Prostituierten, die gleich am Eingang der Subura ihre Dienste anbieten. Auch von wohlhabenden Männern werden sie begehrt – als Stand aber verachtet. Eine Erbschaft oder die Heirat in höhere Schichten bleibt ihnen verwehrt, *infames* sind sie alle: von üblem Ruf.

Und selbst sie haben noch ihre eigene Hierarchie: ganz oben die *amicae*, die Freundinnen – Edel-Prostituierte, die keinen festen Lohn verlangen, sich aber reich beschenken lassen. Ganz unten die Grabmals-Dirnen, die sich an den Ausfallstraßen der Stadt verkaufen müssen. Meistens sind es Sklavinnen, von ihren Herren gezwungen, sich zu verkaufen, oder Freigelassene, die sich nicht anders zu helfen wissen, auch junge Männer und Knaben darunter.

Etwa 45 Bordelle zählt die Stadt offiziell, aber wahrscheinlich sind es weit mehr, denn viele Kneipen tarnen sich, in ihnen schenken Dirnen den Wein aus.

Zinnober tragen sie auf den Wangen, weißen Ton als Puder, die Lider mit Ruß nachgezogen, Körperhaare mit Pechpflastern ausgerissen oder mit heißen Nussschalen abgesengt. Da blondes Haar besonders begehrt ist, bieten Händler etwa beim Circus Flaminius entsprechende Perücken an und wohl auch künstliche Augenbrauen.

Die Bordelle sind meist schlicht und schmucklos. Nur über manchen Zimmertüren verheißen Fresken vornehm gepolsterte Liegen, Kissen und Decken, in mit Girlanden geschmückten Gemächern. Tatsächlich sind die Räume eng, stickig und mit einem schmalen Steinbett ausgestattet. Wie Verschläge wirken sie; *stabulum*, Stall, nennen Zuhälter den Arbeitsplatz der Mädchen.

Viele Kunden ziehen auf den Liegen nicht einmal die Schuhe aus. Der Preis liegt mit mindestens einem As ungewöhnlich niedrig – ein Lohnarbeiter verdient meist mehr als 15 Asse täglich.

Dabei kassiert seit einem Dekret von Kaiser Caligula die Stadt noch mit am kargen Liebeslohn, und so profitabel ist diese Steuer, dass noch die christlichen Herrscher der Spätantike an ihr festhalten werden.

Heirat ist in Rom meist eine politische und soziale Verbindung, keine romantische. Zwar sind die prüden Zeiten der Republik vorbei, als ein Senator seinen elitären Status verlor, weil er seine Frau in der Öffentlichkeit küsste, als Sex am Tag als unanständig galt und eine Lampe in der Nacht als unmoralisch.

Aber der Akt ist immer noch allein zur Zeugung von legitimen Nachkommen bestimmt und nicht, damit Mann oder gar Ehefrau Lust verspüren. Wer sich dafür mit Prostituierten einlässt, begeht nach dem Gesetz keinen Ehebruch. Geschlechtsverkehr mit unverheirateten, frei geborenen Frauen aber wird mit hohen Geldstrafen geahndet.

So gelten die käuflichen Mädchen auch als Schutz gegen die Verführung heiratsfähiger Töchter. Beistand und Hoffnung können die Prostituierten meist nur bei ihrer Schutzpatronin finden: Flora, der Göttin des Frühlings.

Sie ist nur eine von vielen Gottheiten, denn Rom ist nicht nur Arbeitsplatz der Dirnen, sondern auch Heimstatt zahlloser Heiligtümer. Die Römer verehren vor allem Jupiter, den Göttervater, und Mars, den Gott des Krieges, aber sie flehen auch Göttinnen wie Fortuna oder Viktoria an, Verkörperungen des Glücks und des Sieges. Selbst dem Fluss Tiber huldigen sie als Gottheit.

Auch Isis, die ägyptische Göttin des Nordens, hat hier ihre Anhänger. Und jeder Römer weiß, dass es höhere Wesen gibt, von denen er noch nie gehört hat. Darum fragen Roms Priester vor der Eroberung feindlicher Städte deren Götter, ob sie die Stadt nicht schon vor der Schlacht verlassen wollen, um im prächtigen Rom verehrt zu werden.

Das Christentum ist hier nur ein Glaube von vielen, und der vatikanische Hügel eine öde, morastige Anhöhe, von der man glaubt, sie sei verhext.

Weitaus mächtiger ist in der Stadt ein geheimnisvoller Kult, dessen Anhänger sich im Verborgenen treffen, an die Macht des Blutes glauben und deren Schriften bis auf das Fragment eines Papyrus verloren gegangen sind: der Kult des Mithras. Ihren Gott ehren sie wohl nach Einbruch der Dunkelheit in mehr als 700 unterirdischen Tempeln, die sie über geheime Stiegen erreichen, und über Labyrinthe aus Gängen, in denen gewöhnlich Brennholz oder die schmut-

zige Wäsche der öffentlichen Bäder transportiert wird. In der schweren, feuchten Luft ihrer steinernen Säle, im Dämmerlicht von Fackeln werden die Gefolgsleute empfangen. Nicht der Schutz der Finsternis zieht sie an, sondern das Angedenken an Mithras, der einst aus Felsen geboren wurde.

Seine Anhänger glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an die Auferstehung der Toten. Jeder Gemeinde steht ein Priester vor, der den Beistand der Gottheit im Leben und die Weiterexistenz im Jenseits verspricht. Und wie im Christentum feiern sie die Taufe und teilen bei ihren Kultmahlen das Brot. Selbst der Geburtstag ihres Gottes liegt am 25. Dezember.

Aus Persien kommen die Versatzstücke dieser Religion, aber erst in Rom wurde der Glaube zu einem eingeschworenen Geheimkult. Er kreist um Mithras, der einst einen göttlichen Stier getötet hat, aus dessen Blut alle lebenden Wesen entstehen. Erzählt wird der Mord als Schöpfungsakt, die Geschichte eines Sieges des Guten gegen das Böse, und die Reinigung der Seele durch den Kampf.

Die klare Weltsicht des Mithraskultes, in der Ordnung und Pflichterfüllung zählen, und zu der nur Männer zugelassen sind, ist ungeheuer beliebt unter Soldaten und Beamten aus allen Schichten. Sie tragen den Kult in alle Teile des Reiches.

Selbst Kaiser Commodus hat sich am Ende des 2. Jahrhunderts in die Mysterien einweihen lassen. Und über Jahrhunderte werden die Gläubigen durch ihre Nähe zu den Kaisern begünstigt.

Der wohl größte Versammlungsort der Mithrasgläubigen liegt im Süden der Stadt: ein 23 Meter langes und fast zehn Meter breites unterirdisches Gewölbe für ihren Gott. Hier versammeln sich die Anhänger, sitzen auf den Bänken an beiden Seiten. An der Schmalseite gegenüber dem Eingang haben sie wahrscheinlich eine gemeißelte Statue aufgerichtet, die den Gott mit dem erstochenen Stier zeigt.

Gläubige verdecken wohl mit Vogelmasken das Gesicht, haben Brandzeichen auf der Stirn, Hände und Zunge voll von Honig, einige tragen Strahlenkronen, andere reich verzierte Kappen. Es sind die Zeichen ihrer Hierarchie, vom Raben zum Bräutigam, vom Soldaten zum Löwen, vom Sonnenläufer zum Vater, dem höchsten Grad.

Wie ihre Riten genau ablaufen, ist unbekannt, wenige Quellen sind hinterlassen, nur aus den Inschriften und Fresken lassen sich Deutungen ziehen und aus den Zeugnissen der frühen Christen. So wie alle Mysterienkulte kreist dieser um ein Geheimnis, das sich nur Eingeweihten erschließt. Wer mitmacht, muss schweigen.

So gibt es nur Gerüchte über Feste, die angeblich bis zu 50 Tage dauern, und Härteprüfungen, bei denen Anhänger 20 Tage im Schnee liegen. In den Katakomben Roms sollen sie das Blut von Opferstieren auf Anhänger herabrinnen lassen, um den Sieg ihres Gottes nachzustellen.

Das grösste Heiligtum des Mithras liegt unter den Thermen, die Kaiser Caracalla einige Jahrzehnte zuvor an der Via Appia eröffnet hat, dem größten Badehaus der Stadt, an dem 10 000 Mann fünf Jahre gearbeitet und allein 15 Millionen Ziegel für die Fundamente verlegt haben, darüber eine Kuppel mit einem Durchmesser von 35 Metern.

Während der Bauarbeiten haben die Soldaten in den Katakomben das Heiligtum für Mithras angelegt. Gewiss mit Wissen des Kaisers. Denn der war stets bemüht sich ihre Treue zu sichern.

Während hier in den dunklen Stunden die Anhänger des Mithras ihre Opfer vollziehen, hört man tagsüber den gepressten Atem der Sportler, die Bleigewichte stemmen, Ballspieler zählen ihre Pässe, und Achselhaarausrupfer bieten mit schriller Stimme ihre Dienste an, ebenso wie Wurstverkäufer, Zuckerbäcker und die Betreiber der Garküchen.

Der Eintritt kostet wenig. Täglich gehen deshalb Tausende in die Thermen, die meist von vormittags bis zum Einbruch der Dunkelheit geöffnet haben.

Dort, zwischen teurem Marmor und prächtigen Mosaiken, Statuen und Stuck, baden Senatoren genauso wie die *plebs*, das Volk, lesen in der Bibliothek oder trinken Wein. Zum Waschen benutzen sie duftendes Öl und *strigilis*, einen sichelförmigen Schabehaken aus Metall, genießen Dampfbad, Kaltbaderaum, Warmwasserbad, Turnhalle, Bibliothek und einen eigenen Saal für das Salben, Schminken und Parfümieren.

Macht und Größe soll die Architektur demonstrieren. Vergessen sind für ein paar Stunden die dunklen, wasser- und heizungslosen Unterkünfte der meisten Einwohner Roms. Hier wird Feuer und Wasser beherrscht, steht im Überfluss zur Verfügung, ein Luxus, der das Volk befriedigt – und beruhigt.

Die riesigen Heizfeuer unter den Fußböden, die Tag und Nacht mit Holzkohle genährt werden, erwärmen das Wasser auf 37 Grad Celsius (und tragen derart zum Holzmangel Italiens bei, dass Rom zeitweise ganze Ladungen aus Nordafrika importieren muss). Das Wasser bringt der Aquädukt Aqua Antoniniana, eine Abzweigung der Aqua Marcia, in die Caracalla-Thermen, direkt aus Quellen der Sabiner Berge.

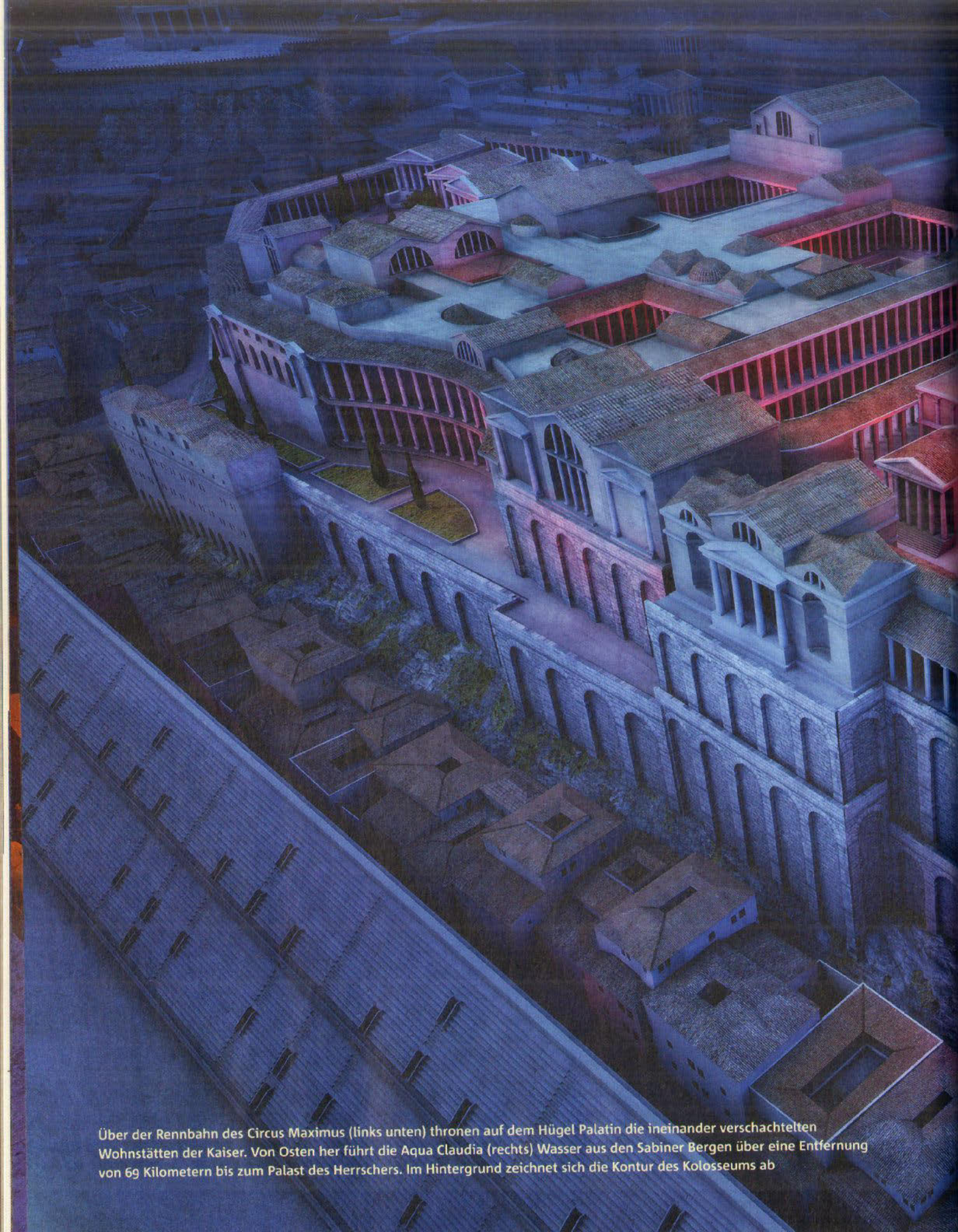
Die *balnea mixta*, gemeinsames Baden, ist üblich. Zwar wird das Nacktbaden immer mal wieder von besonders sittenstrengen Kaisern untersagt – erfolgreich scheinen diese Verbote aber nicht zu sein.

Und doch ist es keine Gleichheit, die hier gelebt wird. Denn auch wenn sich die Reichen ebenso wie die Plebs in die Therme begeben, so finden die Bessergestellten doch stets Wege, sich vom einfachen Volk abzugrenzen: sei es durch Kämme aus Silber oder sieben Ringe am Finger – oder durch ein großes Sklavengefolge, das den Herrn mit einer Sänfte ins Bad trägt, ihn mit großem Aufwand seiner teuren Kleidung entledigt und seinen Rücken vor aller Augen mit teurem Öl massiert.

Wer in die Caracalla-Thermen geht, nimmt sich Zeit. Nicht ein kurzes Bad ist das Ziel, sondern stundenlanges Genießen, großer Luxus – für wenig Geld.

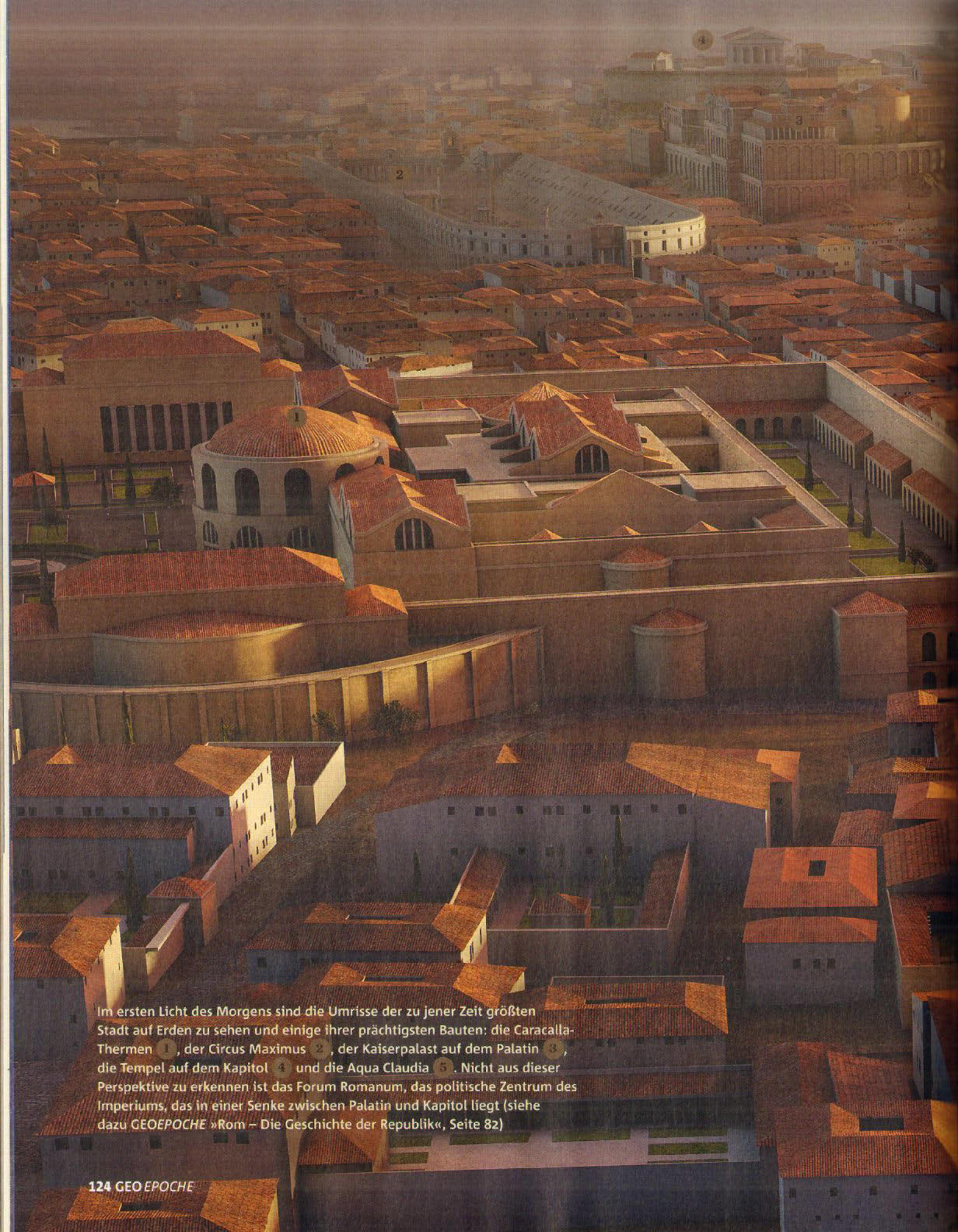
Ein halbes Dutzend solcher Reinigungspaläste und Hunderte kleinerer Bäder stehen für die Körperpflege zur Verfügung. Wohl 20 000 Menschen gehen pro Tag in die Thermen, nirgendwo sonst im Reich ist das möglich.

Jeder Palast muss noch größer sein als seine Vorgänger, hinter die Erwartungen der Massen darf keiner zurückfallen. Und mit dem Luxus, den Rom im

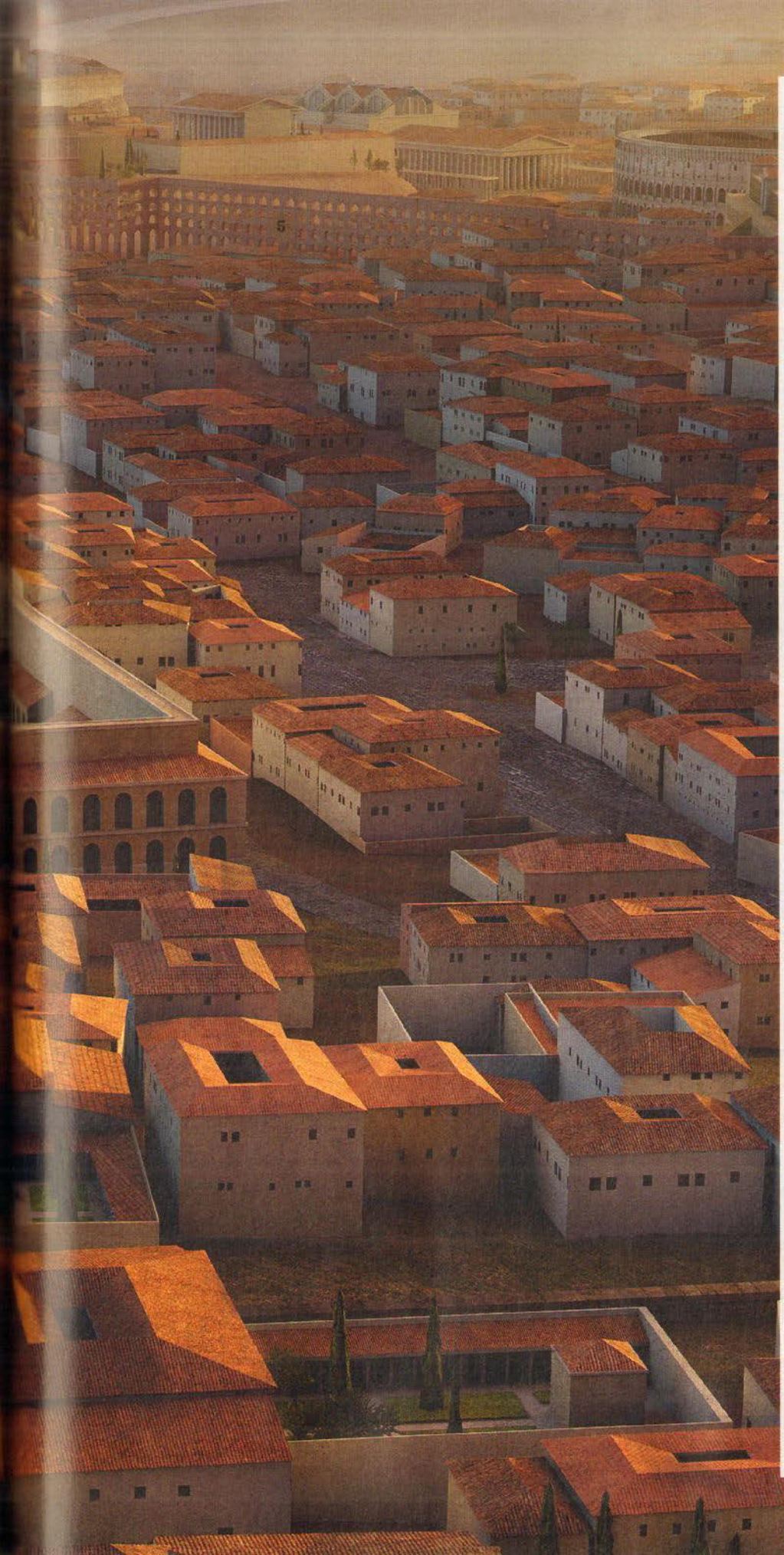


Über der Rennbahn des Circus Maximus (links unten) thronen auf dem Hügel Palatin die ineinander verschachtelten Wohnstätten der Kaiser. Von Osten her führt die Aqua Claudia (rechts) Wasser aus den Sabiner Bergen über eine Entfernung von 69 Kilometern bis zum Palast des Herrschers. Im Hintergrund zeichnet sich die Kontur des Kolosseums ab





Im ersten Licht des Morgens sind die Umrisse der zu jener Zeit größten Stadt auf Erden zu sehen und einige ihrer prächtigsten Bauten: die Caracalla-Thermen 1, der Circus Maximus 2, der Kaiserpalast auf dem Palatin 3, die Tempel auf dem Kapitol 4 und die Aqua Claudia 5. Nicht aus dieser Perspektive zu erkennen ist das Forum Romanum, das politische Zentrum des Imperiums, das in einer Senke zwischen Palatin und Kapitol liegt (siehe dazu GEO*EPOCHE* »Rom – Die Geschichte der Republik«, Seite 82)



Großen vorlebt, wollen die Reichen auch im Kleinen protzen: Im ständigen Streit um Status und Geltung bauen sie sich eigene Thermen, mit Wasserhähnen aus Silber und Böden aus numidischem Marmor.

Aber nun, in den Nachtstunden, sind die öffentlichen Bäder geschlossen, und bei den feudalen Gastmählern oder kargen Essen wird über die Weißen, Roten, Blauen und Grünen geredet: die nach Farben benannten Rennställe im Circus Maximus, die miteinander konkurrieren, und über die Wetteinsätze, die Erfolgsaussichten.

Nur wer Geld hat, kann sich seine Freunde nach Hause einladen. Denn dafür braucht man Platz, und der ist in Rom umkämpft. Bei den Tafelgelagen der Reichen sollen Geist und Magen angeregt werden. Manchmal geben die Gastgeber eigene literarische Werke zum Besten oder lassen Sklaven aus Klassikern vorlesen.

Beliebter sind Sänger, Tänzer oder Musikanten. In den besten Häusern treten Musiksklaven auf, die eigens für Hauskonzerte zur Verfügung stehen.

Wer in dieser Nacht nicht schon feiert, versucht zu schlafen, denn die Arbeit – sei es als Handwerker, Lastenträger, Lohnarbeiter im Straßenbau oder Verkäufer in Geschäften – dauert jeden Tag so lange, wie die Sonne am Himmel steht. Und für die meisten ist es ein Leben voller Arbeit, die sie nur im Schlaf vergessen können. Und im Traum.

Träume sind Berührungen mit dem Übersinnlichen, weil sich die Seele im Schlaf von der leiblichen Hülle löst. Oder aber die Seele taucht im Schlaf in die Tiefe des Körpers und nimmt auf diese Weise verborgene Krankheiten und Verfassungen wahr – so jedenfalls vermutete es der legendäre Galenus, der vor mehr als 100 Jahren verstorbene große Arzt der Kaiser und Gladiatoren.

Und während Rom noch träumt und die Astrologen auf dem Kapitol aus den Bahnen der Sternschnuppen die Zukunft deuten, sterben auch in dieser Nacht Menschen in der Millionenstadt, werden andere geboren, sinkt und steigt die Zahl der Lebenden – wie der Brustkorb eines großen, atmenden Tieres.

Die Schreie der Neugeborenen hallen wieder in den *insulae*, den bis zu sechsstöckigen Mietskasernen, wie in den kleineren *domus*, den Stadthäusern. Meist unterstützt nur eine Hebamme die Gebärende, selten ein Arzt.

Die werdende Mutter liegt ausgestreckt auf einer Liege in den Wehen oder sitzend im Gebärstuhl. Die Hebamme ruft die Göttinnen der Geburt an, Carmentis, Iuno und Lucina. Nach der Niederkunft hebt sie das Kind auf, badet und wickelt es, bevor es dem Vater präsentiert wird.

Ist es ein Junge – und will der Erzeuger ihn als Sohn anerkennen –, nimmt er ihn auf den Arm, hängt Kränze zur Feier an die Haustür und lässt den Beweis seiner Zeugungsfähigkeit auf den Tafeln der Stadt verkünden. Ist es dagegen ein Mädchen, instruiert er nur eine seiner Frauen oder Sklaven, es zu ernähren.

Wenn er es nicht will, lässt er es auf dem Flur liegen, und ein Sklave wird das Kind aussetzen, draußen, vielleicht zwischen den Gräbern vor der Stadt.

Das ist grausam, aber Rom ist grausam: den Legenden nach nur durch die Vergewaltigung einer Jungfrau durch den Gott Mars entstanden und durch den Mord ihres Sohnes Romulus an seinem Bruder Remus.

Wer aber Glück hat, der wird auf einem der besseren Hügel geboren, hoch genug für frische Luft. Die Kosten für ein Stadthaus liegen freilich bei 500 000 Denar – das ist für fast alle unbezahlbar, ein Legionär verdient im Jahr 450 Denar.

In der schmalen Front eines solchen Domus, vom Lärm der Stadt gedämpft, gibt ein Eingang mit einer Holztür den Blick ins Innere frei.

Dort wacht der Pförtner und oft auch ein Hund, vor dem auf Schildern mit der Aufschrift *cave canem* gewarnt wird: „Hüte dich vor dem Hund." Schwarze Tiere sind am begehrtesten

Hinter dem Eingang, im *vestibulum*, lässt der Besucher die Schuhe und seine Straßenkleidung. Hier hängen die Totenmasken der Vorfahren, denn jeder Bürger steht in der Reihe seiner Ahnen.

Das Haus ist um ein *atrium* gebaut, einen nach oben offenen Hof, durch den der Qualm der Kochfeuer zieht. Von hier aus servieren die Diener das Essen – und bei Festen den besseren Wein aus den Amphoren: mit Etiketten, die Sorte, Alter und Erzeuger angeben und mit Gips oder Pech verschlossen sind.

Rom hat alles, aber will noch mehr. Selbst die Natur will die Stadt bezwingen. Reiche Villenbesitzer gefallen sich darin, ihre Häuser an den schwierigsten Hanglagen zu bauen, um damit anzugeben, dass ihnen auch das möglich ist.

Roms Leitungen lassen Wasser bergauf fließen, und seine Straßen überwinden jeden Sumpf und jede Schlucht. Rom unterhält Schiffsflotten nur für den Zweck, tonnenschwere Marmorblöcke aus den Steinbrüchen des Imperiums in die Hauptstadt zu bringen.

Domina Roma, die Weltherrin Rom, soll nicht nur die Völker der Welt beherrschen, sondern auch Stein und Baum, Erde und Wasser.

So ist es auch zur Tausendjahrfeier, die an diesem Morgen, dem 21. April 248, beginnt, nachdem die ersten Sonnenstrahlen die mit Gold überzogenen Tempeldächer der Stadt, die Marmorsäulen, die Fassaden der Thermen, Arenen und Theater zum Leuchten gebracht haben.

Wenige antike Texte bezeugen dieses Fest, das drei Tage lang andauert. Aber auf dem Marsfeld im Norden der Stadt brennen vermutlich bis jeweils in die Nacht die Fackeln und Pechpfannen, sprechen die Schauspieler des Theaters ihre Rollen zu Ehren der Metropole.

Der Kaiser lässt 32 Elefanten in den *circus* treiben, zehn Elche, zehn Tiger, 60 zahme Löwen, zehn Hyänen, sechs Flusspferde, zehn Giraffen sowie 40 Wildpferde. Im Circus rasen die Wagen um die Wette, und in der Arena kämpfen die Gladiatoren bis aufs Blut. Und ein Mann namens Valerius Eclectus erlangt einen goldenen Preis für den Sieg im Wettkampf der Sänger.

Am letzten dieser drei Tage ist die Ewige Stadt endgültig wieder ein Jahr älter geworden: diese wohl beeindruckendste aller Metropolen, deren Geschichte immer größer wird, je mehr sie altert, deren Vergangenheit wächst mit der Zeit und deren Legenden zu Riesen werden.

Und die doch, ein paar Jahrhunderte später, nach den Überfällen der Goten und Vandalen, zu Teilen in Trümmern liegen wird, die Reste ihrer Tempel und Paläste bald von Pflanzen überwuchert.

Erst im 19. Jahrhundert werden London und Paris die Einwohnerzahl Roms von einer Million Menschen erreichen, erst weit mehr als anderthalb Jahrtausende nach dem Ende Roms werden Städte wieder an die Errungenschaften der Tibermetropole anknüpfen, mit fließendem Wasser, mit einer Verkehrsberuhigung für die Innenstadt und Müllbeseitigung für Hunderttausende.

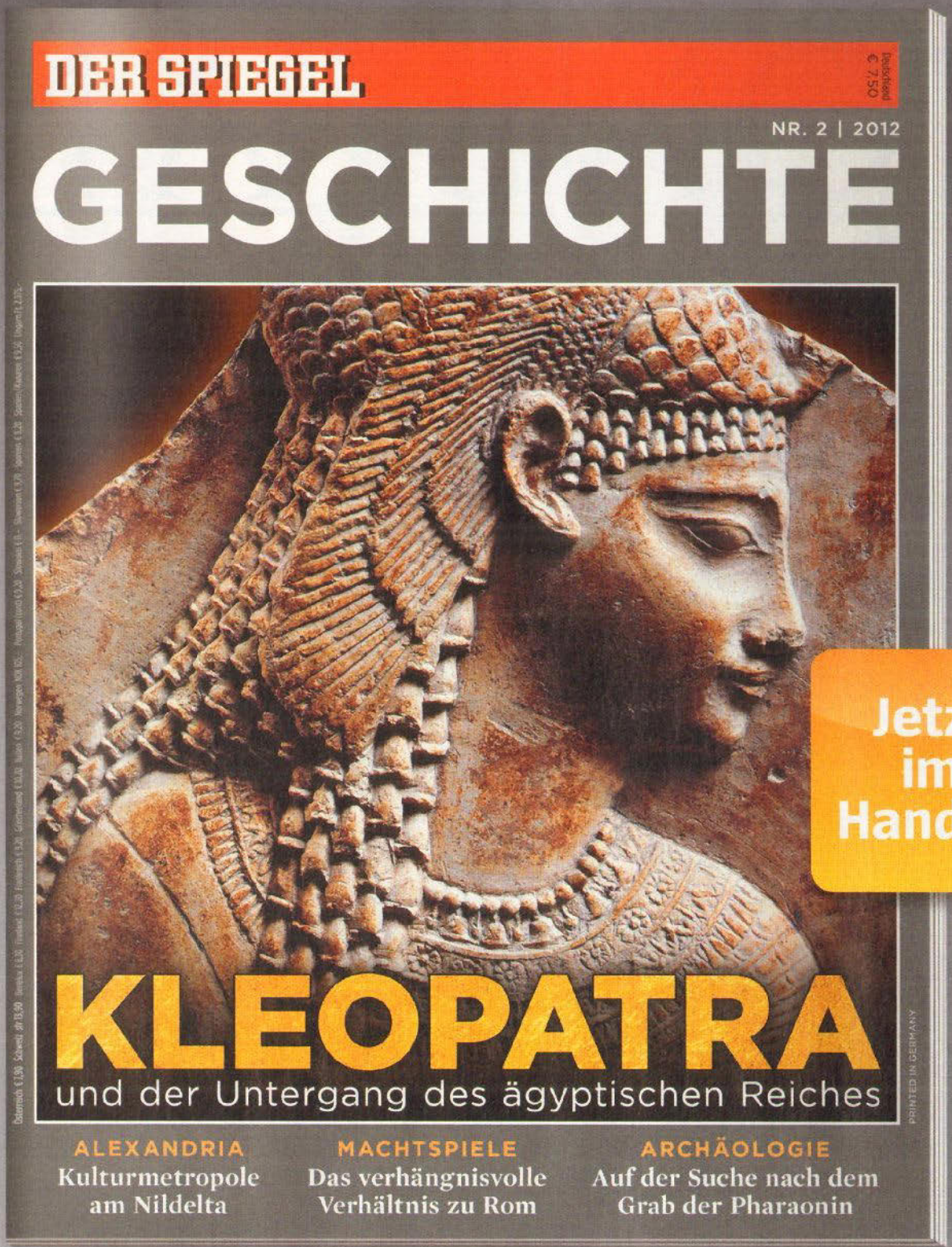
Und mag das Rom des goldenen Zeitalters auch unwiderruflich zerstört sein, die Idee dieser Stadt bleibt bestehen, beherrscht noch Jahrhunderte später ganz Europa und den größten Teil der westlichen Welt.

Der Palatin-Hügel, der Kaisersitz Roms, wird Namensgeber für den italienischen *palazzo*, den französischen *palais*, den englischen *palace* und den deutschen Palast. Nach dem Kapitol-Hügel wird das Kapitol in Washington und nahezu jedes Parlamentsgebäude der US-Bundesstaaten benannt. Die Caracalla-Thermen werden die Architekten einer New Yorker Eisenbahnhalle inspirieren, das Pantheon wird zum Vorbild für den Invalidendom in Paris und die Kuppel des Alten Museums in Berlin.

So sickert die Pracht jener Stadt, die am 21. April 248 ihr 1000-jähriges Jubiläum zelebriert, durch die Zeiten und bis in die Metropolen des 21. Jahrhunderts. Und vielleicht stimmt deshalb auch, was Ammianus Marcellinus, der letzte große römische Geschichtsschreiber, vor mehr als 1500 Jahren schrieb: dass seine Stadt immer bestehen bleiben werde – jedenfalls, solange noch Menschen leben. □

Literaturempfehlungen: Karl-Wilhelm Weeber, „Alltag im Alten Rom", Artemis & Winkler: hervorragendes Lexikon zum Alltagsleben in der Stadt am Tiber. Frank Kolb, „Rom. Die Geschichte der Stadt in der Antike", C. H. Beck: 1000 Jahre Bau-, Politik-, Religions- und Gesellschaftsgeschichte der römischen Kapitale, zuverlässig und kompetent präsentiert.

Jonathan Stock, 29, ist Journalist in Berlin. Besonders erstaunt hat ihn die verblüffende Modernität des römischen Alltags mit Fußbodenheizungen, Abwasserkanälen und verkehrsberuhigten Zonen. **Jochen Stuhrmann**, 36, ist Illustrator in Hamburg.

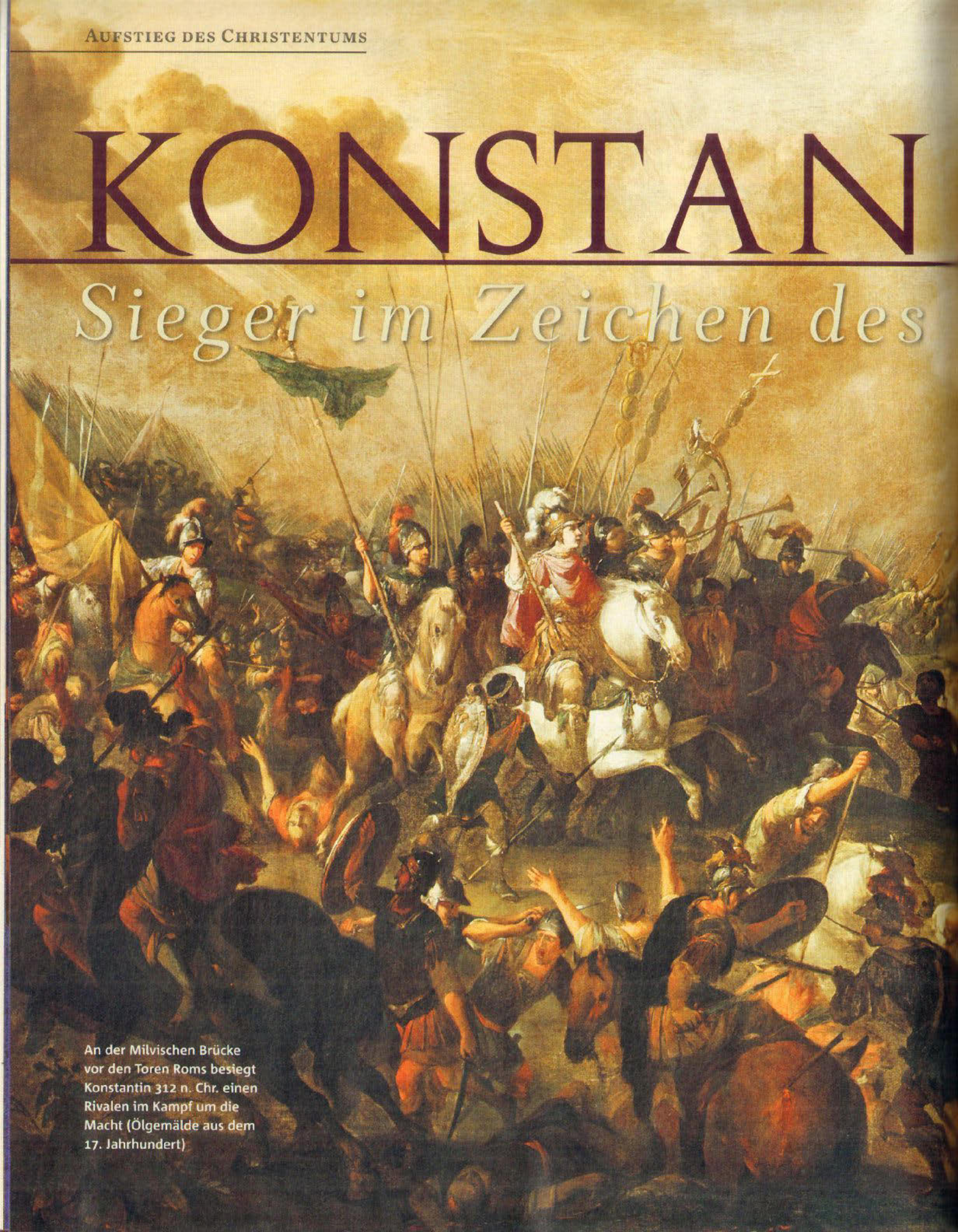


CÄSAR Geliebter und Verbündeter
ANTIKES ROM Als Ägypten in Mode kam
KINO Die Glamour-Queen von Hollywood

www.spiegel-geschichte.de

KONSTAN

Sieger im Zeichen des



An der Milvischen Brücke vor den Toren Roms besiegt Konstantin 312 n. Chr. einen Rivalen im Kampf um die Macht (Ölgemälde aus dem 17. Jahrhundert)

TIN

Kreuzes



Er ist ein brutaler Gewaltherrscher, der ein gnadenloses Strafrecht einführt und seine Rivalen beseitigen sowie zahlreiche Verwandte ermorden lässt. Doch Konstantin I. ist auch der Kaiser, der das Christentum zur bestimmenden Religion im Imperium macht – und deren Charakter entscheidend prägt VON JÖRG-UWE ALBIG

So „gottgeliebt und dreimal selig! So fromm und ganz glücklich! Vernichter der gegen Gott kämpfenden Giganten!“ Der „als Einziger jeglichen Irrtum der Vielgötterei beseitigt hat“! Der „als Einziger mit Freimut das Wort Christi verkündet hat“ – mit der „Übergewalt seiner Gottesfrömmigkeit“!

Mit diesen Worten rühmt Eusebius, Bischof von Caesarea, kurz nach dessen Tod den Kaiser Konstantin. Doch es ist ein seltsamer Heiliger, den er da besingt.

Ein Mann, der dem Christentum im Römischen Reich zum Durchbruch verhilft – aber zeitlebens nichts dabei findet, sich als Gefährte des heidnischen Sonnengottes feiern zu lassen.

Ein Tugendkämpfer – der aber keine Skrupel zeigt, seine Frau, seinen Sohn, seinen Schwiegervater und drei Schwäger gewaltsam aus dem Weg zu räumen.

Ein Muster an Frömmigkeit – das aber sein Leben lang keinen christlichen Gottesdienst besucht und bis kurz vor seinem Tod zögert, sich taufen zu lassen.

Durch die Jahrhunderte hindurch bleiben die Motive hinter der Wende, die Konstantin einleitet, dunkel.

Manchen Geschichtsforschern, wie dem französischen Althistoriker Paul Veyne, gilt er als „christlicher Fürst von außergewöhnlicher Statur“, der „eine große Vision hatte“ und ohne den „das Christentum eine avantgardistische Sekte geblieben wäre“.

Anderen bleibt er, in der Tradition des Kulturhistorikers Jacob Burckhardt, ein „mörderischer Egoist“ – der nur die Schlauheit besessen habe, „das Christentum als Weltmacht begriffen und danach behandelt zu haben“.

Das Christentum: ein wohlfeiler Bündnispartner für einen skrupellosen Aufsteiger?

Zu Konstantins Zeiten ist der Glaube an Jesus Christus weit von einer Führungsrolle entfernt. Es ist der Glaube einer Minderheit, dem von den rund 70 Millionen Einwohnern des Römischen Reiches vielleicht fünf bis zehn Prozent anhängen. In Armee und ziviler Führungsschicht sind Christen eine Rarität; von einer überregionalen Organisation, auf die sich ein Politiker stützen könnte, kann noch keine Rede sein. Und ihr revolutionärer Anspruch auf die einzig wahre Wahrheit hat bewirkt, dass sich längst Dutzende Sekten um dieses Monopol streiten, einander eifrig exkommunizieren und bisweilen sogar blutige Straßenschlachten liefern.

Was also verführt einen Herrscher, komfortabel hineingeboren in eine heidnische Elite, mit den Werten ebendieser Elite zu brechen?

Über Konstantins Kindheit ist so wenig bekannt, dass nicht einmal sein Vorname zweifelsfrei bestimmt ist – Gaius? Lucius? Marcus? Titus? Halbwegs gewiss ist nur: Er ist der uneheliche Sohn eines römischen Offiziers und seiner Konkubine, einer Stallmagd;



SIEBEN MÄNNER STREITEN UM DIE MACHT

geboren an einem 27. Februar irgendwann zwischen 270 und 288 n. Chr., in Naissus, dem späteren serbischen Niš.

Constantius, der Vater, macht Karriere im Reich: Er dient sich zum Prätorianerpräfekten hoch, zum Befehlshaber und obersten Richter über das Heer. Er führt siegreiche Kriege gegen die Franken; Zeitgenossen beschreiben ihn als tugendhaften, diplomatischen Mann. Und als im Jahr 293 Kaiser Diokletian die Herrschaft über das Reich reformiert und auf vier Co-Kaiser verteilt, wird der verdiente Kämpe Teil dieses Kleeblatts.

Diokletians beendet fünf Jahrzehnte Chaos im römischen Weltreich. Ein halbes Jahrhundert, in dem sich rund 50 Herrscher, die Soldatenkaiser, pausenlos in der Macht abgelöst haben; kaum einer von ihnen starb eines natürlichen Todes (siehe Seite 103). Um künftig trotz der enormen Größe des Reiches die Allgegenwart der Zentralgewalt zu sichern und Aufstände, Abspaltungen und illegale Machtergreifungen zu verhindern, setzt nun Diokletian statt eines Kaisers vier ein – eine Tetrarchie.

An ihrer Spitze: zwei *augusti* – Diokletian selbst, der über den Orient herrscht, und sein alter Freund Maximian, ein Offizier, der zum Herrn über Italien, Nordafrika und Spanien wird.

Den Augusti stehen zwei untergeordnete Cäsaren zur Seite. Galerius, ein hochmütiger, ehrgeiziger Riese, gebietet über die Donauprovinzen. Der andere, Herr über den gallischen Reichsteil mit den Residenzen Trier und York, ist Constantius, Konstantins Vater.

Die Etablierung von Hilfskaisern soll die Herrschaft stabiler machen als biologische Dynastien: Ohne Rücksicht auf Blutsbande sollen nur die Besten der Besten die Römer anführen. Um Günstlingswirtschaft und Verkrustungen der Macht zu vermeiden, verpflichten sich die Augusti, nach 20 Jahren Regierung abzutreten und Platz zu schaffen für die Cäsaren, für eine neue Generation.

Eine Gefahr für die Stabilität im Reich sieht Diokletian unter anderem in den immer zahlreicher werdenden Anhängern des Christentums. Nach 40 Jahren der Toleranz nimmt er daher 303 die Verfolgung der Jesus-Jünger wieder auf.

Er ist nicht der Einzige im Reich, dem die neue Religion suspekt ist. Christen gelten als Tugendbolde, die die geliebten Gladiatorenspiele boykottieren und mit ihrer Abstinenz auch die übrigen Akteure des Kultbetriebs schädigen – die Priester und Devotionalienhändler, Opferfleisch-Lieferanten und Weinbauern, die Götterbildner, Schauspieler, Rennfahrer und Bühnenarbeiter.

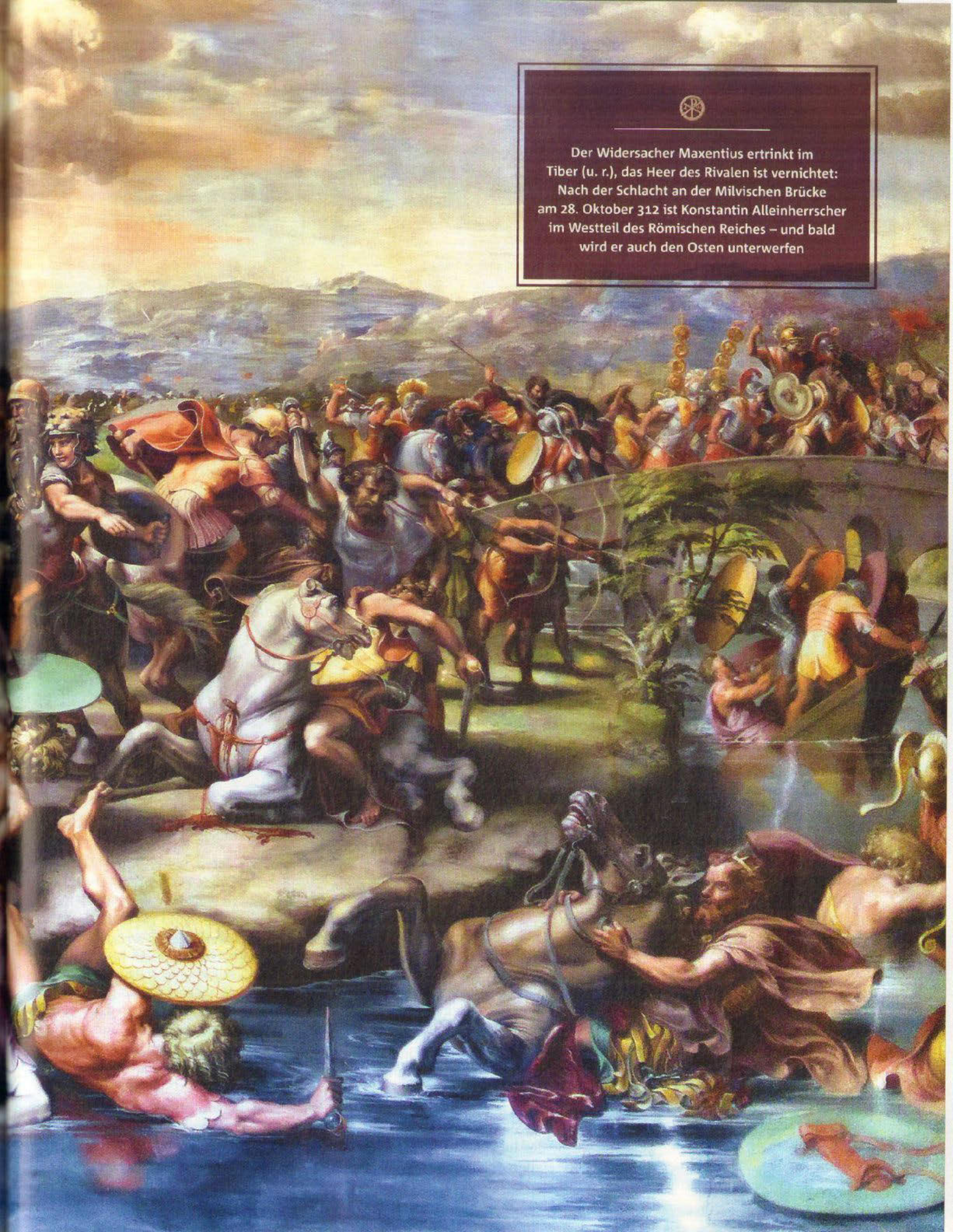
Dafür feiern sie Bankette, die sie *agape* nennen, was mit „Fest der Gemeinschaft“ übersetzt werden kann, aber auch mit „leidenschaftliche Liebe“ – wer weiß, was für Orgien sich hinter diesem Begriff verbergen? Und der Kult, den sie um ihre Heiligen und Märtyrer treiben: Ist es nicht abstoßend, wie sie die Überreste gesetzlich verurteilter Verbrecher als Talismane verehren?

Vor allem aber zersetzen sie den Staatskult, der das Römische Reich zusammenhält – jenes regelmäßige gemeinsame Opfer für die Götter, das die



Am Vorabend der Schlacht an der Milvischen Brücke erscheint, so die Legende, Konstantin ein Kreuz am Himmel – verbunden mit der Prophezeiung: »In diesem Zeichen wirst du siegen«





Der Widersacher Maxentius ertrinkt im Tiber (u. r.), das Heer des Rivalen ist vernichtet: Nach der Schlacht an der Milvischen Brücke am 28. Oktober 312 ist Konstantin Alleinherrscher im Westteil des Römischen Reiches – und bald wird er auch den Osten unterwerfen

Unsterblichen mit dem Erhalt des Imperiums belohnen.

Denn solange ein Bürger Roms die allen gemeinsame Staatsreligion nicht vergisst, ist es gleichgültig, ob er sich in den Tempel der Mondgöttin Hekate begibt oder sich als Jünger der phrygischen Göttermutter Kybele mit Stierblut besudeln lässt; ob er im Isis-Tempel zu Ehren der Göttin symbolische Tode erleidet oder sich beim Mithras-Kult mit Geißeln züchtigt.

Die Christen aber gefährden den Frieden unter all diesen Glaubensrichtungen. Denn mit ihrem Anspruch auf die einzige Wahrheit verletzen sie den Grundsatz, dass von einem neuen Glauben „die alte Religion nicht getadelt werden" darf. Und sie verweigern die religiöse Verehrung des Kaisers und den Staatskult als Götzendienst.

Vor allem im Osten, wo die christliche Gefahr bedrohlicher scheint, nimmt die Verfolgung durch Diokletians Schergen bald systematische Züge an.

Sie verbieten Versammlungen, zerstören Kultstätten, beschlagnahmen Schriften und heilige Geräte, verhaften Kleriker. Wer als Christ erkannt wird, hat seine Bürgerrechte verwirkt.

Als Diokletian und Maximian im Jahr 305 vereinbarungsgemäß den Purpur ablegen, rücken Galerius und Constantius auf; Constantius als der ältere wird neues Oberhaupt der Tetrarchie.

Zu Cäsaren wählen sie den verdienten Militär Severus sowie den jungen Maximinus Daia, einen ehemaligen Leibwächter und Militärtribun.

Doch Konstantins Vater ist nur ein Jahr als Augustus vergönnt. Überraschend stirbt er, unter den Augen seines Sohnes, am 25. Juli 306 in Britannien auf einem Feldzug gegen Picten und Scoten.

Noch am selben Tag lässt sich Konstantin von seinen Truppen zum neuen Augustus ausrufen – was nichts anderes ist als ein Militärputsch: Legitimer Nachfolger von Constantius wäre Severus gewesen, dessen Cäsar.

Während der Leichnam des Vaters auf dem Scheiterhaufen verbrennt, lässt der Sohn einen Adler aus einem Käfig in die Luft steigen: Der Tote, soll das heißen, nimmt jetzt seine Wohnung im Himmel. So erklärt Konstantin den Vater zum Gott und sich zum Gottessohn.

In Sorge um die Tetrarchie bietet Galerius, der Herrscher des Ostens, einen Kompromiss an: Er erklärt, wie vorgesehen, Severus zum neuen Augustus für den Westen – Konstantin aber darf immerhin dessen Cäsar sein.

Doch schon trifft ein neuer Schlag das heikle Konstrukt: Im Oktober 306 entwindet Maxentius, ein Sohn des Maximian, dem rechtmäßigen Tetrarchen Galerius die Herrschaft über Italien. Jetzt scheinen alle Regeln abgeschafft: Die Reform des Kaisers Diokletian liegt in Trümmern.

Die Folge sind 20 Jahre Bürgerkrieg. Es kommt zu einer verwirrenden, atemlosen Folge von Attentaten, Koalitionen und Staatsstreichen, in der bald kaum noch einer den Überblick behält.

Unter anderem lässt Galerius in dieser Zeit Maxentius zum Staatsfeind erklären, Severus setzt gar Truppen gegen ihn in Marsch – woraufhin dessen Vater Maximian aus dem Ruhestand auf die politische Bühne zurückkehrt, den Angreifer Severus gefangen nehmen und erdrosseln lässt.

307 verbündet sich Maximian mit Konstantin, um seinem Sohn einen Komplizen zu verschaffen. Er bestätigt Konstantins Selbsternennung zum Augustus und gibt ihm seine Tochter Fausta zur Frau. Dann kommt er allerdings selbst auf die Idee, Maxentius die Herrschaft über Italien abzujagen – doch dessen Soldaten vertreiben den Altkaiser und zwingen ihn zur Flucht an den Hof seines Schwiegersohns Konstantin.

Um die Tetrarchie wiederherzustellen, spricht deren Erfinder, der alte Diokletian, auf einer Kaiserkonferenz Ende 308 schließlich ein Machtwort.

Galerius und Maximinus Daia sollen Augustus und Cäsar bleiben, Maximian tritt endgültig in den Ruhestand. Die Machtübernahme des Maxentius ist ungültig; auch Konstantin wird wieder zum Cäsar degradiert. Und Nachfolger des toten Severus im Amt des Augustus wird ein Offizier namens Licinius – der so zu höheren Kaiserwürden kommt, ohne je Cäsar gewesen zu sein.

Doch auch dieser Rettungsversuch ist ein Fehlschlag. Licinius gelingt es nicht, die ihm zustehende Herrschaft über Italien von Maxentius zurückzuerobern – er muss sich mit drei Donauprovinzen trösten. In der Diözese Africa wiederum erklärt sich deren Verwalter zum Augustus von eigenen Gnaden. Und auch Konstantin denkt gar nicht daran, auf den höchsten Titel zu verzichten.

Im Jahr 310 zanken auf diese Weise sieben Herrscher um die Macht. Und alle haben das gleiche Ziel – die Alleinherrschaft über das Römische Reich.

In dieser Lage hat Konstantin, so wird er es jedenfalls einem seiner Lobredner verkünden, eine Vision: An einem Heiligtum in den Vogesen erscheint ihm der Sonnengott Apoll.

VERTEIDIGER

Der fromme Kaiser Theodosius I.

Kaiser Theodosius ist Feldherr, Imperator – und der Mann, der die heidnischen Kulte verbannt und damit dem Christentum zum Triumph verhilft.

Flavius Theodosius, 347 im spanischen Cauca geboren, wird im Herbst 378 Oberbefehlshaber des oströmischen Heeres und kurz darauf auf Wunsch des weströmischen Kaisers Gratian Nachfolger des von Goten in einer Schlacht getöteten oströmischen Herrschers Valens: Nach der Niederlage gegen die Barbaren sucht Gratian einen erfahrenen Heerführer.

Der neue Kaiser Ostroms, ein Christ, übt in Konstantinopel demonstrativ Milde. Er belässt Nicht-Christen in Regierungsämtern, versucht, den Konflikt mit den Goten auf diplomatischem Weg zu lösen, und erweckt anfangs nicht den Anschein, dass er eine Christianisierung des Reiches durchsetzen will.

Schon vor ihm saßen Anhänger Jesu auf dem Thron. Allerdings haben sie sich erst auf dem Sterbebett taufen lassen – vermutlich, weil sie so unbeeinflusst von kirchlichen Würdenträgern regieren konnten, aber durch das Sakrament von allen Sünden gereinigt wurden.

Auch Theodosius hat zunächst offenbar nicht vor, sich durch das Sakrament zu binden. Doch 380 erkrankt er, der 33-Jährige wähnt sich dem Tod nah – und empfängt die Taufe.

DES WAHREN GLAUBENS

verbietet die alten Kulte und macht das Christentum zur Staatsreligion

Damit hat er eine heilige Pflicht auf sich genommen: Wieder genesen, muss er nun seine Sünden beichten und Buße tun. Der Kaiser bindet sich damit enger an die Kirche als seine Vorgänger.

Wie sein späterer Beichtvater, Bischof Ambrosius von Mailand, ist Theodosius Nizäner, er glaubt an die Dreifaltigkeit Gottes – im Gegensatz zu den Arianern, für die der Vater allein Gott ist und Christus ihm untergeordnet.

Bald schon erkennt der Herrscher, wie groß die Macht der Kirche ist. Als Christen 388 bei einem Pogrom in Callinicum im heutigen Syrien die Synagoge niederbrennen, ordnet Theodosius an, die Täter zu bestrafen. Die Juden sind eine anerkannte Religionsgruppe. Sie stehen unter kaiserlichem Schutz.

Daraufhin kommt es zum Eklat. Als sich Theodosius in Mailand aufhält, besucht er einen Gottesdienst. Bischof Ambrosius verweigert dem Kaiser die Kommunion, sollte er nicht versprechen, dass das Pogrom von Callinicum ungesühnt bleibt. Um der Demütigung zu entgehen, gibt Theodosius nach.

Im Jahr 390 lynchen Bürger Thessalonikis den dortigen Militärkommandanten. Theodosius befiehlt Vergeltung. Die Bestrafung indes eskaliert. Die Soldaten töten 7000 Menschen. Schnell verbreitet sich die Nachricht vom Blutbad im Namen des Christenkaisers. Ambrosius fordert von Theodosius öffentliche Buße, um sich von dieser Sünde reinzuwaschen. Der Kaiser zieht im Büßergewand in die Mailänder Kirche und wirft sich vor dem Kreuz auf den Boden.



Goldmedaillon Theodosius' I.: Der Kaiser ist der letzte Alleinherrscher über das gesamte Römische Reich

Die Geste ist Frömmigkeit und zugleich Kalkül: Theodosius gibt sich als christlicher Herrscher, der das Massaker bereut, ohne sein Gesicht zu verlieren.

Erst jetzt beginnt der Kaiser, das Christentum auch gesetzlich zu fördern. 391 verbietet er, heidnischen Göttern öffentlich zu huldigen – und verpflichtet seine Beamten, jeden Statthalter zu denunzieren, der an solchen Kulten teilnimmt. Im Ostteil des Reiches stürmen Christen die Tempel.

Im folgenden Jahr sind die Kulte auch in den eigenen vier Wänden verboten, de facto ein Religionsverbot.

Zwar müssen sich die Bürger nicht taufen lassen. Doch die Edikte untersagen die Ausübung aller nichtchristlichen Kulte – und markieren damit den Beginn des Christentums als Staatsreligion. Das Bekenntnis zum Christentum wird zugleich Ausdruck der Loyalität gegenüber Kaiser und Imperium.

Als einen Kampf der wahren gegen die falsche Religion sehen es die Christen dann auch an, als Theodosius gegen einen Gegenkaiser im Westen zu Felde zieht, der sich mit heidnischen Senatoren verbündet hat. Im September 394 besiegt er dessen Heer. Theodosius regiert nun das ganze Reich, mit seinen Söhnen als Mitregenten.

Die Einheit des Imperiums währt indes nur vier Monate. Kurz nach seinem 48. Geburtstag stirbt Theodosius am 17. Januar 395, vermutlich an den Folgen einer Herzschwäche.

Die beiden Söhne erben das Reich. Es wird bis zu seinem Ende geteilt bleiben – und christlich. *Raphael Geiger*

Später werden Wissenschaftler vermuten, bei der Erscheinung habe es sich um einen Ringhalo gehandelt – ein Feuerwerk aus Sonne, Nebensonnen und Kreisen, entfacht durch Lichtbrechung an Eiskristallen in den höheren Schichten der Atmosphäre.

Der Lobredner aber weiß, was er zu sagen hat: „Du hast ihn wirklich gesehen und dich in seinen Zügen wiedererkannt." Ein Hinweis, dass Konstantin wie Apollo die Weltherrschaft gebührt: „Denn du, Kaiser, bist, wie jener Gott, jugendlich, fröhlich, heilspendend und über alle Maßen schön!"

Schon Konstantins Vater hat sich einen Sonnengott als Schutzgott erwählt: Sol Invictus (der „Unbesiegte"), einen populären Import aus Syrien. Konstantin beeilt sich nun ebenfalls, den Unbesiegten in seiner selbsterklärten Vision wiederzuerkennen: Denn Sol ist kein Gott wie alle anderen, sondern der Höchste aller Unsterblichen.

Allerdings ist er kein exklusiver Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet. Womöglich müsste aber genau so ein Gott beschaffen sein, der Konstantins Drang nach Alleinherrschaft legitimieren könnte.

Wie es nun kommt, dass sich der Sonnengott in Konstantins Vorstellung in den Gott der Christen verwandelt; wie er von der stärksten aller Gottheiten zum einzigen, eifersüchtigen Gott wird: Darüber streiten die Gelehrten bis heute.

Manche Forscher behaupten, Konstantin habe den christlichen Glauben schon aus dem Elternhaus mitgebracht oder doch spätestens im Jahr 312 angenommen; andere vermuten einen Prozess der Anverwandlung, der sich bis zum Jahr 321 hinzieht.

Es gibt Forscher, die Konstantin unterstellen, er habe Sol und Christus einfach gleichgesetzt, um heidnische und christliche Welt miteinander zu verschmelzen. Und seine spätere Toleranz


ANDEM
STVM
PRO
LICET



Eine der folgenreichsten Legenden um Kaiser Konstantin ist dessen angebliche Schenkung der Herrschaft über Rom und den Westteil des Imperiums im Jahr 317 an die Kirche, hier dargestellt auf einem Fresko aus dem 16. Jahrhundert. Denn von ihr leiten die Päpste ihren Anspruch auf die Oberherrschaft über das Abendland ab

gegenüber heidnischen Kulten, die so gar nicht zum allein selig machenden Anspruch des Christentums passt, werten manche Historiker als pragmatische Realpolitik.

Andere wiederum meinen, der Kaiser habe die christliche Religion schlicht nicht richtig verstanden.

Bischof Eusebius, Konstantins Zeitgenosse und nicht immer zuverlässiger Biograf, wird behaupten, dass es christliche Priester waren, die dem Herrscher seine Erscheinung in den Vogesen christlich gedeutet hätten (vermutlich meinte Eusebius den Bischof von Trier und Laktanz, den Hauslehrer von Konstantins Sohn Crispus).

Die „Bekehrung" selbst aber klingt bei Eusebius eher nach kühler Kosten-Nutzen-Analyse: Der Kaiser habe überlegt, „welchen Gott er sich als Helfer zuschreiben müsse", habe erkannt, dass jene Herrscher, „die ihre eigenen Hoffnungen an mehrere Götter gebunden hatten", ein „nicht schickliches Ende" gefunden hätten – und so den Schluss gezogen, „den väterlichen Gott als Einzigen ehren zu müssen".

Nach dieser Darstellung wählt sich Konstantin also nicht so sehr einen Gott. Er wählt sich vielmehr eine Zahl: die Zahl Eins. Er wählt den Glauben an den Stärksten – wer immer es auch ist.

Und so wird es Konstantin in seiner Entscheidung bestätigt haben, dass Kaiser Galerius, inzwischen Oberhaupt der Tetrarchie, am 30. April 311 die Christenverfolgung beendet.

Der Herrscher hat erkannt, dass Diokletians Vernichtungspolitik gescheitert ist – und hebt jetzt nicht nur die Repressalien auf, sondern garantiert den Christen sogar staatliche Anerkennung.

Von nun an steht die Kirche unter dem Schutz des Staates, darf Versammlungslokale unterhalten und Beiträge erheben.

Zwar verfügt der Kaiser, dass die Christen „zu ihrem Gott für unser Heil, für das des Staates und für ihr eigenes beten müssen". Doch zugleich erklärt er – so muss es für Konstantin klingen – alle Versuche, die ungehörige Religion zu vernichten, für gescheitert: Offenbar sind Roms viele Götter machtlos gegen den einen Gott der Christen.

Jedenfalls trägt Konstantin – der nun in Trier residiert – ab 311 das Christogramm am Helm: die übereinandergelegten griechischen Buchstaben X und P, die Anfangsbuchstaben des Wortes *christós*.

Und es sieht nicht so aus, als müsste sich der Kaiser, der zuvor dem Sonnengott gefolgt ist, jetzt großartig umstellen. Verehren nicht auch die Christen, getreu ihrem Propheten Maleachi, ihren Erlöser als „Sonne der Gerechtigkeit"?

Und ist der christliche Gott nicht wie maßgeschneidert für einen Krieger auf dem Weg zur Weltherrschaft – ein Gott, der ganz allein regiert, dessen Monarchie sich folglich auch nur in einem



DER KAISER UMGIBT SICH MIT CHRISTLICHEN BERATERN

einzigen Herrscher spiegeln kann? Und kann dieser Monarch jemand anderer sein als Konstantin selbst?

In diesem Sinn macht er sich auf den blutigen Weg. Einige Rivalen sind bereits ausgeschaltet: Galerius ist kurz nach Erlass seines Toleranzedikts gestorben, seinen Schwiegervater Maximian hat Konstantin zum Rücktritt gezwungen, und den Verwalter der Diözese Africa haben die Truppen des Maxentius besiegt und erwürgt. Der ist jetzt Konstantins ernsthaftester Gegner.

Maxentius, Herrscher über Italien und Nordafrika, residiert in Rom, wo er über große Truppenkontingente verfügt und kaum anzugreifen ist, denn die Stadtmauer ist frisch renoviert und nun kaum noch zu überwinden; zudem hat Maxentius enorme Getreidevorräte für den Belagerungsfall eingelagert.

Dennoch führt Konstantin seine Armee gegen die Tiberstadt.

Mit römischen Legionären sowie germanischen, gallischen und britannischen Hilfstruppen überquert Konstantin die Alpen, nimmt in mühsamen Kämpfen einige befestigte Städte in Oberitalien ein, marschiert dann in Richtung Süden.

Kurz vor Rom lässt er seine Soldaten rasten. Zwischen Pinien öffnen sich weite Blicke über das Land. Am östlichen Horizont liegen blassblau die Berge des Apennin, und zwei Kilometer entfernt strömt der Tiber.

Hier befiehlt ihm sein neuer Gott im Schlaf, das „himmlische Zeichen" der Christen auf die Schilde seiner Soldaten zu malen – so jedenfalls berichtet es der christliche Lehrer Laktanz (später wird Konstantin an dieser Stelle einen 15 Meter hohen Gedenkbogen errichten lassen).

Vielleicht fühlt Maxentius sich zu sicher angesichts des stockenden, von Niederlagen unterbrochenen Vormarsches Konstantins. Vielleicht treiben ihn Unruhen in der Bevölkerung aus den Mauern. Vielleicht wertet er sein sechsjähriges Regierungsjubiläum, das am nächsten Tag bevorsteht, als günstiges Omen. Auf jeden Fall begeht er einen Akt schwer erklärlichen Leichtsinns: Er verlässt das sicher befestigte Rom und marschiert auf freiem Feld Konstantins Truppen entgegen.

An der Milvischen Brücke, drei Kilometer vor der Stadt, trifft er auf die Angreifer. Es ist der 28. Oktober 312.

In Wirbeln und Strudeln fließt hier der Tiber durch Röhricht, Weiden und Pappeln. Sechsbögig schwingt sich die Brücke über den mehr als 120 Meter breiten Fluss; Möwen umkreisen die Pfeiler aus Travertin. Der Überbau aber liegt in Trümmern: Maxentius hat ihn zerstören lassen, um dem Eindringling den Zugang zur Stadt zu versperren.

Doch als seine Leute, bedrängt von Konstantins Armee, den Rückzug über den Fluss suchen, fangen sie sich in der eigenen Falle. Ihre Notbrücke, aus Booten gestückelt, bricht auseinander. Maxentius und seine Leibgarde versinken in den Wellen.

Auf einer Lanze tragen Konstantins Truppen den Kopf des Besiegten durch das eroberte Rom. Der Sieger zieht mit Standarten, Feldzeichen und Drachenwimpeln in die Stadt ein, umklirrt

vom Gebimmel silberner Glöckchen. Er begibt sich mit seiner Leibgarde zum Forum und stellt sich dort in einer Rede als milder Eroberer vor: Er sei nicht gekommen, um Rache zu nehmen, sagt Konstantin, sondern den Frieden zu bringen.

Der Senat baut ihm einen gewaltigen Ehrenbogen, direkt neben dem Kolosseum. Flache Pinienkronen flankieren die Zufahrtsstraße an den Hängen des Palatins, neigen sich wie in Ehrfurcht vor dem Monument.

Die Gesichter der Kaiser Hadrian und Trajan – deren Denkmäler Baumaterial für den Triumphbogen liefern mussten – werden durch das Antlitz Konstantins ersetzt. Relieffriese zeigen den Aufbruch seiner Truppen aus Mailand, die Belagerung Veronas, schließlich die Schlacht vor den Toren Roms: die zerstörte Brücke, Konstantin auf einem Schiffsbug, die Verteidiger im Schuppenpanzer, kläglich im Tiber versinkend.

Und dann sind da noch die Götter – heidnische Götter. Apollo, der Sonnengott, steht huldvoll zwischen Lorbeerbäumen; Diana, die Jagdgöttin, und Herkules nehmen Opfer entgegen, und die Stadtgöttin Roma begleitet den siegreichen Imperator in die befreite Metropole. Flussgötter umspielen die seitlichen Bögen; die geflügelte Siegesgöttin umschwebt das mittlere Tor. Und auf der Ostseite fährt der Sonnengott im vierspännigen Wagen gen Himmel.

Über den neuen Gott der Christen aber, unter dessen Banner Konstantin die Stadt ja erobert hat, verliert das Denkmal kein Wort. Nur so viel: „Durch Eingebung einer Gottheit", verkündet eine Inschrift vage, habe der Imperator den Sieg errungen.

Aber immerhin: Zum ersten Mal in der Geschichte Roms rühmt ein Triumphbogen weder Jupiter, den obersten römischen Gott, noch Mars, den Gott des Krieges und der Schlachten.

Damit lässt das Denkmal die gelobte „Eingebung" für christliche Deutungen offen – und vollbringt so das Kunststück, weder Heiden noch Christen vor den Kopf zu stoßen.

Auch bei seiner Herrschaft hält sich Konstantin an die Regeln der Diplomatie: Im Senat hat er es ja noch mit Heiden zu tun. Doch zugleich verschiebt er nun Stück für Stück das Gleichgewicht der Religionen – zugunsten jenes Gottes, der keine anderen Götter neben sich duldet.

Er umgibt sich mit christlichen Beratern, Freunden und Leibgardisten. Er lädt Bischöfe an seine Tafel. Er gibt den Gemeinden konfisziertes Eigentum zurück, streut großzügig Subventionen. Für Richter und Stadtvolk befiehlt er den Sonntag – den Tag des Sonnengottes, aber auch den Tag, an dem Christus auferstand – zum Ruhetag.

Und er lässt Kirchen bauen, wie sie das Reich noch nicht gesehen hat.

Bis dahin haben Roms Gläubige ihre Gottesdienste im Verborgenen gefeiert, in Privathäusern und gemieteten Versammlungsräumen. In karger Beengtheit haben sie gebetet, die Erinnerungen der Apostel gelesen, die Schriften der Propheten und Briefe von Christen aus fernen Gegenden.

Sie haben Brot gebrochen und Wein geteilt, sie haben getauft, Almosen gesammelt und ihr Wohlfahrtssystem organisiert, das in Rom schon mehr als 1500 Hilfsbedürftige versorgt.

Jetzt wächst der Glaube in die Sichtbarkeit. Im Lateran, einem Gebiet im Osten Roms, lässt Konstantin Kasernen abreißen und dafür eine Basilika bauen: einen fünfschiffigen Prachtbau von gewaltigen Ausmaßen, 98 Meter lang und 56 Meter breit.

Der Bautyp der Basilika, ursprünglich eine Art Mehrzweckhalle für Gerichte oder Märkte, ist von heidnischen Kulten unbelastet – und kann somit nun zum prototypischen Kirchenbau nach Konstantins Geschmack werden.

Zehn neue Gotteshäuser pflanzt der Kaiser nach und nach in die Hochburg der Heiden. Und mehr als um architektonische Finesse geht es ihm dabei um rasche Fertigstellung, imposante Größe und monarchischen Pomp.

Die Lateranbasilika ist ein imperiales Universum, in dem die Schritte hallen. An marmor- und porphyrverkleideten Wänden prangen Gemälde zur biblischen Geschichte. Säulen aus kostbarem, grün gesprenkeltem Marmor tragen die Seitenarkaden. Die Wölbung der Apsis schimmert in Gold. Ein silberner Schirm überragt eine Christusstatue; in den Augen der Mutter Gottes und ihres Sohnes glitzern echte Edelsteine.

Nach außen aber zeigt sich die Kirche als gesichtsloser Quader aus Mörtel und Ziegeln: Während die Tempel der Heiden ihre Schönheit auch der Umgebung zukehren, präsentiert das christliche Gotteshaus seinen Marmor, seine vergoldeten Gewölbe, Leuchter und Altargefäße ausschließlich denen, die sich in seinem Inneren versammeln.

AM BOSPORUS BAUT ER SICH EIN ZWEITES ROM

DOCH BEI ALLER Begünstigung des einzigen Gottes vernachlässigt Konstantin nicht die eigene Verherrlichung.

Die mächtige Basilica Nova, deren Bau sein Vorgänger Maxentius bereits im Jahr 309 am Ostausgang des Forums begonnen hat, lässt der Kaiser zum Denkmal seiner selbst vollenden: Wuchtige Bögen rhythmisieren die Mauern, Kassetten aus ineinandergeschachtelten Achtecken fügen sich zu himmeltragenden Kreuzgewölben – und in der Apsis erhebt sich eine Kolossalstatue des neuen Herrschers.

Es ist ein jenseitiger, fast entrückter Kaiser, der hier, zehn Meter hoch, über die Untertanen hinwegstarrt. Der weiche, wellige, leicht geöffnete Mund, die aufgerissenen Augen, die zu Halbkreisen geschwungenen Brauen geben dem Gesicht etwas Trancehaftes, als hätte der Herrscher gerade eine Vision.

Die niedrige Stirn, die breiten Kiefer, das kleine, gekerbte Kinn, die tief angesetzte, schmale, aber jäh vorspringende Adlernase wirken wie zusammengepresst unter der Last der Erkenntnis.

Der Leib des Kaisers, die Arme mit Adern wie Baumwurzeln, die riesigen Füße mit den mächtig gekrümmten Zehen, die runden Knie – das alles fügt sich zur traditionellen Pose des sitzen-

den Jupiters und stellt so die Göttlichkeit Konstantins zur Schau. Doch in der Hand trägt er, wie Zeitgenossen berichten, das „siegbringende Heilszeichen" – wohl ein Abbild der mit dem Christogramm gekrönten Standarte, die seinen Feldzug begleitet hat.

Aber nach wie vor regiert Konstantin nur über den Westen des Reiches: Im Osten herrscht von Byzanz aus Licinius, der 313 seinen letzten verbliebenen Konkurrenten Maximinus Daia besiegt hat.

Und so schickt Konstantin dem Nebenbuhler eine Einladung zum Bürgerkrieg, die der nicht ablehnen kann: Listig fordert er Licinius auf, einen Teil seines Gebiets herauszugeben, um ihn mit einem Teil der konstantinischen Provinzen zu einem dritten Territorium zu verschmelzen – dessen Herrscher dann Konstantins Schwager Bassianus wäre.

Licinius begreift, dass der Rivale auf diese Weise kampflos Terrain für seine Familie gewinnen will, und nimmt die Herausforderung an. Zum Signal lässt er sämtliche Statuen Konstantins in seinem Reichsteil umstürzen.

Am 3. Juli 324 kommt es zwischen den beiden bei Adrianopel (dem heutigen Edirne) zu einem ersten Kampf. Konstantin tritt wieder mit der von einem Christogramm gekrönten Standarte an – die er von 50 Mann bewachen lässt – und schlägt die Streitmacht des Licinius. Kurz darauf besetzt er Byzanz und erringt am 18. September bei Chrysopolis den entscheidenden Sieg. Licinius kapituliert und wird 325 umgebracht, wohl wegen Hochverrats.

Zum ersten Mal seit fast 40 Jahren herrscht wieder ein einziger Kaiser über das gesamte Imperium Romanum: Konstantin.

Mit diesem Sieg wird das Christentum von einer geduldeten zur privilegierten Religion. Schon Jahre zuvor hat Konstantin die Gemeinden von Tributen und Grundsteuern, christliche Beamte und Soldaten vom allgemeinen Opferzwang befreit.

Er stellte Bischöfe mit hohen Regierungsbeamten gleich, machte die Kirche mit großzügigen Schenkungen zur Wirtschaftsmacht, die Ländereien in Italien und Nordafrika, Griechenland und Syrien unterhält. Und die Bischöfe ermunterte er, „die Bethäuser höher zu bauen und die Kirchen Gottes breiter und länger zu machen".

Jetzt schreibt er seinen Soldaten, Christen wie Heiden, Kultfeiern sowie Gebete auf dem Exerzierplatz vor – „Alleiniger Gott, dich erkennen wir! König der Herrscher, dich bekennen wir!" –, die schließlich in eine Fürbitte für den Kaiser münden: „Gib Konstantin selbst und seiner Söhne Schar / Gesundheit und Leben, Wachstum und Sieg!"

Dieses nutzenorientierte Verhältnis, das der Kaiser zu dem neuen Gott der Christen aufbaut, steht in guter römischer Tradition: Denn jeder Unsterbliche hat ja die Aufgabe, Roms Weltmacht und die Dauer des Imperiums zu garantieren. Im Gegenzug darf er sich am rechten Kult und der sorgfältigen Beobachtung seines Willens freuen.

Mit der sanften Lehre Jesu, mit den Geboten der Bergpredigt hat Konstantins rigorose Herrschaft dagegen nur wenig gemein.

Seine Strafrechtsreformen zeigen eine Brutalität, die keinerlei Vergebung und keine Feindesliebe kennt. Verurteilten Verbrechern lässt er flüssiges Blei in den Schlund gießen, Verwandtenmörder in Säcke einnähen und in Flüsse werfen, Raffgierigen die Hände abhacken, böswilligen Denunzianten die Zunge herausschneiden.

Schon auf Lappalien steht jetzt das Verbrennen bei lebendigem Leib oder das Verhungern auf einer Insel ohne Feuer und Wasser.

Zwar schafft der Kaiser die Sitte ab, Kandidaten für Löwenkämpfe oder Bergwerksfron im Gesicht zu brandmarken – dafür aber soll die Glut die armen Sünder künftig an Armen und Beinen zeichnen.

Mit fast brünstigem Eifer ersinnt Konstantin mehr als 350 Gesetze, hüllt sie in oft blumige Sprache: „Hört einmal auf, ihr raubgierigen Hände der Büroangestellten, hört auf, sage ich! Denn wenn sie nach dieser Ermahnung nicht aufhören, wird das Schwert sie abhauen."

Er ist, wie der Althistoriker Manfred Clauss feststellen wird, „von der Regulierbarkeit der ganzen Welt überzeugt", folglich auch von der „Regulierbarkeit der Religion". Und so greift der rasende Dilettant, der den christlichen Glauben



ja noch immer nur vom Hörensagen kennt, auch beherzt in innerkirchliche Streitigkeiten ein.

Es geht um die Einheit der Kirche, die dem Einen Gott und dem Einen Herrscher entspricht. Als sich um den karthagischen Bischof Donatus eine Gruppe Hardliner schart, die alle Kollaborateure aus der Zeit der Christenverfolgung als Verräter verdammt, unterstützt er deren Gegner mit Geld, um die Spalter zur Harmonie zu zwingen. Und als in Alexandria Streit um die Skandallehre des Presbyters Arius ausbricht, Christus sei zwar Gottes Sohn, aber



Konstantin verleiht der Kirche zahlreiche Privilegien, befreit sie von Steuern und beschenkt sie reich. Doch erst spät bekennt er sich zum christlichen Glauben: Die Taufe empfängt er – anders als hier dargestellt – erst auf dem Sterbebett

erst nachträglich erschaffen und „dem Wesen des Vaters fremd und unähnlich", ruft Konstantin eilig rund 300 Bischöfe aus allen Ecken des Reiches zur Beratung in seiner Sommerresidenz im kleinasiatischen Nicaea zusammen.

Ein solches Treffen hat die Christenheit noch nicht erlebt. Die kaiserliche Post organisiert die Anreise, Essen wird „in reichlicher Fülle" aufgetischt, und zum Abschluss verteilt Konstantin Geschenke.

„Auf ein Zeichen aber, das die Ankunft des Kaisers verkündete, erhoben sich alle", erinnert sich sein Biograf Eusebius, „und nun trat er selber mitten in die Versammlung wie ein Engel Gottes vom Himmel her, leuchtend in seinem glänzenden Gewande, strahlend in der feurigen Glut des Purpurs."

Alle starren geblendet auf Konstantin, „seine ganze Gestalt, die an Größe ebenso seine Begleiter überragte wie an blühender Schönheit, an majestätischer Würde und an unüberwindbarer Körperkraft".

Schließlich findet das Konzil die Formel, Vater und Sohn seien „wesensgleich". Um auch wirklich einen einmütigen Beschluss zu erzielen, droht Konstantin jedem Dissidenten das Exil an. Fortan lässt er alle Splittergruppen, die sich von der Amtskirche abwenden, verbieten – und schafft so die Grundlage für die eine, einheitliche Staatskirche, die alles verteufelt, was nicht zu ihr gehört.

So rigoros Konstantin die Ketzer bekämpft, so diplomatisch begegnet er den Heiden. Denn er braucht sie für die Einheit des Reiches, schließlich stellen sie noch immer 90 bis 95 Prozent seiner Untertanen.

Zwar beschimpft er die Fehlgläubigen für ihre „Torheit", ihre „Gottlosigkeit" und ihren „Wahnsinn", hält auch Brandreden gegen die „verbrecherischen" Ju-

den. Aber er erklärt: „Mögen sie ihre lügenhaften Tempel behalten."

Denn noch immer sieht er sich in der traditionellen Rolle des Kaisers als Pontifex maximus, die ihn zum obersten Priester *sämtlicher* Kulte macht.

„Gleichen Frieden und gleiche Ruhe wie die Gläubigen", dekretiert er, „sollen die Irrenden erhalten und freudig genießen." Zwar verbietet er die beliebten Zaubertränke aus Pflanzensäften und Kröten- oder Eidechsenkot, mit denen die Abergläubischen etwa die Liebe einer Frau erzwingen wollen (und bringt so mächtige Lobbyisten der Magie-Industrie gegen sich auf).

Doch den Eingeweide- und Vogelflugschauern, den Magiern und Astrologen belässt er ihr Handwerk, solange sie es in der Öffentlichkeit ausüben.

Und wenn ein Kult ihm selber gilt, zeigt er sich sogar ausnehmend kooperativ: Der italischen Stadt Hispellum, die seiner Familie einen Tempel errichten will, erteilt er gnädig die Erlaubnis.

KONSTANTIN IST NUN auf dem Höhepunkt seiner Macht – doch mit der Alleinherrschaft kommt die Paranoia. Überall wittert er jetzt Verrat, setzt für Zuträger, die untreue Höflinge denunzieren, Belohnungen aus.

Im Jahr 326 erleichtert er sich mit einer Säuberungsaktion, der sein ältester Sohn Crispus, seine Ehefrau Fausta und eine große Anzahl ranghoher Freunde zum Opfer fallen: Crispus wird vergiftet, Fausta im heißen Bad erstickt.

Was genau in diesen Tagen auf Anweisung des selbsternannten Christen geschieht (und so gar nicht aus Nächstenliebe), wird wohl nie geklärt werden. Aber es ist vermutlich so skandalös, dass sich Konstantins loyaler Biograf Eusebius über die Strafaktion ausschweigt.

Nach außen behauptet die kaiserliche Propaganda, Fausta habe sich ihrem Stiefsohn unsittlich genähert. Manche Forscher vermuten, die Frau habe den jungen Mann verleumdet, um ihre eigenen Söhne an dessen Stelle an die Macht zu bringen – eine Intrige, für die sie dann selbst büßen musste. Warum aber lässt Konstantin dann die anderen Opfer hinrichten? In Wahrheit hat er wohl Angst vor einer Verschwörung.

Je verbissener Konstantin alles verfolgt, was ihm nahesteht, wie ein Zeitgenosse bemerkt, desto inniger huldigt er seiner Mutter Helena.

Mit dem Verfügungsrecht über Privatschatulle und Reiseequipage des Kaisers sowie diplomatischen Vollmachten ausgestattet, darf die fast 80 Jahre alte Dame ins Heilige Land reisen, darf in Konstantins Namen Verurteilte freilassen, Almosen an Arme, Gefangene und Verbannte verteilen und Kirchen stiften. Nach ihrem Tod tauft der Kaiser ihren Geburtsort Drepanum in Helenopolis um und beschenkt ihn mit den Reliquien ihrer Lieblingsheiligen Lukianos und Antiochos.

Das Verhältnis des Kaisers zur Stadt Rom ist jedoch nach den Säuberungen kaum noch zu retten. Als Konstantin



SEINEN SOHN LÄSST KONSTANTIN VERGIFTEN

dann auch noch einen Christen zum Stadtpräfekten ernennt, zum höchsten Beamten der Metropole also, macht der Unmut der heidnischen Elite sich Luft.

Auf dem Forum kursieren Spottverse, die Konstantin mit dem Blutsäufer Nero vergleichen – hat der nicht auch seine Verwandten umbringen lassen?

Im Jahr 326, zur Feier des 20-jährigen Herrschaftsjubiläums, eskaliert das Misstrauen zwischen Kaiser und Hauptstadt schließlich zum offenen Bruch.

Es ist Sommer; die Hitze liegt schwer über den Hügeln. In aller Pracht zieht Konstantin durch die Straßen, um sich feiern zu lassen, allein auf dem goldenen, edelsteinbesetzten Wagen. Reiter und Fußsoldaten mit Schild, Helmbusch und schimmernden Panzern begleiten den Zug. An den vergoldeten Spitzen der Lanzen blähen sich Drachen mit aufgesperrten Mäulern; stolz schlängeln sich die Schweife durch die Luft.

Auf dem Weg zum Jupiter-Tempel aber, dem bedeutendsten heidnischen Staatsheiligtum, macht der Monarch in letzter Minute kehrt – ohne den Göttern zu huldigen, wie es Sitte ist.

Jetzt gerät der Festakt zum Spießrutenlauf. Beschimpfungen hageln auf den Herrscher ein; Übermütige schänden Bilder und Statuen des Kaiserhauses. Die römische Oberschicht braucht sich dabei nicht einmal die Hände schmutzig zu machen: Ihre Klientel im Volk vollstreckt den Unmut der Edlen zu ihrer Zufriedenheit.

Konstantin aber hat genug: Er beschließt, der Metropole den Rücken zu kehren.

Schon lange hat er sich eine eigene Residenzstadt gewünscht, die eindeutig seinen Triumph bezeugt – und einzig seine eigene Handschrift trägt.

Deshalb modelliert er sich jetzt, wieder einmal einem „göttlichen Traum" folgend, aus einer unbedeutenden Siedlung namens Byzanz, knapp 1400 Kilometer östlich der Hauptstadt, ein „Neues Rom", das ebenfalls sieben Hügel bedeckt – und auch sonst eine verbesserte Kopie des alten ist.

Berührungsängste mit heidnischem Aberglauben, wie man sie von einem Bekehrten erwarten könnte, kennt er dabei nicht. Unbekümmert befragt er Astrologen und Auguren, lässt sich aus Sternen und Vogelflug lesen. Dann schreitet er höchstpersönlich in Begleitung paganer Priester rituell das Gelände ab, um an der Grenze der Stadt mit dem liturgischen Stab eine Ackerfurche aufzuwerfen.

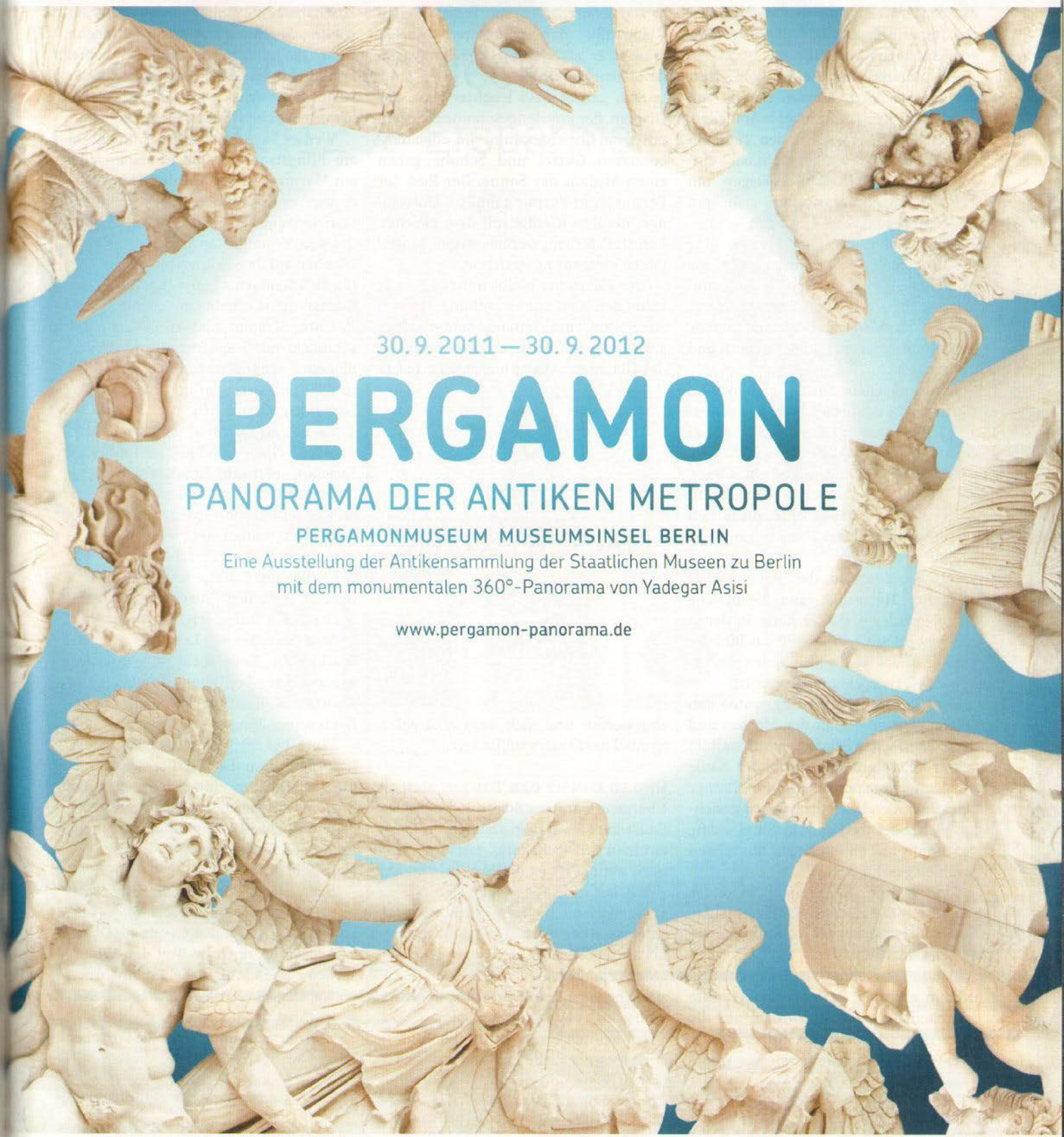
Konstantinopel, wie er die neue Metropole nennt, ist ein Produkt des Willens; ein Kraftakt, für den ihm kein Aufwand zu groß ist.

Er bläht die Stadt auf das Fünffache auf und versieht sie mit allen Attributen römischer Größe – einem Palast, einem Hippodrom, einem runden Forum. Er baut Aquädukte, Thermen und Zisternen, Senatsgebäude und Säulenhallen, mächtige Magistralen, Stadttore und Häfen.

Den Kaiserpalast auf seinem Hügel umgibt er mit einer kunstvoll verschachtelten Landschaft aus Gärten, Höfen, Wandelhallen und Wasserspielen. Und nach römischem Vorbild setzt er einen Meilenstein in die Mitte der Stadt, der

asisi

Antikensammlung
Staatliche Museen zu Berlin



30. 9. 2011 — 30. 9. 2012

PERGAMON

PANORAMA DER ANTIKEN METROPOLE

PERGAMONMUSEUM MUSEUMSINSEL BERLIN

Eine Ausstellung der Antikensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin
mit dem monumentalen 360°-Panorama von Yadegar Asisi

www.pergamon-panorama.de

rdert

Bundesministerium für Bildung und Forschung

TOPOI

Museumsinsel Berlin Das Kuratorium

Allianz

Bank of America Merrill Lynch

BERTELSMANN

Daimler Financial Services

DB

e·on

J.P.Morgan

KPMG

Linde

SIEMENS

Union Investment

WURTH

BDF

kooperation

GEO

GEO

rbb FERNSEHEN

kulturradio

zitty BERLIN

die Entfernungen zu den Metropolen des Imperiums anzeigt: Alle Wege führen jetzt nach Konstantinopel.

Er plündert das Reich, konfisziert die Kunstschätze stolzer Städte, um damit sein zweites Rom zu schmücken. Er lässt Götterbilder aus den Tempeln reißen, deren Gold und Silber einschmelzen – und den Rest liegen, um den Heiden zu zeigen, dass sich kein höheres Wesen darin verbirgt.

Doch das neue Rom bleibt eine Retortenstadt. Es ist nicht leicht, sie mit Leben zu füllen. Damit Konstantinopel für die Eliten attraktiv wird, verteilt der Monarch Werbegeschenke, lockt Neubürger mit Geld, Häusern und Grundbesitz.

Um den neuen Senat, in dem jetzt Christen die Mehrheit bilden, standesgemäß besetzen zu können, formt er aus Oberschicht und Beamtenschaft eine nagelneue Aristokratie. Und ein Römer, der etwa ein staatliches Landgut in Kleinasien pachten möchte, muss sich verpflichten, erst ein Haus in Konstantinopel zu bauen.

In das Zentrum der neuen Stadt setzt der Herrscher eine gigantische Porphyrsäule, 40 Meter hoch, in deren Fundament auf sein Geheiß das Bild der Pallas Athene neben Reliquien christlicher Märtyrer eingemauert wird.

Am 11. Mai 330 lässt er, unter den „Kyrie eleison"-Rufen der Massen und den Gebeten der Priester, ein Standbild seiner selbst auf die Spitze der Säule pflanzen: Konstantin in himmlischer Nacktheit, den Blick nach Osten gerichtet, Weltkugel und Lanze in den Händen, das Haupt mit einem Kranz aus sieben Strahlen geschmückt.

Und je mehr er versucht, in seiner Regierung die Herrschaft des einzigen Gottes zu spiegeln, desto mehr macht er sich selbst zum Gott.

Schon Diokletian hat den Kaiserhof ja zum sakralen Bezirk stilisiert, zum „allerheiligsten Haus", zu dem nur die Priester des Gottkaisers Zutritt haben.

Unter Konstantin aber nimmt diese Entwicklung pharaonische Ausmaße an.

Die *sella curulis*, den traditionellen Klappstuhl der römischen Kaiser, tauscht er als erster Herrscher gegen den Thronsessel aus.

Sein ganzer Leib leuchtet jetzt: das Diadem, der juwelengeschmückte Helm mit dem Christogramm, die edelsteinbesetzten Gürtel und Schuhe geben einen Abglanz der Sonne. Der Rest der Person ist in Purpur gehüllt – Untertanen, die ihre Kleider mit dem gleichen Farbstoff färben, werden wegen Majestätsbeleidigung hingerichtet.

Der Herrscher bleibt unbewegt, regt kaum den Kopf zur Begrüßung. Er wird zur Statue, zum Denkmal seiner selbst, zur Allegorie für die Unverrückbarkeit des Glaubens. Alles Menschliche hat er abgeworfen und sich zum abstrakten Symbol des Staates sublimiert.



VON NÄCHSTENLIEBE HÄLT ER WENIG

Und so kommt der Tod nur noch als Übergang von einer Starre in die andere. Es ist kurz nach dem Osterfest 337, als er einen Schwächeanfall erleidet – und noch einmal ist es die Mutter, von der sich Konstantin Segen verspricht.

Doch weder die Kur an den heilenden Quellen in der Nähe ihres Geburtsortes noch ein Besuch am Grab ihres geliebten Märtyrers Lukianos kann seinen Zustand bessern: Die Reliquien, auf seinen Leib gelegt, bleiben wirkungslos.

Schließlich bittet er um die Taufe – auch wenn er die lieber, wie sein imaginierter Waffenbruder Christus, im Jordan genommen hätte.

Dass Konstantin sich erst auf dem Totenbett taufen lässt, ist nicht ungewöhnlich: Selbst Bischöfe schieben den Empfang des Sakraments bisweilen bis zur Weihe hinaus. Je später die Taufe, desto ausgedehnter die Lizenz zur Sünde, die durch die Taufe getilgt wird – und somit zur ungehemmten Ausübung der Macht: Denn „die militärischen und politischen Funktionen eines Kaisers", schreibt der Historiker Veyne, waren „kaum vereinbar mit der christlichen Nächstenliebe".

Wenige Tage darauf stirbt Konstantin am Pfingstsonntag 337 in seiner Villa am Marmara-Meer. Mit der Kaiserwürde wird er auch sein frisch beglaubigtes Christentum vererben: Fast alle Kaiser des 4. Jahrhunderts werden den neuen Glauben auf ihre Fahnen schreiben – bis hin zu Theodosius I., der ihn 391/92 zur Staatsreligion erhebt (siehe Seite 134).

Unter Tränen und Wehklagen, geschmückt mit Kaiserornat und Perlendiadem, wird Konstantins Leichnam in die Stadt getragen und im goldenen Sarkophag aufgebahrt.

Es ist, als hätte er den Tod überwunden: Noch tagelang, so berichtet Eusebius, hält sein Hofstaat die festgelegten Zeiten zur Huldigung ein, wirft sich zu Boden wie vor einem Lebenden, und noch monatelang werden in seinem Namen Gesetze erlassen. „So war der Selige der Einzige unter den Sterblichen", resümiert Eusebius, „der auch nach seinem Tode noch Kaiser war."

Man bestattet den Leichnam in einer Basilika in Konstantinopel, inmitten von zwölf symbolischen Grabmalen der Apostel: Konstantin als Christus im Kreis seiner Jünger.

Einst, bei der Vision in den Vogesen, hat Apollo ihm die Weltherrschaft verhießen und ihm eingegeben, er selbst sei dem Gott gleich – soll das nicht mehr gelten, nur weil kein Sonnengott mehr Roms Geschicke bestimmt, sondern der Herr Zebaoth?

Nach altem römischem Ritus wird Konstantin nun zum Gott erhoben – und kurz darauf christlich beerdigt. Damit verkörpert er noch im Tod den Widerspruch zwischen christlichem Anspruch und heidnischer Praxis, der sein Leben geprägt hat.

Und der wohl noch lange die Forscher entzweien wird. □

Literaturempfehlungen: *Manfred Clauss, „Konstantin der Große und seine Zeit", C. H. Beck: anschauliche und analytische Einführung. Klaus Martin Girardet, „Der Kaiser und sein Gott", De Gruyter: aktuelle Interpretation Konstantins als eines entschieden christlichen Herrschers.*

Jörg-Uwe Albig, 52, Autor und Schriftsteller in Berlin („Berlin Palace"), war bei der Recherche fasziniert und entnervt zugleich von der Fülle an Interpretationen, die das dünne und durchweg parteiisch gehaltene Material über den Kaiser Konstantin ausgelöst hat.

GEO-Magazine – Sie haben die Wahl

Die Welt neu entdecken mit bis zu 12 % Ersparnis!

GRATIS dazu!

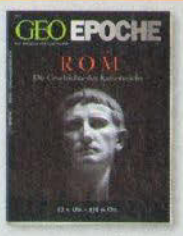


- ☑ Ein Geschenk gratis!
- ☑ Lieferung frei Haus!
- ☑ Ein oder mehrere Magazine zur Wahl!

HÄUSSER-Uhr „Advanced Black"

Mit dieser sportlichen Armbanduhr haben Sie die Zeit fest im Griff: Edelstahl-Gehäuse, Präzisions-Quarzuhrwerk, Datumsanzeige, orangefarbene Zeiger und Ziffern, Textilband.

☑ Ja, ich möchte mein/e GEO-Wunschmagazin/e zum Vorzugspreis:



1. Auf den besonderen Spuren der Geschichte.

GEO EPOCHE
erscheint 6 x jährlich zum Preis von zzt. € 8,– statt € 9,– im Einzelkauf mit 11 % Ersparnis. **Best.-Nr.**
☐ selbst lesen! **864 504**
☐ verschenken! **864 505**



2. Aufwendige Reportagen über den Zustand der Welt.

GEO
erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. € 6,30 statt € 6,60 im Einzelkauf mit 5 % Ersparnis. **Best.-Nr.**
☐ selbst lesen! **864 506**
☐ verschenken! **864 507**



3. Spannende Erkundungen – je Heft ein Land, eine Region oder eine Stadt.

GEO SPECIAL
erscheint 6 x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 statt € 8,50 im Einzelkauf mit 12 % Ersparnis. **Best.-Nr.**
☐ selbst lesen! **864 524**
☐ verschenken! **864 525**



4. Die schönsten Reiseziele der Welt – einladend und informativ.

GEO SAISON
erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. € 4,40 statt € 5,– im Einzelkauf mit 12 % Ersparnis. **Best.-Nr.**
☐ selbst lesen! **864 526**
☐ verschenken! **864 527**



5. Die großen Themen der Allgemeinbildung – visuell opulent, leicht verständlich.

GEOkompakt
erscheint 4 x jährlich zum Preis von zzt. € 7,75 statt € 8,50 im Einzelkauf mit 9 % Ersparnis. **Best.-Nr.**
☐ selbst lesen! **864 544**
☐ verschenken! **864 545**



6. Rätsel, Bastelspaß und Spiele – für Kinder von 5 bis 7 Jahren.

GEOmini
erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. € 2,90 statt € 3,20 im Einzelkauf mit 10 % Ersparnis. **Best.-Nr.**
☐ selbst lesen! **864 558**
☐ verschenken! **864 559**



7. Spielerisch-sympathisch lernen – für Kinder von 8 bis 14 Jahren.

GEOlino
erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. € 3,30 statt € 3,60 im Einzelkauf mit 10 % Ersparnis. **Best.-Nr.**
☐ selbst lesen! **864 560**
☐ verschenken! **864 561**

Senden Sie mir bzw. dem Beschenkten die oben ausgewählte(n) Zeitschrift(en) aus der GEO-Familie ab der nächsterreichbaren Ausgabe. Mein Geschenk erhalte ich nach Zahlungseingang. Nach 1 Jahr kann ich das Abonnement jederzeit beim GEO-Kundenservice, 20080 Hamburg, kündigen. Im Voraus bezahlte Beträge erhalte ich dann zurück. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und nur, solange der Vorrat reicht. Auslandsangebote auf Anfrage.

Meine persönlichen Angaben: (bitte unbedingt ausfüllen)

Name, Vorname _____ Geburtsdatum 19__

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefonnummer _____ E-Mail-Adresse _____

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner + Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Ich bezahle bequem per Bankeinzug: (jährliche Abbuchung)

Bankleitzahl _____ Kontonummer _____

Geldinstitut _____

☐ Ich zahle per Rechnung.

Ich verschenke ein oder mehrere Magazine aus der GEO-Familie an:
(bitte nur ausfüllen, wenn Sie ein oder mehrere Magazine aus der GEO-Familie verschenken möchten)

Name, Vorname des Beschenkten _____ Geburtsdatum 19__

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefonnummer _____ E-Mail-Adresse _____

☐ Die Belieferung soll frühestens ab dem __20__ beginnen. (Optional)

Als Geschenk erhalte ich: ☒ HÄUSSER-Uhr „Advanced Black"

Widerrufsrecht: Innerhalb von zwei Wochen nach Absenden meiner Bestellung kann ich diese ohne Begründung beim GEO-Kundenservice, 20080 Hamburg, in Textform (z. B. E-Mail oder Brief) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum _____ Unterschrift X

Bestellen leicht gemacht:

Per Post:
GEO-Kundenservice,
20080 Hamburg

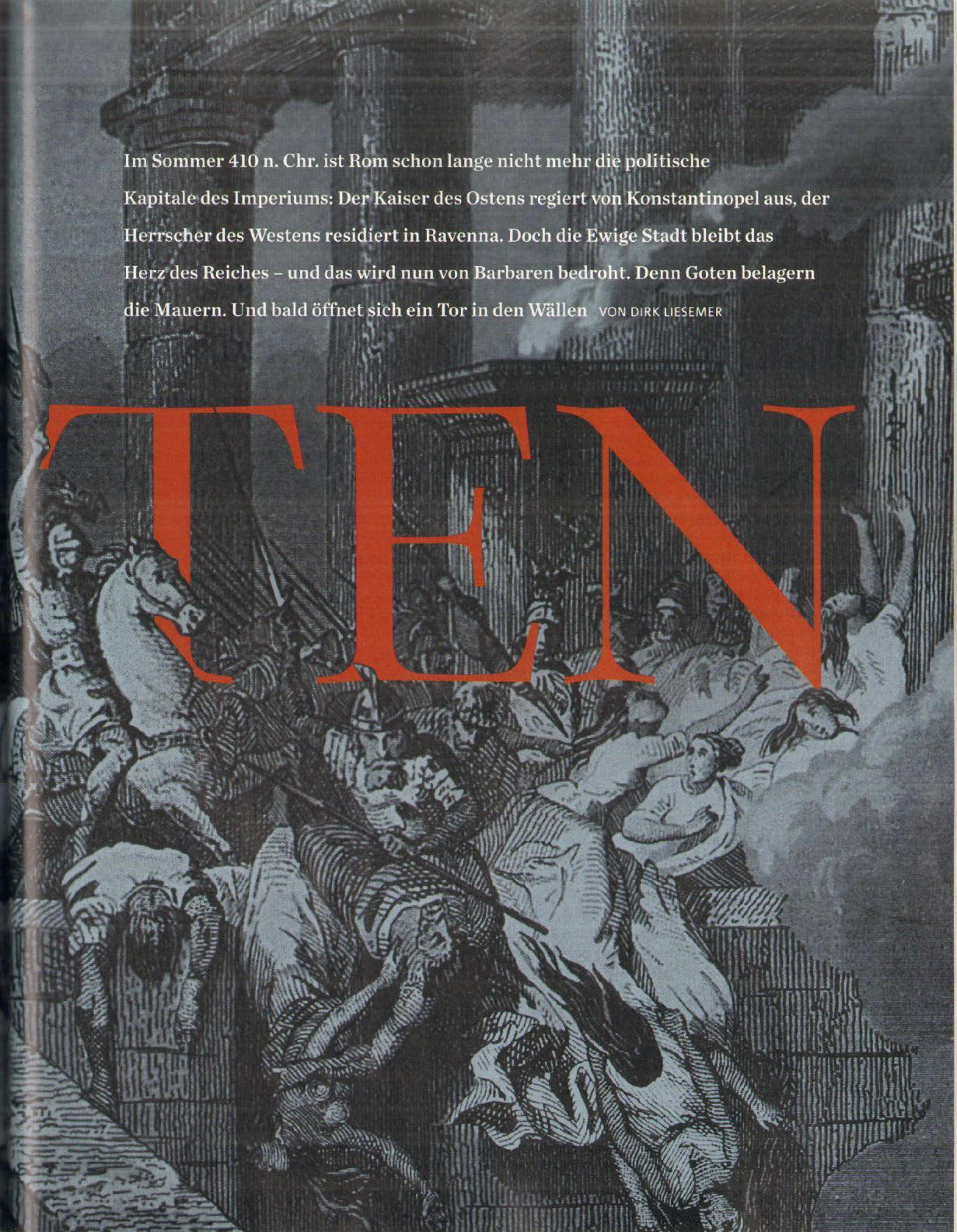
Per Telefon: (Bitte die Bestell-Nr. angeben)
01805/861 80 03
14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus dem dt. Mobilfunknetz
Abonnenten-Service Österreich und Schweiz: +49 1805/861 80 03

Online mit noch mehr Angeboten:
www.geo.de/familie

Angriff der GO



Am 24. August 410 fallen Zehntausende gotische Krieger in Rom ein, stürmen unter ihrem König Alarich die säulengeschmückten Plätze, Paläste und Villen. Zum ersten Mal seit acht Jahrhunderten wird die Metropole erobert – viele Zeitgenossen sehen darin ein Omen für den bevorstehenden Untergang des Reiches (Stich, 19. Jahrhundert)



Im Sommer 410 n. Chr. ist Rom schon lange nicht mehr die politische Kapitale des Imperiums: Der Kaiser des Ostens regiert von Konstantinopel aus, der Herrscher des Westens residiert in Ravenna. Doch die Ewige Stadt bleibt das Herz des Reiches – und das wird nun von Barbaren bedroht. Denn Goten belagern die Mauern. Und bald öffnet sich ein Tor in den Wällen VON DIRK LIESEMER

TEN

Der Glaube an die ewige Herrschaft des Imperiums endet am 24. August 410 n. Chr.: *Caput mundi*, das Haupt der Welt, von den Göttern auserkoren, über den gesamten Erdkreis zu gebieten, fällt in die Hände von Barbaren.

Es gibt wohl keinen Römer, der den angreifenden Gotenkönig Alarich nicht fürchtet: Seit Jahren schon verheeren dessen Krieger Italien. Seiner gewaltigen Gefolgschaft haben sich immer mehr entwurzelte Menschen angeschlossen, darunter Tausende Sklaven und germanische Soldaten, die zuvor in römischen Diensten gestanden haben. Sie erhoffen sich von dem Goten Beute und eine neue Zukunft.

Zweimal bereits hat Alarich die Stadt am Tiber belagert. Ihre Bewohner können sich gut erinnern, wie sie damals gehungert haben, wie sie vom Kaiser im praktisch uneinnehmbaren Ravenna im Stich gelassen worden sind, wie Alarich den römischen Senat um Lösegeld erpresst, wie er den Mitgliedern des Rates seinen Willen aufgezwungen hat.

Nicht wenige Bürger verfluchen nun das Christentum, das der Kaiser knapp 20 Jahre zuvor zur alleinigen Staatsreligion erklärt hat. Und sie glauben, dass sich die alten Götter in diesen Stunden rächen – ist doch Rom einst unter dem Schutz des Kriegsgottes Mars zur Herrscherin der Welt herangewachsen.

Bis jetzt haben die Menschen den Fall ihrer Stadt noch abwenden können. Ein mächtiger Verteidigungsring mit fast 400 Türmen umschließt sie auf 19 Kilometer Länge. Mehr als 7000 Zinnen schützen den Wehrgang des Bollwerks.

Nun aber, im August 410, ist die Lage aussichtslos. Keine Legion eilt Rom zu Hilfe – der in Ravenna weilende Kaiser des Westreichs hat der gotischen Übermacht nichts entgegenzusetzen.

Wohl um eine lange Belagerung zu verhindern, lässt angeblich eine reiche Bürgerin von innen die Torflügel der Porta Salaria im Norden der Stadt öffnen. Andere Erzählungen berichten von schlichtem Verrat oder von einer List Alarichs. Sicher ist nur: Die großartigste Metropole des Abendlandes fällt einer Barbarenhorde zum Opfer.

Zehntausende Goten stürmen über gepflasterte Straßen, vorbei an Thermen mit beheizten Wasserbecken und weitläufigen Gärten, an Brunnen, aus denen sich fast an jeder Straßenecke der Durst stillen lässt, an luxuriösen Einkaufspassagen und Theatern.

Die Angreifer bahnen sich den Weg zu den Kaiserpalästen auf dem Palatin und zu den Tempeln der alten Götter auf dem Kapitol. Selbst die Armenviertel mit ihren engen Gassen und den übervölkerten Mietskasernen müssen den an ein Leben in Zelten gewohnten Goten wie ein Wunderwerk vorkommen.

Für die Menschen im Imperium, gleich ob nah oder fern, ist die Preisgabe Roms ein Fanal: „Die Stimme stockt, und Schluchzer unterbrechen die Worte beim Diktieren; eingenommen ist die Stadt, die den ganzen Erdkreis eingenommen hat", verkündet der christliche Theologe Hieronymus.

40 JAHRE ZUVOR zweifelt noch niemand an Roms Macht. Um 370 ist das Imperium ein weithin stabiler und gigantisch großer Herrschaftsraum. Rund 70 Millionen Menschen leben innerhalb seiner Grenzen, Angehörige unterschiedlichster Völker, vereint unter römischer Verwaltung und römischem Recht: Bauern zumeist und viele Sklaven, aber auch Bankiers und Reeder, Bergwerksbesitzer und Bauunternehmer, wohlhabende Handwerker und Fabrikanten.



Der oströmische Kaiser Valens – oben rechts mit seinem Bruder – fällt im Kampf gegen die Goten (Münze, um 370)

Roms Kaufleute handeln mit Wein, Öl und Getreide, mit Luxusgütern wie Seide, Gewürzen, Duftharzen und Elfenbein, die sie aus fernsten Ländern beziehen, aus China, Indien oder dem Inneren Afrikas.

Den Frieden schützen Legionen und Hilfskontingente, die jährlich 100 000 Tonnen Getreide verbrauchen. Wo römische Truppen stationiert sind, blüht meist die regionale Wirtschaft auf: Allein für die Zelte einer Legion verarbeiten Handwerker 54 000 Rinderfelle.

Die Soldaten bewachen viele Tausend Kilometer Landgrenze: an Donau und Rhein entlang vom Schwarzen Meer bis zur Nordsee; in Britannien, wo die römische Herrschaft bis zum Wall des Hadrian im Norden der Insel reicht; in Nordafrika mit seinen Getreideprovinzen, wo sich das Imperium vom heutigen Marokko bis nach Ägypten erstreckt; und im Osten, wo sich die Grenze von der Sinai-Halbinsel bis zum Kaukasus zieht und die Perser häufig mit den Römern die Waffen kreuzen. Vollständig umschlossen von römischem Besitz ist noch immer das Mittelmeer, von der Straße von Gibraltar bis zur Levante.

Vereinigt sind immer mehr Menschen des Imperiums durch den gemeinsamen Glauben an das Christentum. Seit ungefähr zwei Generationen ist die Religion offiziell anerkannt.

Und Rom ist immer noch die wohl prächtigste Stadt des Reiches – wenn auch nicht mehr dessen Zentrum.

Zumeist führen jetzt zwei gleichberechtigte Regenten das Imperium. Einer herrscht über den Westen, meist von Mailand aus, der andere über den Osten, er sitzt in Konstantinopel.

Denn ein Kaiser allein kann die Verwaltung und die Sicherung der Grenzen kaum mehr organisieren: Während der Westkaiser in der Regel über Italien, Gallien, Britannien, Hispanien, Teile Nordafrikas und den westlichen Balkan wacht,



Der römische Heermeister Stilicho kämpft gegen die Goten und weitere vordringende Barbarenstämme. Doch der oberste Truppenführer fällt beim Kaiser in Ungnade – und wird 408 hingerichtet

regiert der Ostkaiser über Ägypten, die Levante, Kleinasien und den östlichen Balkan. Insgesamt ist der eher griechischsprachige Osten reicher an Bevölkerung und ökonomisch stärker als der lateinisch geprägte Westen.

Von Norden indes drängen bereits seit Generationen zunehmend Germanen ins Reich, im Osten wie im Westen. Anfangs kommen sie meist als Plünderer, die sich mit ihrer Beute rasch wieder zurückziehen – oder als Einwanderer, die sich im Imperium niederlassen wollen. Und Rom nimmt sie auf, wenn sie unterwürfig genug sind und ihre Waffen ablegen.

Oft zieht das römische Militär danach die besten Kämpfer unter den Zuwanderern zum Dienst ein. Den Übrigen weisen die Beamten des Kaisers Land zu, wobei sie darauf achten, dass die neu Angesiedelten den Kontakt zu Stammesgenossen außerhalb des Imperiums verlieren. So machen sie aus Barbaren loyale Bauern und Soldaten.

Häufig treten kampftüchtige Germanen auch direkt in die Armee ein. Mit der Zeit bestehen immer mehr Kontingente aus Fremden. Manche von ihnen machen Karriere, werden sogar zu Heermeistern: hohen Offizieren, die große Truppenteile befehligen.

Und bald werden noch mehr fremde Völker an die östliche Donaugrenze branden. Sie sind auf der Flucht.

Hunnische Reiterkrieger aus den Regionen am Kaspischen Meer treiben die Menschen vor sich her. Um 375 überfallen sie die Gebiete westlich des Don: das Land der Goten. Deren Stammesverband geht vermutlich auf Angehörige einer germanischsprachigen Kultur zurück, die sich im 2. Jahrhundert n. Chr. von der Ostseeküste des heutigen Polen nach Südosten ausgebreitet hat. Am Schwarzen Meer entstand schließlich jene Völkerschaft, die nun dem Einfall der Hunnen ausgesetzt ist.

Mit dem Aufbruch der ersten gotischen Flüchtlinge beginnen zwei Jahrhunderte, in denen zahlreiche Stämme über den Kontinent irren. Hunderttausende Menschen brechen auf, verlassen ihre Heimat, überwinden Grenzen, verheeren weite Landstriche. Manche Wanderungen enden in Hispanien, andere im Norden Afrikas.

Und noch bevor die Stämme wieder zur Ruhe kommen, werden sie Roms Reich im Westen hinwegfegen.

Bereits Anfang des Jahres 376 erreichen die römische Führung Berichte über Barbaren, die aus Nordosten in Richtung Donau fliehen. Doch zunächst werden sie kaum beachtet.

Kaiser Valens, der Herrscher in Konstantinopel, sorgt sich um eine andere Front: Die Perser bedrohen Armenien, ein Königreich unter römischer Oberhoheit. Um sich auf einen Feldzug gegen die orientalische Großmacht vorzubereiten, hat Valens in Syrien Truppen zusammengezogen. Nur kleinere Kontingente bewachen die Donau, die Roms Balkanprovinzen von den Gebieten der Barbarenstämme trennt.

Während Valens den Krieg gegen die Perser plant, strömen gotische Flüchtlinge ans Nordufer der unteren Donau im heutigen Rumänien. Krieger mit ihren Familien irren im Sommer 376 auf Ochsenkarren durch die Flussregion, wollen auf die Südseite des Stromes übersetzen.

Um die Situation militärisch unter Kontrolle zu bringen, müsste der Kaiser nun an zwei Fronten operieren, die mehr als 1000 Kilometer auseinanderliegen. Selbst wenn er seine kriegerischen Pläne im Osten aufgäbe, würde es Monate dauern, bis seine Truppen zum Balkan marschieren könnten. Immer-



Dreimal belagern die Truppen des Gotenkönigs Rom. Im Jahr 408 können ihn die Eingeschlossenen noch durch Lösegelder zum Abzug bewegen. Doch der Kaiser ist zu keinen Zugeständnissen bereit – so befiehlt Alarich zwei Jahre später den Angriff

hin gelingt es ihm, Kriegsschiffe auf der Donau patrouillieren zu lassen.

Vielleicht sieht Valens in der Lage aber auch eine Chance: Wenn er die gotischen Flüchtlinge in sein Reich lässt, kann er neue, dringend gesuchte Soldaten für die Armee rekrutieren.

Während der Kaiser seine Entscheidung abwägt, schwellen die Flüchtlingslager an der Donau weiter an.

Schließlich gibt er Befehl, eine Großgruppe der Goten ins Reich zu lassen. Sie sollen sich in Thrakien (im heutigen Bulgarien) ansiedeln.

Tag und Nacht setzen die Flüchtlinge nun mit Booten, Flößen oder Einbäumen über, niemandem gelingt es mehr, die Neuankömmlinge zu zählen. Es ist, als stoße „das Barbarenland Schwärme von Kriegern wie Asche vom Ätna aus", notiert ein Chronist.

Chaos bricht aus, und bald gelangen auch Gruppen von Goten auf römischen Boden, denen der Kaiser die Erlaubnis eigentlich verweigert hatte.

Bis Ende des Jahres 376 sammeln sich schätzungsweise 90 000 Flüchtlinge auf der römischen Donauseite, darunter etwa 15 000 Kämpfer. Sie können nicht mehr entwaffnet werden.

Bald haben sie ihre Vorräte an Proviant aufgebraucht und hungern. Zuvor schon haben örtliche Militärkommandanten die dortigen Ernten in befestigte Städte schaffen lassen. Den Goten gönnen sie nichts davon.

Manche Römer nutzen die Not der Flüchtlinge aus, verkaufen den Hungernden angeblich sogar Hunde zum Essen. Viele Goten sind gezwungen, ihre Kinder in die Sklaverei zu geben.

Um sich selbst ernähren zu können, brauchen die Barbaren eigenes Land. Doch das wollen ihnen die römischen Militärs erst überlassen, nachdem sie den gotischen Großverband aufgeteilt haben. Die kleineren Gruppen sollen dann möglichst weiträumig angesiedelt werden. Die Römer planen deshalb vermutlich, die Oberhäupter der Goten bei einem von ihnen organisierten Festbankett als Geiseln zu nehmen.

Ohne die Wortführer, so das Kalkül, könnten die Flüchtlinge leicht zerstreut werden. Doch der Versuch misslingt.

Am Tag danach erheben sich die Goten – und plündern bald Thrakien.

Seit 300 Jahren leben Römer in dieser Gegend der Balkanhalbinsel. Sie

haben sich dort prächtige Landgüter angelegt. Nun fliehen viele für immer. Im Winter 377/378 dringen Goten weiter nach Südosten vor und erreichen fast die Mauern von Konstantinopel.

Um das Chaos auf dem Balkan bändigen zu können, schließt Kaiser Valens einen Kompromissfrieden mit den Persern. Er will die Goten im Bündnis mit dem Kaiser im Westen unterwerfen.

Im Frühsommer erreicht Valens mit rund 15000 Soldaten die Balkanhalbinsel. Doch er muss auf die weströmischen Truppen warten, die vom Rhein in Richtung Südosten marschieren.

Zwei Monate harrt Valens aus. Tatenlos und ungeduldig. Seine Soldaten murren. Plötzlich entdecken Späher des Kaisers ein Heer von 10000 Goten nahe Adrianopel (heute Edirne).

Einige Generäle drängen den Regenten, auf die Westtruppen zu warten. Doch stattdessen, so berichtet ein Chronist, „behielten die unheilvolle Entschlossenheit des Kaisers und die Schmeichelreden einiger kaiserlicher Beamter die Oberhand. Sie rieten zu äußerster Eile". Denn dann müssten die Truppen aus dem Westen nicht beteiligt werden am Ruhm des sicher geglaubten Sieges.

Am 9. August treibt Valens seine Soldaten in einem mehrstündigen Marsch zur Schlacht. Zu spät erkennen sie ihr Unglück: Die Feinde sind nicht nur deutlich zahlreicher, als von den Spähern berichtet, sie bieten zu ihrer Überraschung auch Kavallerie auf.

Den römischen Kundschaftern war offenbar ein zweiter Heerhaufen der Feinde verborgen geblieben. Gerade zu diesen Truppen gehören aber Reiterkrieger, die die gefürchtete Kampftechnik der Hunnen übernommen haben.

Dennoch wagt der linke Flügel der Römer einen Vorstoß – und wird vollständig aufgerieben. Die römischen Linien brechen nun an der Flanke ein, die heranstürmenden Goten drängen die Infanterie im Zentrum immer enger zusammen.

Bald kann kaum ein Legionär mehr sein Schwert ziehen oder auch nur seinen Arm zum Schlag erheben oder hinter dem Schild in Deckung gehen. Zugleich prasseln Pfeile und Wurfgeschosse nieder. Niemand kann dem Gedränge entrinnen.

Zwei Drittel der oströmischen Soldaten sterben wohl an diesem Augusttag, 10000 Männer, womöglich auch mehr, dazu etwa 40 hohe Offiziere – und der Kaiser, wohl von einem Pfeil durchbohrt. Das beste Heer Konstantinopels ist damit vernichtet.

Es ist die vielleicht größte und demütigendste Niederlage in der Geschichte des Reiches seit der Schlacht von Cannae gegen Hannibal. Weite Teile der Balkanhalbinsel fallen nun in die Hände der gotischen Krieger. Der Weg nach Konstantinopel steht ihnen offen.

Aber die Metropole ist von mächtigen Festungsringen gut genug geschützt. Sie entgeht der Plünderung – wie vermutlich auch die anderen befestigten Städte der Region.

Erst vier Jahre später, 382, gelingt es Theodosius, dem neuen Kaiser im Osten, die Krise diplomatisch zu lösen. Der ausgehandelte Friedensvertrag ist einmalig: Das Reich gesteht den Goten Land südlich der Donau zu, verzichtet auf Steuern und gewährt den Stämmen weitgehende Autonomie.

Im Gegenzug sollen sie dem Kaiser bei Waffengängen dienen und seinem Kommando gehorchen.

Nie zuvor hat ein römischer Kaiser so weitgehend die Kontrolle über einen Teil des Imperiums abgegeben, nie zuvor auf eine Geste der Unterwerfung verzichtet: Anders als bei allen anderen römischen „Friedensverträgen" geht nicht ein einziger Gote in die Sklaverei. Es ist ein Dokument der Schwäche, keine Demonstration von Souveränität.

In Konstantinopel stellt Theodosius den Vertrag als Kapitulation der Barbaren dar. Um Kritiker zu überzeugen, preist der vielleicht brillanteste Rhetor der Epoche, Themistios, seinen Kaiser im Senat der östlichen Hauptstadt: „Als Erster wagte er es, sich klarzumachen, dass die Stärke für die Römer jetzt nicht im Schwert, in Panzern oder Schilden liege oder in zahllosen Körpern, sondern dass jene andere Stärke und Rüstung benötigt werde, die denen, die nach dem Sinn Gottes herrschen, geräuschlos von selber zuteil wird."

Tatsächlich scheint das Reich mit dem Vertrag befriedet. Die beiden Kaiser in Mailand und in Konstantinopel gebieten wieder unangefochten über ihr Imperium. Auch der Krieg mit den Persern ist beigelegt. Und die bedeutenden Provinzen in Syrien, Kleinasien und Nordafrika, die den Herrschern die meisten Steuern einbringen, sind von den Kriegen auf dem Balkan ohnehin verschont geblieben.

13 Jahre lang herrscht nun weitgehend Frieden an der unteren Donau. Zweimal fordert Theodosius in dieser Zeit gotische Einheiten an, um Aufständische zu bekämpfen, die sich im Westen des Reiches erhoben haben.

Die Krieger der Goten unterwerfen sich dem römischen Oberkommando, erleiden große Verluste in den letztlich siegreichen Schlachten – und tragen so dazu bei, dass Theodosius seine Macht nach und nach auf das ganze Imperium ausdehnen kann. Schließlich ist er sogar Alleinherrscher über Ost und West. Unter ihm wird das Christentum zur Staatsreligion erhoben (siehe Seite 134).

Doch im Januar 395 stirbt der Kaiser überraschend. In Konstantinopel folgt ihm sein ältester Sohn Arcadius, in Mailand hingegen der erst zehnjährige Honorius. Zu dessen Vormund erklärt sich Flavius Stilicho, der oberste Soldat des Verstorbenen.

Stilicho hat sich im Osten hochgedient. Der Sohn einer Römerin und eines Offiziers vandalischer Abstammung ist ein erfolgreicher Militärstratege und geschickter Diplomat, verheiratet mit einer Nichte von Theodosius.

Jahrelang wird er nun im Westen nahezu unumschränkt herrschen: Er kontrolliert das Militär, kann sich auf den Senat in Rom und die



Kaiser Theodosius handelt einen Frieden mit den Goten aus – zu demütigenden Bedingungen für das Reich



Die von Alarich angeführten Goten brennen den Sitzungssaal des Senats am Forum Romanum nieder, plündern drei Tage lang Villen, Ladengalerien sowie Paläste und schleppen unermessliche Reichtümer davon

hohen Beamten stützen, vermählt seine Tochter mit Kaiser Honorius.

Doch damit nicht genug: Stilicho strebt auch die Herrschaft im Osten an.

DORT SIEHT SICH der neue Kaiser Arcadius mit anderen Problemen konfrontiert. Denn nach dem Tod seines Vaters erheben sich die gotischen Stämme erneut. Zudem wagen sie es, einen eigenen König auszurufen, auf römischem Territorium: ein klarer Bruch des Friedensvertrages von 382.

Zu ihrem ersten gemeinsamen Führer ernennen die Goten den wohl erst 25-jährigen Alarich, einen arianischen Christen aus einem gotischen Häuptlingsgeschlecht (weitere biografische Details sind nicht überliefert von jenem Mann, der in den folgenden Jahren als rastloser Hasardeur das Imperium verheeren wird).

Alarich, der mit seinen Männern ein paar Jahre zuvor für Theodosius in die Schlacht gezogen ist, fordert für sein Volk mehr Anerkennung, mehr Autonomie – und vor allem besseres Land.

Denn die Siedlungsgründe der Goten im Grenzgebiet südlich der Donau sind im Winter 394/395 von Hunnen verwüstet worden. Für sich selbst verlangt Alarich einen Posten als Heermeister.

Anfangs lehnen die Römer alle Forderungen ab. Dass die Goten ausgerechnet jenen Vertrag revidieren wollen, der ihnen so große Zugeständnisse machte, klingt für die meisten Menschen im Imperium unerhört: Schon damals hatte der Kaiser ja eine Art Staat im Staate zugelassen – was mit der Struktur des Reiches eigentlich unvereinbar ist.

Alarich nun als autonomen Herrscher und römischen Kriegsherrn anzuerkennen hieße, jeden Führungsanspruch gegenüber den Barbaren aufzugeben, sie vielmehr selbst an der Führung des Imperiums teilhaben zu lassen.

Weil alle Verhandlungen scheitern, lässt Alarich seine gotischen Krieger jahrelang durch Thrakien und Griechenland marodieren. Zweimal ziehen ihnen Heere der Römer entgegen, eine Entscheidungsschlacht aber bleibt aus.

Doch schließlich gibt der mächtige Berater, der in Konstantinopel für den schwachen Ostkaiser Arcadius herrscht, Alarichs Forderungen nach.

Dessen Gefolgsleute lassen sich in Makedonien nieder, er selbst wird Oberbefehlshaber der Region.

Doch zwei Jahre später wird der Berater gestürzt und das Abkommen mit Alarich wieder verworfen. Daraufhin begeben sich der Gotenkönig und sein Volk erneut auf die Wanderung und ziehen entlang der Adriaküste in Richtung Norden – auf weströmisches Territorium. Schließlich dringen sie in Italien ein und schicken sich an, die dortige Kaiserresidenz Mailand zu umzingeln.

Nun sammelt Stilicho seine Truppen, drängt Alarich und seine Krieger ab. Zweimal schlägt der Heermeister die Goten im Verlaufe des Jahres 402. Stark geschwächt zieht Alarich aus Italien ab.

Drei Jahre später branden neue Flüchtlingsmassen an die Grenzen des Reiches. Sie sind auf der Flucht vor den Hunnen, die nun bis ins heutige Ungarn vordringen.

Ende des Jahres 405 stößt eine riesige germanische Völkerschaft über die mittlere Donau und die Alpen nach Italien vor. Etliche Monate vergehen, ehe Stilicho die Eindringlinge stellen kann, ihre Truppen vernichtend schlägt und den Anführer hinrichten lässt. Zigtausende Barbaren werden gefangen genommen und kommen als Sklaven oder Soldaten ins Imperium.

Doch den römischen Einheiten fehlen Kämpfer: Stilicho musste für seinen Feldzug gotische und hunnische Söldner anwerben. Derweil sammeln sich am Rhein immer mehr Völkerschaften, die die Reichsgrenze bedrohen.

Wohl deshalb schließt der Heerführer einen Vertrag mit dem wiedererstarkten Alarich: Die Truppen des Gotenkönigs sollen für Rom in den Krieg ziehen, wie einst unter Kaiser Theodosius, nun aber für Westrom. Im Gegenzug verspricht er den Goten das schon so lange ersehnte Siedlungsland.

Dann plant Stilicho ein verblüffendes Manöver: Er will sich mit gotischer Waffenhilfe gegen Ostrom stellen und Gebiete auf dem von Konstantinopel

Kämpfer für den GOTTESSTAAT

Nicht Rom sei ewig, sondern allein die Herrschaft Gottes, lehrt der Theologe Augustinus

Mit Flüchtlingen aus Italien dringt die Kunde von der Eroberung Roms durch die Goten im Jahr 410 n. Chr. nach Nordafrika und erreicht dort einen der berühmtesten Kirchenlehrer jener Zeit. Augustinus, Bischof von Hippo Regius (heute Annaba, Algerien), erkennt die Angst der Menschen. Und die Gefahr, die darin für das Christentum liegt. Denn viele Römer fürchten, dass die alten Götter ihnen zürnen und der neue Gott der Christen sie womöglich nicht beschützen kann. Augustinus aber gibt den Anhängern Jesu Argumente für den Kampf um ihren Glauben. Die Schriften des 56-Jährigen werden die Welt für immer verändern.

Dabei verfolgt er anfangs einen ganz anderen Weg. Für sein Studium der Rhetorik zieht Augustinus in das weltoffene Karthago. Bald reicht sein Ruf als geschickter Debattierer bis nach Italien: Als 30-Jähriger unterrichtet er am Kaiserhof in Mailand die Kunst der Rede – bis ein Erlebnis sein ganzes Tun und Streben verändert.

Schon lange hat Augustinus nach einer Weltanschauung gesucht, die seinen intellektuellen Ansprüchen genügt. Immer wieder will ihn seine – christliche – Mutter zur Taufe überreden. Doch die Bibel erscheint ihm zu unbeholfen.

In Mailand trifft er nun auf Christen, die die Schriften des griechischen Denkers Platon mit den Lehren der Bibel zu einer neuen Philosophie verschmelzen, die Augustinus überzeugt. Ihr zufolge soll der Mensch sich in sein Inneres kehren, um dort die geistige Wahrheit zu erkennen und sein Glück zu finden; dabei helfe ihm Gott durch Christus, seine Kirche und die Heilige Schrift.

Es sind nicht allein diese Gedanken, die ihn zum Glauben bekehren. In seiner Autobiografie beschreibt Augustinus sein Erweckungserlebnis später so: Eines Tages, inmitten einer Lebenskrise, liegt er unter einem Baum und glaubt die Stimme eines Kindes zu hören. Immer wieder ruft es: „Nimm und lies! Nimm und lies!“ Augustinus hält die Stimme für eine Weisung Gottes. Er nimmt die Bibel, schlägt sie auf und liest, worauf sein Blick fällt: Römer 13,13 f. „Lasst uns ehrenhaft leben wie am Tag, ohne maßloses Essen und Trinken, ohne Unzucht und Ausschweifung, ohne Streit und Eifersucht. Legt als neues Gewand den Herrn Jesus Christus an, und sorgt nicht so für euren Leib, dass die Begierden erwachen.“



Die Schriften von Augustinus verändern den christlichen Glauben grundlegend

In diesem Augenblick, so Augustinus, sei aus ihm, dem Skeptiker, ein Christ geworden. Alle Zweifel seien von ihm abgefallen.

388 kehrt Augustinus zurück nach Nordafrika, wird drei Jahre später Priester, um 395 Bischof. Hier entsteht sein 15 Bücher umfassendes Werk „De trinitate“, in dem er das theologische Konzept der Dreieinigkeit entfaltet und gegenüber Kritikern verteidigt. Es besagt, dass ein einziger Gott sich sehr wohl in drei Personen zeigen könne: als Gottvater, als Gottes Sohn und als Heiliger Geist. Es wird zum Standardwerk der katholischen Dogmenlehre.

Doch nach der Einnahme Roms durch die Goten verlangen immer mehr Menschen, die Römer sollten sich wieder ihren alten Göttern zuwenden. Augustinus fühlt sich herausgefordert. Und so verfasst er seine Verteidigungsschrift „De civitate Dei“ („Vom Gottesstaat“).

Das Werk ist selbst für den Verfasser von mehr als 100 Schriften ein gewaltiges Unterfangen. Rund 15 Jahre lang arbeitet der Bischof an der Abhandlung. Und bereits im ersten der 22 Bücher entkräftet Augustinus die Argumente der Gegner. „Rom sei Unheil widerfahren, weil es aufgehört habe, seine Götter zu verehren?“, fragt er rhetorisch – und verneint es sogleich.

Denn auch vorher seien nicht alle Kriege der Römer ruhmreich gewesen. Schon unter Jupiter und Juno, Viktoria und Mars hätten Germanenstämme Rom bedroht, weil „die Götter ihren Verehrern nicht zu irdischem Glück behilflich sind“. Die Gnade Gottes könne man sich allenfalls durch Demut, nicht aber durch Heldentaten verdienen.

Sein Hauptargument: Christen bewohnen schon zu Lebzeiten ein himmlisches Imperium, den Gottesstaat. Sie bereiten auf Erden das Reich Gottes vor, das sich mit der Wiederkehr des Messias erfüllen wird. Die weltlichen Reiche mögen kommen und gehen: Wer Christ ist, dient letztlich nur dem obersten Herrn. Nicht Rom ist ewig, sondern die Gnade und die Herrschaft Gottes.

Religion und Politik, Kirche und Staat als grundsätzlich verschiedene Sphären: Das ist revolutionär in der Gedankenwelt der Antike. Zwar werden auch nach Augustinus Herrscher über Bischöfe und Priester bestimmen und Männer des Glaubens eigene Staaten gründen und Kriege führen. Doch fortan argumentieren Theologen wie Philosophen immer wieder für eine Trennung von Staat und Kirche – und beziehen sich dabei auf „De civitate Dei“.

430 stirbt Augustinus. Das Weströmische Reich geht ein knappes halbes Jahrhundert später unter. Und es kommt genau so, wie Augustinus es prophezeit hat: Das Christentum überdauert das Imperium.

Jan Ludwig

kontrollierten Balkan besetzen. Über seine Motive für dieses Vorhaben rätseln die Historiker bis heute. Gut möglich aber, dass Stilicho gerade diese Region Alarichs Goten überlassen will, um sich deren Unterstützung bei seinen Militäroperationen zu sichern.

Doch plötzlich muss der Heermeister Westroms alle Kriegspläne für den Balkan verschieben: Denn um den Jahreswechsel 406/407 fällt die Grenze am Oberrhein. Es ist der Beginn einer Invasion, wie sie das Reich noch nie zuvor erlebt hat.

Zahllose Stämme, vor allem Germanen, überrennen Roms Verteidigungsanlagen und strömen nach Gallien. Vandalen, Alanen, Sueben. Zehntausende Krieger, mit ihnen kommen vermutlich mehr als 100 000 Menschen, auch Frauen und Kinder.

Zwei Jahre lang durchziehen sie weite Regionen Galliens und kämpfen sich in Richtung Pyrenäen vor.

„Ganz Gallien war erfüllt vom Rauch eines einzigen Scheiterhaufens", beschreibt ein christlicher Dichter das Inferno.

Von unfassbaren Verwüstungen und vom Zusammenbruch des „Stützwerks einer brüchigen Welt" berichtet einige Jahre später ein anderer: „Wer damals den Boden mit hundert Pflügen bearbeitete, dem bereitet es nun Mühe, auch nur über ein Ochsenpaar zu verfügen; jener, der oftmals mit seinen Kutschen durch prächtige Städte fuhr, ist nun enttäuscht und reist beschwerlich zu Fuß in verwüstete ländliche Gegenden. Land und Stadt sind nicht mehr, was sie einmal waren; alles stürzt Hals über Kopf auf sein Ende zu."

Zur gleichen Zeit greifen in Britannien nacheinander mehrere römische Aufrührer nach der Macht. Der dritte Empörer setzt im Frühling 407 mit Truppen nach Gallien über, zieht die weströmische Rheinarmee auf seine Seite und weitet seine Herrschaft rasch bis zu den Alpen aus.



Galla Placidia, die Halbschwester des Kaisers, gerät im Jahr 410 in gotische Gefangenschaft

Konstantinopel bietet Westrom keine Waffenhilfe an. Der Kaiser am Bosporus sieht offenbar weder die Barbaren noch den Usurpator im fernen Gallien als seinen gefährlichsten Gegner an, sondern Stilicho, noch immer der starke Mann in Italien.

Und dann zieht im Frühjahr 408 auch noch der Gotenkönig Alarich seine Krieger am Ostrand der Alpen zusammen. Monatelang hat er auf Stilichos Truppen gewartet, um wie abgesprochen auf dem Balkan Gebiete zu erobern. Nun fordert er eine gewaltige Entschädigung – angeblich 4000 Pfund Gold.

Für den Fall, dass die Kompensation nicht gezahlt wird, droht er mit einer Invasion Italiens.

Stilicho gerät immer mehr in Bedrängnis. Mit den Provinzen in Gallien und Britannien scheint nun der gesamte Nordwesten des Reiches wie bei einem Erdbeben zu erzittern.

Und ausgerechnet jetzt verlangen der Kaiser Honorius sowie eine Mehrheit im römischen Senat von ihm auch noch, Alarich den Krieg zu erklären. Es wäre ein Krieg an drei Fronten.

Noch einmal gelingt es Stilicho, sich durchzusetzen. Er sucht weiter die Allianz mit Alarich, verspricht ihm das geforderte Geld und das Heermeisteramt im umkämpften Gallien. Doch diese Entscheidung entzweit die Führung des Westens. „Das ist kein Friede", schmäht ein Senator die Abmachung mit Alarich, „das ist ein Unterwerfungsvertrag."

Immer offener hetzen einflussreiche Römer gegen den Heermeister; nicht wenige sehen in ihm einen halbbarbarischen Verräter. Kaum einer versteht noch Stilichos verwirrende und risikoreiche Politik sowie sein Bündnis mit Alarichs Goten.

Die sollen nun in Gallien für den Westkaiser Honorius kämpfen, während Stilicho selbst mit römischen Truppen nach Konstantinopel ziehen will – denn dort ist im Mai 408 der Kaiser des Ostens gestorben.

Doch Honorius, mittlerweile 23 Jahre alt, misstraut seinem obersten Militär zunehmend. Als Stilicho im Sommer 408 seinen Aufbruch nach Konstantinopel plant, wo er im Namen des westlichen Herrschers die Vormundschaft über den neuen Kaiser, einen gerade siebenjährigen Neffen des Honorius, übernehmen soll, spinnt ein Höfling eine Intrige.

Der Heermeister, so verbreitet er unter römischen Militärs, wolle am Bosporus den rechtmäßigen Thronerben töten und seinen eigenen Sohn zum Kaiser erheben.

Kurz darauf lässt Honorius seinen obersten Militär festnehmen. Am 22. August enthauptet ein Henker den einstigen Vormund des Kaisers.

Mit dem Tod Stilichos verliert das Reich seinen besten Offizier – und Alarich den Verhandlungspartner. Weder erhält der Gotenkönig die mehrfach versprochenen 4000 Pfund Gold noch das Heermeisteramt in Gallien.

In Italien werden die Gefolgsleute Stilichos ermordet – sowie Tausende Nicht-Römer, zumeist die Familien germanischer Soldaten in kaiserlichen Diensten. Viele dieser Krieger fliehen und schließen sich Alarich an, dessen Heer auf 30 000 Mann anwächst.

Um endlich seine Forderungen durchzusetzen, dringt der Gotenkönig nun wie angedroht nach Italien vor – und zieht in Richtung Rom.

Honorius und seine neuen Berater lassen dies weitgehend tatenlos zu: Würden sie alle verfügbaren Truppen gegen die Goten stellen, so wohl ihre Befürchtung, könnte der Aufrührer in Gallien, der mittlerweile nahe der Rhônemündung in Arelate (Arles) residiert, die Gelegenheit nutzen, in Italien einzufallen.

Im Oktober 408 schneiden Alarichs Truppen Rom vom Nachschub ab. Bald darauf grassieren Hunger und Seuchen in der noch immer von Hunderttausenden bewohnten Stadt. Der Senat schickt Gesandte zu den Goten, um einen Friedensschluss anzubieten, aber auch mit der eigenen Kampfkraft zu drohen – doch Alarich verspottet sie nur.



Anders als es dieser Stich zeigt, brennen die plündernden Goten nur wenige Häuser in Rom nieder. Und viele Kirchen werden auf Befehl des Christen Alarich verschont

„Dichtes Gras ist leichter zu mähen als dünnes", habe er den Boten entgegnet, so berichtet ein Chronist.

Bei einem zweiten Treffen diktiert er den Römern schließlich seine Bedingungen: 5000 Pfund Gold, 30 000 Pfund Silber, 4000 Seidengewänder, 3000 Pfund Pfeffer sowie 3000 purpurfarbene Felle. Als Rom diese Schätze aushändigt, ziehen die Angreifer ins nördlich gelegene Etrurien ab.

Doch die entscheidenden Forderungen des Goten sind nach wie vor nicht erfüllt: Siedlungsland auf römischem Boden und ein hohes militärisches Amt im Imperium – womöglich jenes oberste Heermeisteramt, das zuvor Stilicho innehatte.

Die Senatoren und selbst der Bischof von Rom drängen Kaiser Honorius zu Verhandlungen, doch der hält Alarich hin. Monatelang, jahrelang.

Im Sommer 410 befiehlt der Gotenkönig zum dritten Mal die Belagerung Roms. Die Hoffnung aber, den Kaiser und dessen Berater damit zu Zugeständnissen zu zwingen, hat er vermutlich schon aufgegeben. Honorius bleibt auch jetzt unbeirrt – das Schicksal der Stadt ist ihm offenbar gleichgültig.

Am 24. August 410 stehen Alarichs Soldaten vor der imposanten Mauer der an Einwohnern größten Metropole des Reiches. Dann öffnet sich die Porta Salaria, und Zehntausende Krieger stürmen die Ewige Stadt.

Bald brennt der Sitzungssaal des Senats. Die Barbaren dringen in Villen, Ladengalerien und Paläste ein. Raffen drei Tage lang unermessliche Reichtümer zusammen. Rauben aus dem Lateranpalast ein Geschenk Kaiser Konstantins: ein fast eine Tonne schweres, aus Silber geformtes Hostiengefäß.

Zwar verschonen die Plünderer die Kirchen der Apostelfürsten und alle Menschen, die im Inneren der heiligen Stätten Schutz suchen: So hat es der Christ Alarich seinen Gefolgsleuten befohlen. Aber zahlreiche Römer werden verschleppt – darunter Galla Placidia, die Halbschwester des Kaisers.

Wie viele Menschen in den Tagen der Plünderung umkommen, wie viel Gold, Silber und Edelsteine die Goten rauben, überliefert keine Chronik.

Nach nur rund 70 Stunden zieht Alarich mit seiner Streitmacht ab. Rom ist wieder frei. Die allermeisten Bürger haben den Raubzug überlebt. Wenige Häuser sind niedergebrannt. Kaum ein Denkmal ist beschädigt.

Die Gefahr scheint vorerst gebannt. Alarich wendet sich von der Stadt ab, die seinem Heer dauerhaft keine Verpflegung bieten kann – und auf das als uneinnehmbar geltende Ravenna, wo sich der Kaiser aufhält, wagt er keinen Angriff.

So zieht er mit seinem Gefolge nach Süditalien, um in die reichen afrikanischen Provinzen überzusetzen. Doch an der Wasserstraße von Messina, die das italienische Festland von Sizilien trennt, scheitern die Goten: Stürme vereiteln die Überfahrt.

Den Rückweg nach Norden überlebt Alarich nicht. Er stirbt noch vor dem Jahreswechsel in der Nähe der Stadt Cosentia in Kalabrien eines natürlichen Todes.

So marschieren die Goten unter seinem Nachfolger weiter, der sie wohl 412 nach Gallien führt. Bald darauf wird Galla Placidia, die Halbschwester des Kaisers, durch Heirat die Königin jener Barbaren, die sie verschleppt haben.

Und 418 setzen Alarichs Nachfolger endlich dessen wichtigste Forderung durch: Nachdem sie zuvor zwei Jahre lang in Diensten der Römer andere Barbarenvölker bekämpft haben, erhalten die Goten in Südwestgallien Siedlungsland und rufen nahe der Stadt Tolosa (Toulouse) ihr eigenes Königreich aus.

Politisch bleibt die Eroberung Roms durch die Goten also nahezu folgenlos.

Doch in der Wahrnehmung vieler Zeitgenossen wirkt sie wie ein Menetekel, das den Niedergang des Weströmischen Reiches ankündigt. □

Literaturempfehlungen: Peter Heather, „Invasion der Barbaren", Klett-Cotta: grundlegendes Werk über Ursachen und Auswirkungen der Wanderungsbewegungen. Mischa Meier/Steffen Patzold, „August 410 – Ein Kampf um Rom", Klett-Cotta: die Deutungen der Plünderung Roms von den Zeitgenossen bis heute.

Dirk Liesemer, 35, ist Reporter in Münster. Obwohl er sich im Studium ausgiebig mit politischer Geschichte beschäftigt hat, wunderte er sich bei seiner Recherche nun doch, wie rasant ein jahrhundertealtes Imperium zerbrechen konnte.

ENDE eines WELTREICHES

Fast genau 500 Jahre nachdem Augustus das Kaisertum begründet hat, besteigt ein Knabe den weströmischen Thron: Romulus, genannt Augustulus, das »Kaiserlein«. Der Junge wird der letzte Imperator im Westen des einst mächtigen Reiches sein. Und bis heute rätseln die Forscher, weshalb genau das erfolgreichste Staatengebilde, das jemals in Europa existiert hat, zerfallen ist VON RALF BERHORST





Gleich mehrfach wird Rom im 5. Jahrhundert von Germanen geplündert. Die Herrscher haben die Stadt da bereits verlassen, residieren in Ravenna. Manche Großbauten wie das Kolosseum werden noch nach dem Ende des Kaisertums 476 genutzt, dann verfallen auch sie (Ölgemälde, 1816)

Seit mehr als 70 Jahren ist Ravenna die Residenz der weströmischen Kaiser. Jetzt, am letzten Oktobertag des Jahres 475 n. Chr., versammeln sich in der Lagunenstadt an der Adria die Spitzen des Reiches, um im Palast einen neuen Herrscher zu krönen. Am Ende des mit Marmor ausgelegten Thronsaales glänzt ein vergoldeter Sitz. Dorthin sind alle Blicke gerichtet: Denn auf dem Thron erwartet der zukünftige Kaiser den Beginn der Zeremonie.

In wenigen Augenblicken wird er in den Rang eines geheiligten Wesens aufsteigen. Er wird als neuer *augustus* über Krieg und Frieden entscheiden sowie über das Schicksal ganzer Völker richten. Er wird ein Herrscher über den Erdball sein. So gilt es seit Jahrhunderten. So soll es auch jetzt gelten.

Doch der neue Kaiser ist noch ein Kind. Ein Junge, dessen genaues Alter nicht einmal überliefert ist. Nur sein Name, der einen pompösen Klang hat: Romulus – so wie der mythische Gründer der Tiberstadt.

Ein Knabe also wird Nachfolger von Kaisern wie Augustus, Mark Aurel oder Diokletian, von Strategen, Philosophen und Reformern. Das Kind auf dem Thron in Ravenna aber ist nichts von alldem. Es stammt aus keiner edlen Familie, auch von besonderen Talenten berichtet kein Geschichtsschreiber.

Die wenigen Nachrichten, die die Zeiten überdauert haben, zeigen: Romulus ist eine Marionette. Und das Reich, über das er regieren wird, nicht mehr als der Torso dessen, was einst die westliche Hälfte des Imperium Romanum war.

Was von der Machtfülle der Kaiser noch übrig ist, liegt in den Händen jenes Mannes, der nun mit der Zeremonie beginnt: Orestes, der Vater von Romulus und oberste Heermeister der Truppen. Auch über ihn ist wenig bekannt. Manches spricht dafür, dass er aus Pannonien an der mittleren Donau stammt und einst dem Hunnenkönig Attila als Gesandter gedient hat.

Orestes legt seinem Sohn den Purpurmantel über die Schultern. Wer sich dem Kaiser künftig nähert, muss – je nach seinem Rang – vor dem Monarchen auf den Boden fallen oder auf das rechte Knie niedersinken. Nur wer zum engeren Zirkel gehört, darf den Saum des kostbaren Mantels küssen.

Dann setzt der Heermeister seinem Sohn ein mit zwei Perlenreihen geschmücktes Diadem auf das Haupt. Er zieht ihm mit Edelsteinen besetzte Schuhe über die Füße, reicht dem Knaben als weitere Insignien der Macht ein Zepter und eine Kugel – das Symbol für den Globus, auf dem die als Engel stilisierte Siegesgöttin Viktoria steht.

Der Imperator Romulus steigt von seinem Thron herab, durchquert die Reihen der Militärs und Höflinge, zeigt sich im Freien seinen Soldaten. Sie feiern den Jungen mit Sprechchören als neuen Kaiser, bestätigen ihn damit in seinem Amt. Romulus bedankt sich mit einer Rede und Geldgeschenken.

Boten tragen Porträts des Herrschers in die Städte des Landes; fortan soll sein Bildnis in den Amtsstuben des Reiches zu sehen sein, in jedem Gerichtssaal, jedem Theater, auf jedem Versammlungsplatz. Münzen mit seinem Abbild werden geprägt. Die Inschrift „Dominus noster Romulus Augustus pius felix augustus" ist auf ihnen zu lesen: „Unser Herr Romulus Augustus, der Fromme, Glückliche, Erhabene."

Schon bald jedoch kursiert ein anderer Name für den Herrscher: Augustulus, das „Kaiserlein". Fast genau 500 Jahre nachdem Oktavian den Ehrennamen „Augustus" vom Senat annahm und damit das Kaisertum begründete, wird Romulus Augustulus der letzte Herrscher des Imperiums im Westen sein.

Und obwohl der Ostteil mit der Kapitale Konstantinopel noch ein Jahrtausend weiterbesteht, wird die Herrschaft des Romulus für die Nachwelt das Ende des Römischen Reiches markieren.

Wie aber konnte es dazu kommen?

DAS IMPERIUM, das zur Zeit seiner größten Ausdehnung fast neun Millionen Quadratkilometer umfasste, ist seit dem 4. Jahrhundert meist in zwei Hälften aufgeteilt. Im Jahr 475 erstreckt es sich im Osten vom heutigen Serbien bis zum Peloponnes, von Thrakien im Umland der Hauptstadt Konstantinopel über Kleinasien, Syrien und Palästina bis nach Ägypten und Libyen, umfasst zudem das östliche Mittelmeer. Im Westen hingegen kontrolliert der Kaiser nur noch das italienische Festland sowie

einen Küstenstreifen im südöstlichen Gallien.

Etwa 75 Millionen Menschen lebten einst in den Grenzen des gesamten Reiches, angeführt von einem Volk, das sich dem Rest der Welt überlegen wähnte und berufen fühlte, über den Globus zu herrschen.

Die Römer schufen ein Netz gepflasterter Straßen von rund 80 000 Kilometer Länge. Ihr Imperium unterhielt eine Ehrfurcht gebietende Streitmacht und eigene Waffenfabriken. In Rom, der größten Metropole der antiken Welt, lebten fast eine Million Menschen; die Monumente, Foren und Paläste der Stadt schienen für die Ewigkeit erbaut.

Die Frage, wie das erfolgreichste Staatengebilde in der Geschichte Europas zerfallen konnte, beschäftigt seit Jahrhunderten Gelehrte, Dichter und Philosophen. Der Untergang des Römischen Reiches ist eines der größten Rätsel der Weltgeschichte.

Mehr als 200 verschiedene Faktoren haben Historiker und andere Gelehrte seit der Antike für den Zusammenbruch des Imperiums benannt und teils obskure Theorien ersonnen: Wurde Rom eine Seuche zum Verhängnis? Vergiftete das Wasser aus bleiernen Leitungen die Römer schleichend? Schwächte zu häufiger Besuch in den heißen Thermen die Zeugungskraft der Männer?

Für keine dieser Annahmen gibt es einen Beweis.

Zwar wütete tatsächlich einst eine todbringende Epidemie im Imperium, doch das war schon im 2. Jahrhundert – lange vor dem Kollaps also.

Untersuchungen an Gebeinen aus römischer Zeit haben keine auffälligen Spuren von Blei nachgewiesen. Und dass zu warme Bäder die Manneskraft der Römer auszehrte, ist völliger Unsinn (sonst müssten all jene Völker, zu deren Kultur traditionell Saunabäder gehören, längst ausgestorben sein).

Spekulation ist auch die schon von antiken Autoren vertretene Ansicht, die Lebensdauer von Weltreichen sei wie die von Pflanzen oder Organismen natürlich beschränkt. Auf eine Zeit der Blüte und Reife müsse unweigerlich das Absterben folgen. Dieser Gedanke ist eine Analogie – keine Antwort.

Ernster zu nehmen dagegen sind vier andere Erklärungsmodelle:

I. Das Reich könnte an seinem Gegensatz von Überfluss und Armut zerbrochen sein, an einer unerträglich gewordenen Kluft zwischen Vermögenden und Besitzlosen.

Tatsächlich ist im 5. Jahrhundert ein relativ kleiner Kreis von einigen Hundert Familien unvorstellbar reich. Deren Häupter, Senatoren zumeist, verfügen nicht nur über luxuriöse Stadthäuser, sondern auch über ausgedehnte Landgüter mit palastartigen Villen. Eine dieser Familien besitzt beispielsweise Grundstücke in mehreren Gegenden Italiens, in Hispanien, Britannien sowie in drei nordafrikanischen Provinzen. Allein zu einem der italienischen Anwesen gehören 24 000 Sklaven.

Neu ist diese Ungleichheit aber nicht. Weniger als fünf Prozent der römischen Bevölkerung besitzen mehr als 80 Prozent des Landes – so ist es vermutlich während der gesamten Kaiserzeit, nicht erst an deren Ende.

II. Ein anderes Modell sucht die Schuld in der gestiegenen Steuerlast, die die Masse der Bauern zu tragen hat (etwa 85 Prozent der Gesamtbevölkerung arbeiten in der Landwirtschaft).

Nach dieser Theorie geben viele der Kleinbauern wegen der hohen Abgaben entmutigt ihre Äcker auf, lassen weite Flächen brach liegen, die Felder veröden. So entgeht dem Staat ein großer Teil der Steuereinnahmen, mit denen er vor allem die Armee finanziert – mit der Folge, dass das Reich kollabiert.

Allerdings haben archäologische Untersuchungen in mehreren ehemaligen römischen Provinzen gezeigt, dass die Landwirtschaft um das Jahr 400 eine regelrechte Blütezeit erlebt. Offenbar resignieren die Bauern in den meisten Gegenden keineswegs, sondern arbeiten hart, um ihren Wohlstand zu heben. Die Steuerlast der Landbevölkerung treibt Rom jedenfalls nicht in den Abgrund.

III. Eine weitere Theorie geht davon aus, dass das Imperium von seiner immer größeren Bürokratie stranguliert wurde. Zudem seien die Amtsinhaber – durchweg Angehörige der Oberschicht – ausgesprochen korrupt gewesen.

Erhaltene Dokumente belegen den Missbrauch: Römische Staatsdiener unterschlagen Geld, fälschen Urkunden, begünstigen Freunde und Verwandte.

Und tatsächlich ist die Zahl der Beamten im gesamten Reich um das Jahr 400 weitaus höher als etwa 150 Jahre zuvor. Insgesamt sind in der Verwaltung wohl 6000 hohe Bürokraten tätig.

Doch bei immer noch 70 Millionen Einwohnern ist das eine kleine Zahl. Und da der Staat nur eine geringe Besoldung zahlt, sind die Kosten niedrig.

Zudem ist die Korruption nichts Neues. Sie hat den Aufstieg des Imperiums nicht behindert – und sie ist auch nicht für dessen Untergang verantwortlich.

IV. Bleibt die Erklärung, das Christentum trage Schuld am Kollaps. Vielleicht hat der pazifistische Geist der neuen Staatsreligion die Kampfmoral der Legionen untergraben?

Doch schon der angeblich friedliebende Charakter des neuen Glaubens wirft hier Zweifel auf: Denn seit seiner offiziellen Anerkennung werden immer wieder blutige Auseinandersetzungen im Namen Christi geführt.

Darüber hinaus übersteht der christliche Osten des Imperiums den Niedergang des Westens. Und viele germanische Stämme, die sich gegen Rom erheben, beten ebenfalls zum Christengott.

Keiner dieser Erklärungsversuche überzeugt also. Dabei gibt es schon früh viele Anzeichen für den Niedergang. In Rom, aber auch in anderen Städten des Reiches werden seit dem 4. Jahrhundert weniger Prachtbauten errichtet als zuvor. Zudem senken die Kaiser und ihre Beamten das Gewicht und den Feingehalt der Silber- und Goldmünzen, was die Inflation anheizt.

Zugleich zeigt das Reich aber überraschend vitale Züge: Auf den Feldern erleichtert nun der Wendepflug den Bauern die Arbeit; Getreidemühlen werden nicht mehr nur von Sklaven oder Zugtieren, sondern auch mit Wasserkraft betrieben. Die unhandlichen Papyrusrollen werden zunehmend durch das gebundene Buch ersetzt, weshalb sich auf gleichem Raum das Sechsfache an Geschriebenem unterbringen lässt. Die Entfernungen im Riesenreich überbrückt noch immer eine funktionierende Staatspost: ein System für den Transport von Nachrichten, Personen und Gütern, mit einem Netz von Haltestationen, an denen Boten, Beamte und



Einst war das Forum Romanum, hier in einer freien Darstellung von 1741, das Zentrum eines Weltreiches. Doch die Macht Roms schwindet, als Goten, Vandalen, Alanen und Hunnen das Imperium attackieren. Und seine Abhängigkeit von Söldnern erweist sich als fatal

andere Reisende mit offizieller Genehmigung die Pferde wechseln oder ihre Wagen reparieren lassen können. Und nach wie vor überlassen Roms Kaiser die Verwaltung den Städten. Die Kommunen, deren Magistrate Steuern und Naturalabgaben einziehen, machen den weiten Raum im Osten und Westen des Imperiums beherrschbar.

Zudem zeigt sich die römische Gesellschaft erstaunlich durchlässig: Wer etwa im Heer oder im Klerus dient, kann sich aus einfachen Verhältnissen bis in hohe Ämter emporarbeiten.

Deshalb ist eine fünfte These weitaus wahrscheinlicher: Rom zerbricht nicht von innen, der entscheidende Stoß kommt von außen.

Die Kette der Ereignisse, die zu Westroms Fall führen, beginnt fast genau 100 Jahre vor der Krönung des Romulus Augustulus. Abseits der Grenzen des Imperiums machen sich die Hunnen – Reiterkrieger aus dem Gebiet zwischen Wolga, Don und Kaukasus – auf den Weg in das Land nordöstlich des Schwarzen Meeres. Die dort siedelnden gotischen Stämme fliehen vor den gefürchteten Bogenschützen. Ganze Völkerscharen setzen sich in Bewegung nach Südwesten.

Im Sommer 376 erreichen Zehntausende gotische Flüchtlinge die römische Grenze an der unteren Donau und bitten um Aufnahme in das Reich. Der Ostkaiser gewährt ihnen Asyl. Doch der Plan einer friedlichen Ansiedlung in Thrakien (heute Bulgarien) scheitert. Jahrelang ziehen die Goten daraufhin durch die römischen Provinzen, verwüsten zunächst Thrakien und Makedonien im Osten, dann Dalmatien und Pannonien im Westreich. Schließlich fallen sie in Italien ein, wo die Römer sie 402 allerdings schlagen und vertreiben können. Der Kaiser im Westen siedelt mit seinem Gefolge von Mailand (das Rom schon rund 100 Jahre zuvor als Residenzstadt abgelöst hat) in das besser zu verteidigende Ravenna um.

Aber der Druck von außen lässt nicht nach. Um 405 erfasst eine zweite Welle von wandernden Völkern Europa, abermals ausgelöst von den Hunnen, die von Osten in die Große Ungarische Tiefebene vorstoßen und die dortigen Stämme weiter nach Westen treiben. Hunderttausende sind nun auf dem Marsch, überrennen die römischen Grenzen.



Auch Roms Bäder – hier eine fantasievolle Imagination des 18. Jahrhunderts – sind bald dem Verfall preisgegeben: Nach 538 gibt es keine Aquädukte mehr, die sie mit Wasser versorgen. Und längst verwenden die Römer die Steine vieler antiker Gebäude neu

Wohl Ende 406 überqueren Vandalen, Alanen und Sueben den Rhein, dringen nach Gallien ein und kämpfen sich später bis Hispanien vor. Burgunder besetzen zudem die Gegend um Worms.

Und damit nicht genug: 408 kehren die Goten nach Italien zurück, belagern Rom. Im August 410 dringen sie schließlich in die Stadt ein (siehe Seite 146).

Die alte Kapitale ist zwar nicht mehr der Mittelpunkt des Imperiums, aber noch immer ein ehernes Symbol für dessen unumstößliche Macht. Der Fall ihrer Stadt schockiert die Römer. Und die Christen unter ihnen sehen in der Plünderung ein Zeichen, dass das Ende der Welt nah ist.

Wie aber ist es dazu gekommen, dass Roms Truppen die Angriffe an den Grenzen nicht mehr abwehren, die fremden Stämme nicht entscheidend stellen und wieder vertreiben können?

Die Antwort liegt in einer unbequemen Wahrheit für die Römer, die sich so lange dem Rest der Welt überlegen fühlten: Jenseits des Limes hat sich eine stille Revolution vollzogen. Die Barbaren haben sich zivilisiert, die germanischen Völker haben ihren Rückstand gegenüber Rom aufgeholt.

Gaben sie früher ihre Äcker preis, sobald der Boden nach einigen Jahren erschöpft war, und zogen weiter, so düngen sie die Felder nun mit Tiermist, durchfurchen die Erde mit eisernen Pflugscharen und bestellen Äcker im jährlichen Wechsel. Sie werden sesshaft, errichten feste Dörfer. Sie können größere Flächen bewirtschaften und mehr Getreide ernten als zuvor.

Die besseren Erträge ernähren eine größere Anzahl an Nachkommen. So nimmt bei den verschiedenen Germanenstämmen in Mittel- und Osteuropa die Bevölkerung zu, wie vermehrte Bestattungen auf Gräberfeldern und größere Siedlungsflächen zeigen.

Über Jahrhunderte steigt der Wohlstand bei den Germanen. Weil der neue Reichtum ungleich verteilt ist, entsteht eine Elite: eine Schicht von Anführern, die Gefolgschaften hinter sich sammeln, ihren Einfluss und Besitz von Generation zu Generation vererben.

Aus einer Vielzahl kleiner Stämme, die allein nicht in der Lage wären, die Römer ernsthaft zu attackieren, und sich zudem meist gegenseitig bekämpfen, bilden sich nun – durch Bündnis oder Unterwerfung des jeweils schwä-

cheren – größere Verbände und letztlich die Zehntausende Menschen umfassenden Völkerschaften, die das Imperium Romanum bedrohen.

Zugleich profitieren die Germanen von ihrem Kontakt mit den Römern. Angeregt durch Importwaren, entwickelt sich bald auch bei den Barbarenvölkern ein spezialisiertes Handwerk mit hochwertigen Erzeugnissen.

Vor allem auf den Krieg sind sie jetzt besser vorbereitet. Trat die Masse der Kämpfer früher nur mit einfachen, im Feuer gehärteten Holzspießen den Legionären gegenüber, so führen sie nun eiserne Schwerter, Lanzen oder Streitäxte, schützen sich mit Kettenhemden.

Zudem haben sich die Germanen römische Kriegstechniken angeeignet. Anders als früher können manche ihrer Verbände nun sogar befestigte Städte erfolgreich belagern.

Und anders als die Römer, so scheint es, lieben sie es, zu kämpfen.

Zwar ist per Gesetz ein Großteil aller römischen Bürger zum Dienst in der Armee verpflichtet. Aber seit der frühen Kaiserzeit wurde das lange Jahre kaum beachtet – in der Regel meldeten sich genügend Männer freiwillig. Etwa 150 000 Römer dienten damals in den Legionen, noch einmal so viele Kämpfer in den Hilfstruppen. Weniger als ein Prozent aller Einwohner des gesamten Reiches stand damit unter Waffen. Erst als gegen Ende des 3. Jahrhunderts im Zuge einer großen Militärreform die Heeresstärke ungefähr verdoppelt wurde, begann der Staat wieder, Wehrpflichtige einzuziehen.

Längst vorbei sind da die Zeiten der Republik mit ihrem Bürgerheer, in dem Adelige und Bauern gemeinsam stritten.

Der Kriegsdienst ist mittlerweile unbeliebt, der Oberschicht gilt er als „schmutzig und eines freien Mannes unwürdig", wie ein Politiker im Jahr 362 bemerkt. Viele einfache Wehrpflichtige verstümmeln sich lieber, als dem Aushebungsbefehl zu folgen; sie hacken sich einen Daumen oder einen anderen Finger ab. Auch gehen dem Heer viele Rekruten durch Fahnenflucht wieder verloren. Zwar muss mit Auspeitschung, Zwangsarbeit oder gar der Todesstrafe rechnen, wer einen Deserteur versteckt, doch die Sanktionen richten wenig aus.

Um den Mangel auszugleichen, werben die Kaiser immer mehr Söldner an – und finanzieren deren Dienste unter anderem durch eine Steuer, mit der sich Grundbesitzer von der Verpflichtung freikaufen können, eine bestimmte Anzahl an Rekruten stellen zu müssen.

Die meisten dieser Soldaten stammen aus wenig entwickelten Gegenden auf der Balkanhalbinsel oder aus verbündeten Nachbarvölkern des Reiches. Deren Fürsten haben sich verpflichtet, die römischen Grenzen zu achten und gegen andere Barbaren zu schützen; dafür erhalten sie in der Regel Jahr für Jahr finanzielle Zuwendungen.

Die germanischen Söldner kommen meist in Gruppen. Um das Jahr 400 erscheinen die Namen von fast 30 verschiedenen Stämmen als Truppenbezeichnungen im römischen Heer. Die Fremden sind für die Armee unverzichtbar, immer größer wird ihr Anteil. Mit dem Antritt ihres Dienstes werden sie auch im Reich angesiedelt. Die Herrscher hoffen wohl, dass die Zuwanderer sich anpassen, römische Gewohnheiten annehmen und loyale Untertanen werden.

Die Barbaren können im Heer Karriere machen, ins Offizierskorps und sogar in höchste Ränge aufsteigen. Seit dem 4. Jahrhundert vertrauen die Kaiser – die formell oberste Feldherren bleiben – die Führung der Streitkräfte ihren Heermeistern an, zunächst je einem für Infanterie und Reiterei. Später fällt das Amt in einer Person zusammen, der dann weitere Heermeister für einzelne Großbereiche des Imperiums zur Seite stehen.

Immer wieder berufen die Kaiser Fremde auf diese Posten, darunter Sarmaten, Perser, Iberer, Alanen und Franken. Im 5. Jahrhundert liegt der Oberbefehl fast immer in den Händen von Germanen.

Schon seit frühester Zeit haben Menschen aus verschiedenen Völkern für Rom gekämpft. Nun aber dienen sie nicht nur als einfache Soldaten: Sie übernehmen auch die höchste militärische Führung. Doch der alteingesessenen römischen Oberschicht gelten die Aufsteiger weiterhin als reichsfremde Barbaren.

Und tatsächlich erweisen sich die Hilfstruppen, die Rom bei den Germanen oder anderen Völkern anwirbt, nicht immer als verlässlich – vor allem nicht, wenn sie gegen eigene Stammesgenossen kämpfen sollen. Doch solche Fälle bleiben offenbar die Ausnahme: Die fortschreitende „Barbarisierung" der römischen Armee scheint eher ein soziales als ein militärisches Problem zu sein.

Längst aber sind sich auch die Barbaren, die nicht in Roms Heer dienen, ihrer militärischen Stärke bewusst geworden. Immer häufiger wagen sie es, gegen das Imperium zu ziehen – und immer häufiger hat Rom dem nichts entgegenzusetzen. Denn die meisten Soldaten auf römischer Seite kämpfen nicht für eine gemeinsame Sache oder für die Ehre des Kaisers: sondern für Geld.

Geld, das vor allem im Westen des Reiches nun fehlt. Während der Finanzbedarf für das Militär steigt, sinken die Steuereinnahmen durch Gebietsverluste und die Plünderungen ganzer Regionen. Vermutlich spielen auch Misswirtschaft und Korruption eine Rolle. Gut möglich, dass es den Großgrundbesitzern, die dem Reich schon die militärische Gefolgschaft verweigern, zunehmend gelingt, das Staatswesen nicht an ihrem Reichtum teilhaben zu lassen.

Manchen Offizieren ist die KARRIERE *wichtiger als das Reich*

Im Jahr 429 setzen Vandalen, die zuvor ins südliche Hispanien vorgedrungen waren, nach Afrika über. Entlang der Küste rücken sie gen Osten vor und erobern Provinz nach Provinz. Die Römer können den Vormarsch jahrelang nicht stoppen – viele Truppen des Westreiches sind im unruhigen Gallien gebunden, möglicherweise ist den führenden Offizieren aber auch ein Machtkampf um das höchste Heermeisteramt wichtiger als die Verteidigung Nordafrikas.

Nur dank oströmischer Kontingente gelingt es, die Eindringlinge aufzuhalten.

Wie bereits andere Völker, die in weströmisches Territorium eingedrungen sind, schließen die Vandalen 435 einen Vertrag mit Rom, der ihnen de facto die Herrschaft über das von ihnen eroberte Gebiet zugesteht. Doch auch damit gibt sich Geiserich, ihr König, nicht zufrieden. Im Jahr 439 fällt die Handelsmetropole Karthago – ein unersetzlicher Verlust. Denn seit Jahrhunderten füllt das Korn aus Nordafrika die Getreidespeicher in Rom und ganz Italien. Nun gelangen von dort keine Lieferungen mehr über das Meer.

Daraufhin bietet das Reich alle Kräfte auf. 1100 Schiffe schaffen Zehntausende Soldaten, Pferde, Ausrüstung und Verpflegung nach Sizilien, wo sich Truppen des Westens mit einem gewaltigen Expeditionskorps der östlichen Reichshälfte vereinigen. Aber die Flotte läuft gar nicht erst nach Karthago aus.

Denn im Osten ist eine neue Bedrohung aufgetaucht: Die Hunnen, jenes Reitervolk, das durch seine Vorstöße nach Westen bereits etliche Wanderungen ganzer Völker ausgelöst hat, attackieren nun auf dem Balkan direkt das Imperium.

Die Gefahr ist so groß, dass das Ostreich seine Soldaten wieder zurückruft. Die weströmischen Truppen aber sind allein nicht stark genug, um Karthago zu erobern. Das Unternehmen muss abgesagt werden.

Stattdessen schließt der Westkaiser 442 einen weiteren Vertrag mit Geiserich; im Tausch gegen die zuvor eroberten Gebiete überlässt er diesem die reichen Provinzen Africa proconsularis und Byzacena. Der Vandalenkönig verpflichtet sich umgekehrt zur Lieferung von Getreide.

Aber für die Staatskasse sind die Gebietsverluste verheerend. Schon seit den Barbareneinfällen Anfang des 5. Jahrhunderts sind dem Westreich viele Einnahmequellen verloren gegangen. Die geplünderten Landstriche in Italien führen seither erheblich weniger Steuern ab. Aus Britannien hat sich das Imperium mittlerweile ganz zurückgezogen. Auch aus Hispanien und Gallien – die bereits zu großen Teilen in der Hand von Barbaren sind – erreichen die Römer kaum mehr Steuern.

Der Verlust weiter Teile Nordafrikas verschärft die Situation nun zur Katastrophe. Denn nur dank der hohen Steuereinnahmen von dort konnte sich das Reich eine Streitmacht leisten, die groß genug war, um zumindest einen Teil der umkämpften Gebiete gegen Invasoren zu verteidigen. Aus den verwüsteten Landstrichen, die dem Westreich nach dem Vertrag mit dem Vandalenkönig in Nordafrika bleiben, geht aber nur noch ein Achtel der bisherigen Abgaben ein.

Der Kaiser hebt Steuerbefreiungen auf, streicht Privilegien. Doch die Maßnahmen greifen kaum. Dabei müsste er sein Heer dringend verstärken. Denn die Hunnen, die das Ostreich bedrohen, werden bald auch den Westen angreifen.

Die Zahl der FEINDE wächst – und Roms Armee löst sich auf

Seit ihrem ersten Vorstoß nach Westen in den 370er Jahren haben die Reiterkrieger viel von der Kriegstechnik der Römer gelernt – und ihre Truppen zudem mit Goten und Kämpfern anderer Stämme ergänzt. Nun ist es den Hunnen sogar gelungen, gleich mehrere befestigte Städte auf dem Balkan einzunehmen.

Noch bevor seine Truppen aus Sizilien heimgekehrt sind, muss der oströmische Kaiser in Konstantinopel daher einen demütigenden Friedensvertrag schließen und sich zu hohen Goldzahlungen verpflichten.

Als das versprochene Geld ausbleibt, verwüsten die Hunnen 447 die Balkanprovinzen, vernichten zwei oströmische Heere, plündern und zerstören zahllose Städte. Abermals bittet der Ostkaiser um Frieden und zahlt dem Hunnenkönig Attila fortan einen nochmals drastisch erhöhten jährlichen Tribut von 2100 Pfund Gold. Der Barbar sieht in dem oströmischen Herrscher nun einen unterworfenen Vasallen.

Vier Jahre später ziehen Attila und seine Völkerschar nach Westen. Mit vielleicht 50 000 Kriegern stoßen sie nach Gallien vor. Die Gründe für den Kriegszug über eine Distanz von mehr als 1000 Kilometern bleiben rätselhaft. Möglicherweise treibt den Anführer einfach der Hunger nach Eroberungen, nach Weltherrschaft.

Bei Aurelianum (Orléans) können die Römer den Vormarsch zunächst stoppen, dann kommt es auf den Katalaunischen Feldern zur Entscheidungsschlacht. Eine Allianz aus kaiserlichen Truppen und Kontingenten mehrerer Barbarenvölker, die sich auf weströmischem Territorium niedergelassen haben, gelingt es, die Invasoren zu besiegen. Die Hunnen ziehen sich aus Gallien zurück.

Doch im Jahr darauf dringen sie erneut ins Westreich ein, belagern und plündern mehrere Städte in Norditalien. Nochmals gelingt es den Römern sie zurückzudrängen, diesmal mit Unterstützung aus Konstantinopel. Als Attila 453 überraschend stirbt, zerfällt das von ihm eroberte Reich wenig später.

Der Tod des Hunnenführers verschafft dem Imperium jedoch nur eine kurze Atempause.

Denn 455 landen Geiserichs Vandalen von Afrika aus mit einer Flotte an der Tibermündung, marschieren bis nach Rom und dringen Anfang Juni in die Stadt ein – nur 45 Jahre nach dem Überfall der Goten. Niemand hindert sie daran. Denn keine drei Monate zuvor ist der weströmische Kaiser in Rom einem Mordanschlag zum Opfer gefallen, dessen Drahtzieher sich umgehend zum neuen Herrscher erheben ließ. Dieser aber verliert schnell allen Rückhalt bei Militär und Bevölkerung. Als sich die Vandalen nähern, will er aus der Stadt fliehen – doch bevor er sich davonmachen kann, stirbt er, angeblich durch Steinwürfe empörter Römer.

Tausende Angreifer fallen nun über die alte Kapitale des Imperiums her. Sie rauben die Kaiserpaläste aus, raffen kostbare Kunstwerke und Kultgegenstände zusammen. Zwei Wochen dauern die Plünderungen, dann laden die Vandalen alle Gefangenen und Schätze auf ihre Schiffe und segeln nach Karthago.

Dass Rom dies alles zulassen muss, zeigt, wie wehrlos das Westreich in die-



Im September 476 wird der letzte Kaiser des Westreiches gestürzt. Doch in der Architektur, hier die Ruinen des Kolosseums, in Sprache, Rechtswesen, Verwaltung und Religion prägt Roms Erbe auch weiterhin das Abendland

ser Phase ist. Die Vandalen nutzen die Führungsschwäche und erobern wenig später die letzten weströmischen Besitzungen in Afrika, überfallen Sizilien, Sardinien, Korsika und die Balearen, errichten Stützpunkte auf den Inseln.

Roms Vorherrschaft über das westliche Mittelmeer ist damit beendet.

ZWEIMAL NOCH ZIEHEN die Kaiser Truppen zusammen, um Nordafrika zurückzuerobern. 461 scheitert ein Unternehmen mit 300 Schiffen, weil Geiserich von dem Plan erfährt und die Invasionsflotte zerstören lässt, während sie noch an der Küste Hispaniens vor Anker liegt.

Sieben Jahre später bäumt sich das Imperium ein letztes Mal auf: Ein Angriff mit 1100 Schiffen und mehr als 50 000 Mann – zum größten Teil vom Kaiser in Konstantinopel entsandt – soll endlich den für das Westreich überlebenswichtigen Erfolg bringen. Als die Flotte 60 Kilometer östlich von Karthago vor Anker liegt, kommt ein für die Jahreszeit ungewöhnlicher Nordwestwind auf. Die Vandalen nutzen ihn und segeln dem Gegner entgegen, setzen einige der eigenen Schiffe in Brand und lassen sie auf die Armada zutreiben.

Rasch fängt ein Teil der kaiserlichen Flotte Feuer. In dem Chaos, das unter den Römern ausbricht, können die Vandalen weitere Schiffe entern oder rammen. Auch wenn Rom vermutlich nur ein Zehntel der Gefährte und vielleicht etwa 10 000 Mann verliert, ist an eine Landung des Expeditionsheers nicht mehr zu denken. Vergebens hat der östliche Reichsteil finanzielle Reserven mobilisiert, um den Westen zu unterstützen. Der misslungene Kraftakt ist der letzte gemeinsame Feldzug Ost- und Westroms.

Und die Ressourcen des Kaisers in Italien reichen längst nicht aus, um sich gegen die vielen Feinde zu behaupten. Weil etliche Einheiten schon abgezogen wurden und die restlichen weder Sold noch Waffen oder Nachschub erhalten, verlassen die verbliebenen Garnisonstruppen in den Grenzprovinzen am Nordrand der Alpen ihre Posten.

Nach und nach löst sich Roms Armee in diesen Gegenden auf.

Die eigentliche Autorität auf dem italienischen Festland und in den wenigen anderen Gebieten, die noch unter römischer Kontrolle stehen, geht derweil nicht von den Kaisern aus, sondern vom

obersten Heermeister der verbliebenen Truppen: Flavius Ricimer, einem Spross aus gotischem Königshaus, der in der Armee Westroms Karriere gemacht hat.

Zwischen 457 und 472 gelangen im Westen vier verschiedene Kaiser auf den Thron, weitgehend gelenkt von ihrem Heermeister. Den ersten lässt Ricimer 461 absetzen und hinrichten, der zweite stirbt 465 möglicherweise an Gift. 472 führt Ricimer sogar Krieg gegen den eigenen Herrscher, belagert ihn in Rom, lässt schließlich auch diesen Kaiser töten und die Stadt abermals plündern. Doch innerhalb weniger Wochen danach stirbt erst Ricimer eines natürlichen Todes und dann der letzte von ihm eingesetzte Imperator, woraufhin erneut eine Führungskrise ausbricht.

Zwei Jahre später landet Iulius Nepos in Rom, der Heermeister von Dalmatien, einer weströmischen Provinz, die sich tatsächlich aber schon lange vom Restreich abgespalten hat. Mit Zustimmung des oströmischen Kaisers erklärt er sich zum Augustus des Westens.

Der neue Imperator ernennt einen Offizier namens Orestes zum Heermeister. Der soll vermutlich nach Gallien marschieren, um einige der verlorenen Gebiete zurückzuerobern.

Doch Orestes denkt nicht daran, die Order zu erfüllen. Er sieht die Chance gekommen, selbst aufzusteigen. Statt nach Gallien marschiert er auf Ravenna, um Iulius Nepos abzusetzen. Der Kaiser gibt sich kampflos geschlagen und flieht übers Meer nach Salona in Dalmatien.

Der Kaiserthron ist frei. Doch Orestes strebt nicht selbst nach der Würde. Er hat einen anderen Kandidaten im Sinn: seinen Sohn Romulus.

NICHTS BIS AUF ein paar Münzen ist aus der Regierungszeit des Knaben überliefert, keine Urkunde, kein Brief, kein Befehl, der seinen Namen trägt. Unterschreibt er überhaupt ein Dokument mit jener roten Tinte, die nur dem Kaiser zusteht? Reist er gelegentlich mit einer Leibgarde durch das verbliebene Herrschaftsgebiet, oder verlässt er die Stadt an der Adriaküste aus Sicherheitsgründen niemals? Dringen zu ihm Nachrichten vor? Ahnt er, dass sich das Reich auflöst? Begreift Romulus, was um ihn geschieht?

Im OSTEN regieren noch weitere 1000 Jahre römische Kaiser

Der Kaiser in Konstantinopel jedenfalls verweigert dem Knaben die Anerkennung. Rechtmäßiger Herrscher im Westen ist für ihn nach wie vor Iulius Nepos. In Italien und Südgallien dagegen akzeptiert man den neuen Imperator.

Keine zehn Monate ist Romulus Augustulus im Amt, da gerät sein Vater in Bedrängnis. Denn auch das Heer, dem Orestes seine Macht verdankt, besteht größtenteils aus angeworbenen germanischen Truppen. Die verlangen als Lohn für ihre Dienste nun Land in Italien. Sie können sich dabei sogar auf ein römisches Gesetz berufen. Demnach müssen in jeder Stadt des Reiches, in der Truppen Quartier beziehen, die Eigentümer des Grundes ein Drittel ihrer Güter an die Soldaten abtreten.

Orestes weigert sich, die Forderung zu erfüllen. Vermutlich fürchtet er den Widerstand der reichen Senatoren, die als Großgrundbesitzer nicht gewillt sind, ihr Land mit Germanen zu teilen.

Daraufhin meutern die Barbaren und erheben am 23. August 476 ihren Anführer zum *rex*: Der neue König Odoaker stammt aus einem der germanischen Stämme, die lange Zeit dem Vielvölkerverband der Hunnen angehörten und nach Attilas Tod ihre Unabhängigkeit erlangten. Um 470 trat er in die Armee des Heermeisters Ricimer ein, diente wohl in der Leibgarde des Kaisers.

Nun verspricht er den Söldnern unter seinem Kommando das Land, das Orestes ihnen verweigert, und zieht in die Schlacht gegen die Truppen, die jenem noch geblieben sind. Fünf Tage später ergreifen Aufständische den Vater des Kaisers und erschlagen ihn.

Romulus Augustulus harrt in Ravenna aus, beschützt von einem Onkel und dessen Truppen. Aber auch dieser kann sich nicht lange halten und wird von gegnerischen Kriegern niedergemacht.

Am 4. September 476 zieht Odoaker in Ravenna ein. Er nimmt Romulus in seine Gewalt – aber tötet ihn nicht. Offenbar hält er den Jungen für zu unbedeutend und harmlos. Später weist er ihm ein Landgut bei Neapel als Wohnsitz zu; dort lebt Romulus mindestens noch 25 Jahre mit einer jährlichen Leibrente von 6000 Goldstücken.

Odoaker hegt selbst keine Ambitionen, Kaiser zu werden. Allerdings soll ihn der Herrscher in Konstantinopel zum *patricius* ernennen, zum obersten Heermeister in Italien, und somit sein germanisches Königtum auf der Apenninenhalbinsel anerkennen.

Er schickt eine Gesandtschaft des römischen Senats zum Bosporus, damit sie die Insignien der kaiserlichen Macht – den Purpurmantel und das Perlendiadem – dem Augustus im Osten übergeben. Man benötige in Italien keinen Kaiser mehr, lässt Odoaker ausrichten.

Der Herrscher des Ostens weist in seiner Antwort darauf hin, dass in Dalmatien ja noch ein rechtmäßiger Kaiser lebe. Aber es ist wohl nicht mehr als eine Formel. Denn zugleich redet er Odoaker als „Patricius" an – und bestätigt ihn so als Regenten über Italien.

Es ist das Ende des Kaisertums im Westen des Römischen Reiches. Iulius Nepos stirbt 480, ermordet unter ungeklärten Umständen.

Für die Zeitgenossen bedeutet das Ereignis jedoch kaum einen abrupten Wandel. Odoaker lässt die Beamten in ihren Positionen. Auch mit dem Senat in Rom kann er sich offenbar arrangieren. (Der Ältestenrat tagt wohl noch bis etwa 590, ehe nach mehr als 1000 Jahren seine Existenz endet.)

Doch dann, 488, bricht der Gotenkönig Theoderich von der unteren Donau aus mit 100 000 Menschen auf. Sein Volk ist unzufrieden mit dem ihm zugewiesenen Siedlungsland in oströmischen Grenzprovinzen.

Der Kaiser in Konstantinopel fürchtet den Goten als mächtigen Gegenspieler, der mit seinen Kämpfern schon mal plündernd bis vor die Tore der Stadt am Bosporus gezogen ist. Und so kommt ihm diese Lösung äußerst gelegen.

Denn Theoderich und sein Volk ziehen nach Italien.

Drei Jahre lang belagert er Ravenna, wo sich Odoaker mit seinen Truppen verschanzt hat. 493 schließen die beiden Frieden und einigen sich, Italien gemeinsam zu regieren. Doch Odoaker überlebt den Vertragsschluss nur um wenige Tage: Bei einem Treffen im Palast von Ravenna erschlägt ihn Theoderich eigenhändig mit dem Schwert.

Der Mann, der den letzten Kaiser des Westens stürzte, stirbt genau dort, wo Romulus Augustulus 18 Jahre zuvor gekrönt wurde. Von hier aus regiert Theoderich nun mehr als drei Jahrzehnte über Goten und Italiker. Zwar trägt der neue Herrscher den Purpurmantel, den ihm der oströmische Kaiser nach Italien zurückgesandt hat. Bis zum Ende seines Lebens im Jahr 526 aber führt er ausschließlich den aus germanischer Tradition stammenden Titel eines Königs.

Theoderich führt die auf Zusammenarbeit mit der senatorischen Oberschicht und dem römischen Verwaltungsapparat ausgerichtete Regierung Odoakers fort – offenbar mit Erfolg. Die Chronisten jedenfalls loben ihn.

Gleichwohl stehen nun alle Teile des einstigen Westreiches unter der Herrschaft germanischer Könige, die zwar fast alle den Kaiser in Konstantinopel noch immer als nominellen Oberherrn anerkennen, ihre Macht tatsächlich aber völlig unabhängig ausüben.

Und so findet in Ravenna an der Adria eine Geschichte ihr Ende, die mehr als 1400 Jahre zuvor mit einer Hüttensiedlung am Tiber begonnen hat. Weil die Römer, gleich ob Bauern oder Edle, bereit waren, gemeinsam in den Krieg zu ziehen, wuchs das Dorf zum Stadtstaat und zur Regionalmacht. Nach und nach unterwarf sich Rom die Apenninenhalbinsel und die Gestade des Mittelmeeres. Anfangs nicht unbedingt, weil es bessere Kämpfer als seine Gegner aufzubieten wusste, sondern weil es über schier unerschöpflich scheinende Quellen von Kriegern verfügte. Und weil es zu den Tugenden seiner Bürger gehörte, niemals aufzugeben.

Der Stadtstaat trotzte Rückschlägen und Niederlagen, überdauerte innere Krisen, Bürgerkriege und das Machtstreben Einzelner, stieg noch vor der Zeitenwende zur Weltmacht auf. Nur die Römische Republik, dieses eigentümliche politische Gebilde freier Bürger, ging an dem gewonnenen Reich zu Grunde: Dessen Ausdehnung überforderte die alte Regierungsform.

Aber Rom erstand neu – als Kaiserreich, dessen Herrscher in den Rang von Göttern aufstiegen. Es schuf sich eine Streitmacht, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte, und eroberte mit ihr ein Territorium unvorstellbarer Größe. Unter den Kaisern wurde Rom zur Stadt aus gleißendem Marmor, die an Einwohnern weit mehr zählte als jede andere und ihren Bürgern als Mittelpunkt des Erdkreises galt. Lange Zeit genossen die meisten Menschen in den Grenzen des Imperiums Frieden und Wohlstand.

Zum Verhängnis wurde Rom schließlich nicht die Stärke seiner Gegner, wohl aber deren Vielzahl. Als sich in Europa ganze Völkerscharen auf den Weg machten, war es dem Ansturm auf seine Grenzen nicht länger gewachsen. Der lateinische Westen, längst schon wirtschaftlich hinter den griechischsprachigen Osten zurückgefallen, blutete langsam aus.

Jetzt, nach dem Ende des Imperiums, gibt es zumindest noch die Stadt Rom. Zwar verliert die Metropole unter Theoderich weiter an Bedeutung und Einwohnern, dennoch lässt der König etliche Paläste und Prunkbauten wieder herrichten. Im Circus Maximus werden weiterhin Wagenrennen veranstaltet und Tierhetzen im Kolosseum. Die Aquädukte leiten immer noch Wasser zu Zisternen und Thermen. Erst während eines Krieges, den der oströmische Kaiser gegen Theoderichs Nachfolger führt, werden 537/538 zahlreiche Leitungen zerstört. Nun gelangt kein Wasser mehr in die Bäder, versiegt die Versorgung in den höher gelegenen Stadtteilen.

An der Peripherie des Reiches, etwa im Alpenvorland, wo Bürgermilizen aus ehemaligen Grenzsoldaten eine Zeit lang die Reste der römischen Bevölkerung zu schützen versuchten, erinnert zu dieser Zeit bereits kaum noch etwas an die imperiale Vergangenheit.

Auch in den einstmals bedeutenden Provinzen des Westreiches, in Gallien, Hispanien und Nordafrika, in denen römische Grundbesitzer nach wie vor ihre Ländereien bewirtschaften, muss man sich mit den neuen Herren arrangieren.

Denn Franken, Burgunder, Goten und Vandalen befehlen hier nun über eigene Königreiche. Viele Städte in den einstigen Provinzen verfallen, verlassene Prunkbauten werden als Steinbrüche genutzt.

Allerdings übernehmen die neuen Herrscher so manches von der römischen Lebensweise, der Verwaltung, dem Rechtswesen – und der Sprache: So kommunizieren Franzosen, Spanier und Portugiesen noch heute in Idiomen, die aus dem Lateinischen abgeleitet sind.

Im Osten dagegen können sich römische Kaiser noch fast ein Jahrtausend lang behaupten. Zwar wird auch ihr Territorium immer wieder von Barbaren überfallen, dennoch bleibt es weitgehend intakt. Und die Hauptstadt Konstantinopel ist so gut befestigt, dass Eroberer über Jahrhunderte an ihren Mauern scheitern.

Doch als die Osmanen die Festung am Bosporus 1453 einnehmen, ist auch hier der einstige Glanz längst verblasst, besteht das Oströmische Reich fast nur noch aus dem Gebiet der Stadt.

Das Vermächtnis der Römer aber ist gewaltig: Sie schufen die Grundlagen der heute üblichen Kalenderrechnung und des modernen Rechts. Ihre Architektur galt immer neuen Epochen der europäischen Baukunst als Vorbild, ihre Straßen und Brücken bildeten bis weit in die Neuzeit das Grundgerüst des Verkehrsnetzes. Sie begeisterten sich für Philosophie, Kunst und Literatur der alten Griechen und bewahrten sie für die Nachwelt, kultivierten zudem die Kunst der Rede und des gepflegten Disputs.

Und bis heute zeugen Ruinen einst prächtiger Gebäude sowie die Überreste von Grenzwällen und Stadtmauern von der Größe dieses beispiellosen Imperiums, das mit seiner Kultur, seinem Rechtsverständnis und schließlich auch dem christlichen Glauben das Fundament des Abendlandes schuf. □

Literaturempfehlungen: Alexander Demandt, „Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian 284–565 n. Chr.", C. H. Beck: Standardwerk über Rom in seiner Spätzeit. Peter Heather, „Der Untergang des Römischen Weltreichs", Rowohlt Taschenbuch: originelle und doch fundierte Darstellung.

Ralf Berhorst, 45, Autor in Berlin, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE. Er war erstaunt, wie viele oft abwegige Theorien über Roms Fall erdacht worden sind.



www.geo.de/ich-bin-GEO



ICH BIN GEO.

Auch mal querdenken.
Gerade kann jeder.

Die Geschichte des Kaiserreiches

Nach dem Niedergang der Republik schmiedet Augustus aus der Herrschaft mächtiger Adelsfamilien das Regime eines Einzelnen. Unter ihm und seinen Nachfolgern wird Rom so groß und einflussreich wie nie zuvor. Erst die Stürme der Völkerwanderung werden das Imperium zu Fall bringen

VON ANDREAS SEDLMAIR; PORTRÄTS: MARION HOMBACH; KARTEN: THOMAS WACHTER

Um 30 v. Chr. ist Rom eine Weltmacht. Innerhalb weniger Jahrhunderte haben sich die Römer zu Herrschern über große Teile Europas aufgeschwungen. Seit etwa 500 v. Chr. ist ihr Reich eine Republik, in der Volksversammlungen die höchsten Beamten wählen und ein ausgefeiltes System von Regelungen die übermäßige Ansammlung von Macht in den Händen Einzelner verhindert. Etwa um 130 v. Chr. jedoch beginnt der Konsens innerhalb der römischen Oberschicht zu zerbrechen. Zunehmend wird nun Gewalt zum Mittel der innenpolitischen Auseinandersetzung. 45 v. Chr. schließlich wird der Feldherr Gaius Iulius Caesar, Sieger in einem erbittert geführten Bürgerkrieg, de facto zum Alleinherrscher. Als Caesar sich im Jahr darauf zum Diktator auf Lebenszeit ernennen lässt, ermordet ihn eine Gruppe von Senatoren eigenhändig.

Nach Caesars Tod kommt es zu weiteren militärischen Auseinandersetzungen rivalisierender Politiker, aus denen im Jahr 30 v. Chr. schließlich ein machtbewusster Adeliger als Sieger hervorgeht: Gaius Iulius Caesar Octavianus (Oktavian). Schon bald wird der Adoptivsohn Caesars zum Begründer einer neuen Staatsform – zum ersten Herrscher des Römischen Kaiserreiches.

27 v. Chr.
13. 1. Oktavian gibt alle ihm während des Bürgerkriegs übertragenen Sonderrechte an den Senat und das Volk zurück und stellt so formal die republikanische Ordnung wieder her. Der Senat, das Repräsentationsorgan der (durch die Kämpfe seit Caesars Tod allerdings geschwächten) Elite Roms, erteilt ihm im Gegenzug die Befehlsgewalt über alle noch unbefriedeten Provinzen und verleiht ihm am 16. 1. den Ehrennamen „Augustus", „der Erhabene". Da der Senat damit die quasi monarchische Stellung Oktavians anerkennt, gilt diese Entscheidung gemeinhin als der Beginn der römischen Kaiserzeit.

In den folgenden Jahren verfestigt der Herrscher seine Stellung durch die Anhäufung von Ämtern und Vollmachten. Doch ist Augustus stets darum bemüht, den Anschein der Allmacht zu vermeiden. Nicht als ein König oder Diktator will er das Römische Reich regieren, sondern als „Princeps", als erster Bürger des Staates. Zudem lässt er die wichtigsten Institutionen der Republik weiter bestehen. Ab etwa 20 v. Chr. wird die Alleinherrschaft des Augustus kaum noch infrage gestellt, auch weil seine Regentschaft dem Imperium eine Zeit des inneren Friedens und des Wohlstands beschert.

20 v. Chr.
Augustus schließt einen Friedensvertrag mit dem Reich der Parther (auf dem Gebiet der heutigen Staaten Iran und Irak). Der bis dahin hartnäckigste Gegner des Imperiums im Osten akzeptiert die römische Vorherrschaft in der Region und verschafft Augustus damit einen großen Prestigegewinn.

15 v. Chr.
Um Norditalien gegen Einfälle der Alpenvölker zu sichern, beginnt Augustus eine Reihe von Feldzügen. Bis 12 v. Chr. gelingt es seinen Truppen, die Bergregion mitsamt ihres Vorlandes zu erobern und bis zur Donau vorzudringen.

12 v. Chr.
Der Feldherr Nero Claudius Drusus, ein Stiefsohn des Augustus, überschreitet mit seinen Soldaten den Rhein, um die Gebiete der dort lebenden germanischen Stämme für das Imperium zu erobern. Die römischen Truppen haben kaum Probleme, sich gegen die wenig organisierten Germanen durchzusetzen, und erreichen im Jahr 9 v. Chr. die Elbe.

9 n. Chr.
An einem Ort in Norddeutschland (möglicherweise Kalkriese bei Osnabrück) gerät der Feldherr Publius Quinctilius Varus mit drei Legionen in einen Hinterhalt germanischer Krieger sowie desertierter römischer Hilfstruppen, die der Cherusker Arminius anführt. Ein Großteil der mehr als 10000 Römer stirbt in der mehrtägigen Schlacht. Die römische Expansion in Germanien erleidet damit einen empfindlichen Rückschlag. Die römischen Truppen ziehen sich hinter die Rhein-Donau-Linie zurück, die fortan die Nordgrenze des Imperiums markiert.

14 n. Chr.
19. 8. Augustus stirbt im Alter von 75 Jahren. Da in den Jahren zuvor mehrere von ihm ausgewählte Nachfolgekandidaten frühzeitig verschieden sind, folgt ihm als Kaiser nun sein wenig geliebter Stiefsohn Tiberius nach. Schon zu Lebzeiten von Augustus sind Tiberius mehrere Titel und Vollmachten verliehen worden, die seine Stellung als Princeps begründen.

Der weitgehend reibungslose Übergang der Macht auf ein Familienmitglied etabliert die erste Dynastie der römischen Kaiserzeit, die nach ihren Stammvätern die „julisch-claudische" genannt wird.

um 33 n. Chr.
Pontius Pilatus, Präfekt der römischen Provinz Judäa, lässt in Jerusalem den jüdischen Wanderprediger Jesus von Nazareth wegen aufrührerischen Verhaltens am Kreuz hinrichten. Die von Jesus verkündete Lehre, aus der bald eine neue Religion entstehen wird, das Christentum, findet in den folgenden Jahrzehnten trotz zeitweiliger Unterdrückung durch die Römer Anhänger in vielen Teilen des Imperiums.

41 n. Chr.
24. 1. Offiziere der Prätorianergarde, der kaiserlichen Leibwache, ermorden den Nachfolger des Tiberius. Gaius Augustus Germanicus, genannt Caligula („Stiefelchen"), hatte zuvor durch seine Willkürherrschaft den Unmut der Eliten auf sich gezogen. Er ist der erste von zahlreichen römischen Kaisern, die von ihren eigenen Leibwachen getötet werden. Als Nachfolger rufen die Prätorianer Caligulas Onkel Claudius aus. Zwar diskutiert der Senat kurzzeitig die Wiedereinführung der Republik, doch können sich die Ratsmitglieder nicht auf ein gemeinsames Vorgehen einigen. Und so stimmt die Mehrheit der Ernennung des Claudius zu.

43 n. Chr.
Kaiser Claudius will zur Stärkung seiner Macht Ruhm als Feldherr erringen und greift mit 40000 Mann Britannien an. In den folgenden Jahrzehnten gelingt den Römern die weitgehende Unterwerfung der Insel. Lediglich deren Norden (in etwa die Region des heutigen Schottland) kann sich dauerhaft der Kontrolle entziehen.

64 n. Chr.
Juli. Zehn von 14 Stadtbezirken Roms brennen während einer gewaltigen Feuersbrunst nieder.

Kaiser Nero, den viele Römer für den Brand verantwortlich machen, versucht, von diesen (vermutlich unberechtigten) Vorwürfen abzulenken, indem er der Sekte der Christen die Schuld für die Feuerkatastrophe zuschreibt. Hunderte Anhänger Jesu werden öffentlich verbrannt oder von wilden Hunden zerrissen.

68 n. Chr.
In Gallien erhebt sich der dortige Statthalter gegen Nero, dessen Amtsführung im Senat wie im Heer als unwürdig empfunden wird. Dem Aufstand schließt sich auch Servius Sulpicius Galba an, Statthalter einer römischen Provinz in Spanien. Am 8. Juni erteilt der Senat dem 70-jährigen Galba die Vollmachten eines Princeps und ernennt ihn damit zum Kaiser. Der zum Staatsfeind erklärte Nero begeht daraufhin Selbstmord. Mit ihm stirbt das letzte männliche Mitglied der julisch-claudischen Dynastie.

69 n. Chr.
Vierkaiserjahr: Auf Galba, der im Januar von unzufriedenen Prätorianern erschlagen wird, folgen innerhalb weniger Monate die Kaiser Otho, Vitellius und Vespasian. Sie alle gelangen jeweils mit Hilfe von Soldaten an die Spitze des Staates. Während Otho und Vitellius sich nur kurze Zeit halten können und dann ums Leben kommen, gelingt es Vespasian, dem Führer mehrerer Legionen im Osten des Reiches, sich in den bürgerkriegsartigen Machtkämpfen durchzusetzen und eine stabile Herrschaft zu errichten. Mit seinem Amtsantritt am 21. Dezember beginnt das Zeitalter der flavischen Dynastie (benannt nach Vespasians Geschlechternamen Flavius), die die Geschicke des Imperiums 27 Jahre lang lenken wird.

70 n. Chr.
Titus, dem 30-jährigen Sohn Kaiser Vespasians, gelingt es, einen 66 n. Chr. begonnenen Aufstand der jüdischen Bevölkerung in der Provinz Judäa niederzuschlagen. Nach antiken Berichten kommen dabei rund eine Million Menschen ums Leben. Mit dem Tempel in Jerusalem geht zudem das Zentrum der jüdischen Religion in Flammen auf. Eine große Zahl von Juden flieht aus dem Heiligen Land, andere werden von den Römern verschleppt. Die Tempelzerstörung gilt als der Beginn der jüdischen Diaspora.

79 n. Chr.
24. 8. Ein Ausbruch des Vulkans Vesuv zerstört unter anderem die Städte Pompeji und Herculaneum am Golf von Neapel. Tausende Menschen kommen ums Leben.

80 n. Chr.
Mit einem 100 Tage andauernden Fest feiern die Römer die Einweihung des „Amphitheatrum Flavium" durch Titus (der seinem Vater Vespasian 79 n. Chr. als Kaiser nachgefolgt ist). Das größte Amphitheater der antiken Welt, dessen heutiger Name „Kolosseum" erst im Mittelalter aufkommt, bietet anfangs rund 40000, später etwa 50000 Zuschauern Platz.

ca. 85 n. Chr.
Unter Kaiser Domitian, dem Bruder des inzwischen verstorbenen Titus, beginnen die Römer mit der Errichtung des Limes: einer Verteidigungsanlage auf einer Linie zwischen dem Rhein bei Koblenz und der Donau bei Regensburg, die fortan Schutz vor Einfällen germanischer Stämme bieten und zudem die bislang von den zwei Strömen geformte Außengrenze des Imperiums verkürzen soll. Die rund 550 Kilometer lange Befestigung besteht anfangs nur aus einer Schneise durch die germanischen Wälder, wird unter Domitians Nachfolgern aber nach und nach zu einer Palisadenanlage mit Wall und Graben (im östlichen Teil Mauer und Graben), Wachtürmen und Kastellen ausgebaut. In den folgenden 80 Jahren bleiben die römisch-germanischen Beziehungen weitgehend friedlich.

96 n. Chr.
18. 9. Eine Gruppe von Verschwörern ermordet Domitian, der sich durch seine autokratische Herrschaftsweise die Feindschaft des Senats zugezogen hat. Damit erlischt die Dynastie der Flavier. Zum neuen Princeps erwählt der Ältestenrat den Senator Marcus Cocceius Nerva. Da Nerva keinen leiblichen Sohn hat, adoptiert er den Offizier Marcus Ulpius Traianus, der über einen starken Rückhalt im Militär verfügt, und macht ihn so zu seinem designierten Nachfolger. Nerva etabliert auf diese Weise das Prinzip des „Adoptivkaisertums", das dem Römischen Reich in den folgenden Jahren eine Phase des Wohlstands und der Stabilität verschafft (den drei unmittelbaren Nachfolgern Nervas werden ebenfalls keine Söhne geboren, denen sie die Macht vererben könnten).

107
In Rom lässt sich Trajan in einem Triumphzug feiern. In zwei Kriegen hat der Kaiser das nördlich der unteren Donau lebende Volk der Daker unterworfen und dem Reich große Gebietsgewinne verschafft.

117
Durch eine Reihe von erfolgreichen Kriegen erreicht das Imperium unter Trajan die größte Ausdehnung seiner Geschichte. Nach Kämpfen gegen die Parther gliedert der Princeps unter anderem Mesopotamien und Armenien als neue Provinzen in das Reich ein. Doch zeichnet sich schon bald ab, dass Rom nicht in der Lage ist, die neu eroberten Gebiete zu halten. Unmittelbar nach dem Tod Trajans im Jahr 117 gibt dessen Nachfolger Hadrian die meisten der von Trajan eroberten Gebiete im Osten wieder auf: Der neue Kaiser will sich auf die Sicherung des Bestehenden beschränken. Hadrian beendet damit die seit Jahrhunderten betriebene expansive Außenpolitik des Römischen Reiches.

um 120
Im heutigen Nordengland beginnen römische Soldaten auf Befehl Kaiser Hadrians mit dem Bau einer Grenzanlage, die die römische Provinz Britannia auf einer Länge von rund 120 Kilometern von dem nicht eroberten Norden der Insel trennt. Die Befestigung ist Ausdruck der defensiv ausgerichteten Politik Hadrians: An den Außengrenzen des

Das Reich und seine grösste Ausdehnung



Im Jahr 117 ist das Imperium größer als je zuvor: Es hat rund 75 Millionen Einwohner, umfasst knapp neun Millionen Quadratkilometer und besteht aus dem Kernland Italien sowie etwa 45 Provinzen

Imperiums sollen die Barbaren durch natürliche Hindernisse, etwa Flüsse, oder Anlagen wie den „Hadrianswall" oder den Limes ferngehalten werden.

132
In der Provinz Judäa erheben sich große Teile der jüdischen Bevölkerung gegen die römischen Besatzer. Bis 135 können die Römer den Aufstand in einem Vernichtungskrieg niederschlagen. Den überlebenden Juden ist es fortan verboten, die für sie heilige Stadt Jerusalem zu betreten, die nun den Namen Aelia Capitolina trägt. Zudem wird die Provinz in Syria Palaestina umbenannt.

161
Die Parther dringen in das mit Rom verbündete Königreich Armenien und bald darauf auch in die Provinz Syria ein. Die nun folgenden Kämpfe römischer Legionen unter dem neuen Herrscher Mark Aurel markieren das Ende einer mehrere Jahrzehnte andauernden Friedensperiode. Im Jahr 166 kann Rom den Konflikt mit einem Sieg über das Partherreich und der Wiederherstellung der vorherigen Grenzen beenden.

166
Soldaten, die von den Kämpfen im Osten des Imperiums zurückkehren, schleppen eine Epidemie in die europäischen Reichsteile ein, möglicherweise die Pest oder die Pocken. Innerhalb weniger Jahre sterben Hunderttausende, vielleicht Millionen Menschen.

ab 166
Angehörige verschiedener barbarischer Völker, darunter eine Reihe germanischer Stämme, stoßen immer wieder in die römischen Donauprovinzen vor. Im Jahr 170 können die durch die Partherkriege und die Epidemie geschwächten römischen Truppen nicht verhindern, dass Germanenscharen bis nach Oberitalien vordringen. Erst im Jahr darauf gelingt es Mark Aurel, die Eindringlinge zu vertreiben. Ab 172 bekämpfen die Römer ihre Feinde immer häufiger auf deren Territorium jenseits der Donau. Drei Jahre später zwingt der Aufstand eines Heerführers den Kaiser, den Krieg mit einem hastigen Friedensschluss zu beenden.

Dichter und Denker des Imperiums



Vergil
(70–19 v. Chr.)

Mehr als zehn Jahre arbeitet Publius Vergilius Maro an einem Versepos, das den Ruhm des Augustus mehren soll, indem es den Kaiser indirekt feiert: Der Held der „Aeneis" ist der trojanische Krieger Äneas, der mit Gefährten aus der brennenden Stadt nach Italien flieht und dort eine Siedlung gründet, aus der Rom hervorgeht. Auf seiner Irrfahrt zeigt sich der Heros fromm und ehrenhaft – Tugenden, die Augustus bei seiner moralischen Erneuerung Roms auch von den Bürgern erwartet. So ohne Fehl, wie der Kaiser Tempel restauriert und religiöse Feste neu belebt, erfüllt auch Äneas seine Mission. Vor allem gewährt Vergil seinem Helden einen Blick in die Zukunft: auf ein goldenes Zeitalter – die Herrschaft des Augustus. Zwar stirbt der Dichter, ehe er sein Werk vollenden kann. Die Verse aber werden sofort populär: Sie werden von Schreibern vervielfältigt, in den Grammatikschulen gelehrt. Und weil das vorhergesagte goldene Zeitalter eintrifft, avanciert das Werk zum Nationalepos der Römer.



Ovid
(43 v. Chr.–um 17 n. Chr.)

Vornehme Damen warnt er vor der Lektüre seiner Werke. Den Männern und weniger sittenstrengen Frauen aber gibt Publius Ovidius Naso Ratschläge in allen Liebesdingen. Römern auf der Suche nach einer Affäre rät der Dichter etwa, in Tempeln zu flanieren oder im Theater auf Jagd zu gehen. Bei Triumphzügen sollen sie ihre Nachbarin im Gedränge mit den Namen der Teilnehmer beeindrucken, zur Not erfundenen. In seinen Liebeselegien entwirft der Sohn eines Ritters, der eine Senatorenkarriere ausschlägt und sich einem Literatenkreis anschließt, ein Rom, das sich weder um Frömmigkeit schert noch um Moral. Doch dann zieht er den Zorn des Kaisers Augustus auf sich (unklar, ob wegen seiner Texte oder als Mitwisser einer Hofintrige) und wird ans Schwarze Meer verbannt. Versuche, die Gunst des Herrschers oder seines Nachfolgers zurückzugewinnen, scheitern. So stirbt Roms größter Liebesdichter krank vor Sehnsucht etwa zehn Jahre später – ohne seine Ehefrau oder die Stadt am Tiber je wiedergesehen zu haben.



Plinius d. Ä.
(23/24–79 n. Chr.)

Nur zum Schlafen und Baden unterbricht Roms berühmtester Enzyklopädist seine Studien: Gaius Plinius Secundus hält Muße für Verschwendung. Auf Reisen begleitet ihn ein Schreiber, der all seine Erkenntnisse notiert. Nachts wertet Plinius wissenschaftliche Werke aus. Dabei ist er eigentlich Offizier, dient in den Provinzverwaltungen Spaniens und Galliens und als Flottenkommandant im Mittelmeer. In der Freizeit sammelt er das Wissen seiner Zeit: Allein in seiner „Naturgeschichte" beruft er sich auf die Werke von 473 Autoren. In 37 Bänden beschreibt Plinius Planeten und Länder, Tiere und Pflanzen, Gesteine und Metalle, berichtet über die Folgen der Trunkenheit wie über Geschlechtsumwandlungen. Am Ende wird ihm die Natur aber zum Verhängnis: Als am 24. August 79 der Vesuv ausbricht, sticht der Flottenkommandant in See, um den bedrohten Menschen zu helfen. Er stirbt am folgenden Tag bei Stabiae, das der Vesuv, wie auch Pompeji, unter einer Schicht aus Asche begräbt.



Josephus
(37/38–um 100)

In einer Feuerpause der römischen Belagerer drängt sich im Jahr 70 ein Mann zur Stadtmauer von Jerusalem: Sie sollen sich ergeben, ruft er den Aufständischen in der Stadt zu, um sich und den Tempel vor der Vernichtung zu verschonen. Der Mahner – der auf Geheiß des römischen Heerführers Titus handelt – ist kein Unbekannter in Judäa: Flavius Josephus entstammt einer angesehenen Jerusalemer Priesterfamilie. Wenige Jahre zuvor hat er noch selbst als Rebellenführer gegen Rom gekämpft, war aber gefangen genommen worden. Nun hat er die Seiten gewechselt und fleht seine Landsleute an, sich zu ergeben, denn Gott, der die Herrschaft von einem Volk auf das andere übertrage, sei nun mit Rom. Erfolglos. Jerusalem wird von den Römern erobert, der Tempel geplündert und niedergebrannt. Zurück in Italien, schreibt Josephus eine Chronik des Jüdischen Krieges, verfasst Bücher über die Geschichte der Juden, um für deren Kultur zu werben. Für die aber bleibt er über Jahrhunderte nur eines: ein Verräter.



Plutarch
(um 45–um 120)

Plutarchos von Chaironea hat eine Mission: Er will andere zu einem sittlichen Leben anleiten. Der Philosoph verfasst 24 „Parallelbiografien": In ihnen porträtiert er je einen herausragenden Griechen und Römer – die Feldherren Alexander den Großen und Gaius Iulius Caesar, die Redner Demosthenes und Cicero, sogar die mythischen Gründer der Städte Athen und Rom, Theseus und Romulus. Auf historische Präzision kommt es ihm dabei weniger an. Vielmehr will er zeigen, dass nur moralisches Verhalten glücklich macht. So büßen Theseus und Romulus ihre Macht am Ende ein, weil sie ihre königlichen Pflichten nicht erfüllen – Theseus gibt dem Volk zu viel, Romulus zu wenig Rechte. Als Ideal sieht Plutarch jede Mäßigung der Leidenschaften, der Grausamkeit, des Jähzorns, der Selbstsucht. Gleichzeitig wirbt der aus Griechenland stammende Schriftsteller für seine Kultur – durchaus erfolgreich: Seine Lebenshilfe nach dem Vorbild griechischer Moralphilosophie begeistert die Römer.

180
Mark Aurel erliegt während eines Feldzuges im Donauraum einer schweren Erkrankung. Mit dem Tod des Kaisers endet die Ära der Adoptivkaiser, denn Mark Aurel hat einen männlichen Nachkommen: sein Sohn Commodus tritt nun die Herrschaft an.

192
31. Dezember. Commodus, der sich unter anderem durch seinen diktatorischen Herrschaftsstil mit den führenden Kreisen Roms überworfen hat, wird von Verschwörern ermordet. Aus den Wirren, die der Tod auslöst, geht der Statthalter der Provinz Pannonia superior Septimius Severus als Sieger hervor. Der aus der nordafrikanischen Hafenstadt Leptis Magna stammende Offizier kann bis 197 alle seine Gegner besiegen und eine neue Dynastie begründen, die der Severer.

212
Kaiser Caracalla, Sohn und Nachfolger des Septimius Severus, gewährt fast allen freien Menschen im gesamten Imperium das römische Bürgerrecht – vermutlich, um die nur von Bürgern erhobene Erbschaftsteuer von möglichst vielen seiner Untertanen kassieren zu können.

235
Als Kaiser Severus Alexander in einem Feldzug gegen germanische Völker, die den Limes bedrohen, Verhandlungen mit den Feinden aufnimmt, wird er von den eigenen Soldaten ermordet. Zu seinem Nachfolger rufen die Truppen den thrakischen Offizier Maximinus Thrax aus. Er ist der erste von etlichen Soldatenkaisern, die das Reich in den folgenden fünf Jahrzehnten regieren. Immer wieder erklären einzelne Heeresteile ihren jeweiligen Kommandeur zum Imperator, nahezu ebenso oft werden diese Kaiser später von unzufriedenen Soldaten ermordet.

Insgesamt reklamieren in den Jahren 235 bis 284 rund 50 Männer, die meisten von ihnen Militärs, den Kaisertitel für sich, von denen etwa 25 tatsächliche Macht erringen können. Die Jahrzehnte des Soldatenkaisertums sind geprägt durch eine



Tacitus
(um 55–um 120)

Mit unerbittlichem Urteil seziert Publius Cornelius Tacitus in seinen Texten zur römischen Geschichte alle Kaiser seit Augustus. Schroff in den Formulierungen, dunkel im Stil, überlässt der frühere Konsul die Bewertung des Geschehens meist dem Leser – lenkt ihn aber durch „Gerüchte", die er einstreut, in die von ihm beabsichtigte Richtung. Über die menschliche Natur macht sich Tacitus kaum Illusionen. Ausführlich schildert er Ränkespiele, Grausamkeiten und Machtmissbrauch bei Hof und in der Oberschicht. Beschreibt hohe Beamte, die sich aus Furcht vor Denunziation und kaiserlicher Willkür die Pulsadern öffnen; Höflinge, die den tyrannischen Kaiser Tiberius mit Decken ersticken; Söhne, die gegen ihre greisen, aus der Verbannung zurückgekehrten Väter vor Gericht plädieren. Tacitus versucht, Zeitläufte zu durchdringen und nicht nur zu beschreiben. Vor allem deshalb wird der hochbegabte Erzähler zum größten Geschichtsschreiber des Römischen Kaiserreiches.



Juvenal
(um 60–nach 127)

So manchem Passanten wird aus dem oberen Stockwerk eines Mietshauses der Nachttopf über das Haupt gekübelt – und wem die Glücksgöttin Fortuna überhaupt nicht hold ist, den zermalmen Blöcke aus Marmor, die von einem hoch beladenen Karren fallen: Rom, befindet der Satiriker Decimus Iunius Iuvenalis, ist kein Platz zum Leben – es sei denn, man ist vermögend und verfügt über Sänften und ruhige Häuser. Tatsächlich erlebt das Imperium gerade eine Zeit des Wohlstands und Wachstums. Doch der Dichter spottet über die vielen Reichen und ihr unmoralisches Verhalten: wohlhabende Damen, die ihre Männer betrügen; Dicke, die eine Doppelsänfte allein füllen, Erbschleicher und Geizhälse. Juvenal ist das schlechte Gewissen Roms, und vielleicht finden seine Verse deshalb zu seinen Lebzeiten wenig Anklang. Erst 150 Jahre später erwacht das Interesse an seinen 16 Satiren – knappen Bösartigkeiten aus dem harten Alltag in der größten, lautesten und selbstbewusstesten Metropole der Antike.



Ptolemäus
(um 100–160)

Ihm verdanken die Römer das erste umfassende Abbild ihrer Welt: Der Mathematiker, Astronom und Geograph Claudius Ptolemäus wertet an der Bibliothek von Alexandria arabische Händlerberichte, frühe geographische Werke und wohl auch eigene Beobachtungen aus. Auf einer Karte erfasst der Gelehrte die Lage von 8000 Siedlungen, Gebirgen, Seen, Flüssen, Meeren und Völkern, von den Kanarischen Inseln bis China. Bestimmten frühere Geographen nur die Lage von Orten im Verhältnis zueinander, benutzt Ptolemäus ein Koordinatensystem aus Längen- und Breitengraden. Ziel ist es, alle Teile der Erde so abzubilden, dass jeder Ort gemäß seiner astronomischen Daten zu bestimmen ist. Das Problem, die Kugelform des Globus auf Pergament zu übertragen, löst er mit einer zeichnerischen Projektion: abgerollten Kegeln. So kann er Orte realitätstreuer eintragen als seine Vorgänger. Seine Aufzeichnungen werden den Reisenden etlicher Jahrhunderte den Weg weisen.



Cassius Dio
(um 163–um 235)

Sein Ziel ist es, die Gesetzmäßigkeiten historischer Zeitläufe sichtbar zu machen. Zehn Jahre lang sammelt Lucius Cassius Dio Cocceianus Material, zwölf Jahre schreibt er an seinem 80-bändigen Werk über die römische Geschichte. Seine Erfahrungen als Senator dürften ihm dabei nützlich gewesen sein. Sorgfältig studiert er Urkunden, Annalen und literarisch-historische Werke, nimmt sich griechische Gelehrte wie den Geschichtsschreiber Thukydides zum Vorbild. Wie dieser analysiert er vor allem die Machtverhältnisse, auf denen politische Entscheidungen beruhen: Die Römer zerstörten Karthago nicht etwa, weil dessen Bewohner böse und untreu gewesen seien, wie die Propaganda behauptet, sondern weil Karthago ein Konkurrent war im Kampf um die Vorherrschaft im westlichen Mittelmeer. Etwa ein Drittel des Opus, das von der mythischen Frühzeit der Tiberstadt bis zum Jahr 229 n. Chr. reicht, überdauert die Zeiten – und macht Cassius Dio als kühlen Analytiker der Erfolgsgeschichte Roms berühmt.



Hieronymus
(um 347–419/420)

In einer kleinen Kammer, Zeile um Zeile die Schriften des Alten und Neuen Testaments ins Lateinische übertragend: So stellen sich spätere Generationen jenen Gelehrten vor, der Ende des 4. Jahrhunderts die erste einheitliche Fassung der Bibel erarbeitet – Sophronius Eusebius Hieronymus. Als er geboren wird, ist das Christentum bereits als Religion im Reich anerkannt. Auch Hieronymus entbrennt für den Glauben: Er lässt sich zum Priester weihen, lernt Griechisch und Hebräisch – jene Sprachen, in denen die weit verstreuten Texte des Alten und Neuen Testaments verfasst sind. 386 gründet Hieronymus ein Kloster in Bethlehem. Dort studiert er alle erreichbaren Bibelfassungen, stellt die Texte so zusammen, wie sie ihm am genauesten erscheinen und übersetzt sie ins Lateinische. Seine Heilige Schrift wird für Jahrhunderte als „Vulgata" („die allgemein Verbreitete") die gebräuchlichste – und um 1454 das erste gedruckte Buch: die Bibel des Johannes Gutenberg.

Herrscherliste

Fast 90 Kaiser regieren als Nachfolger des Augustus das Reich. Ab Diokletian herrschen sie meist nur über eine Hälfte des Imperiums, den Osten oder den Westen

Augustus	27 v. Chr.–14 n. Chr.	Probus	276–282
Tiberius	14–37	Carus	282–283
Caligula	37–41	Carinus	283–285
Claudius	41–54	Numerianus	283–284
Nero	54–68	Diokletian (W + O)	284–305
Galba	68–69	Maximian (W)	286–305
Otho	69	Constantius I. (W)	305–306
Vitellius	69	Galerius (O)	305–311
Vespasian	69–79	Severus II. (W)	306–307
Titus	79–81	Maxentius (W)	307–312
Domitian	81–96	Licinius (W + O)	308–324
Nerva	96–98	Maximinus Daia (O)	310–313
Trajan	98–117	Konstantin I. (W + O)	310–337
Hadrian	117–138	Konstantin II. (W)	337–340
Antoninus Pius	138–161	Constans (W)	337–350
Mark Aurel	161–180	Constantius II. (W + O)	337–361
Lucius Verus	161–169	Julian (W + O)	361–363
Commodus	180–192	Jovian (W + O)	363–364
Pertinax	192–193	Valentinian I. (W)	364–375
Didius Iulianus	193	Valens (O)	364–378
Septimius Severus	193–211	Gratian (W)	375–383
Caracalla	211–217	Valentinian II. (W)	375–392
Geta	211–212	Theodosius I. (W + O)	379–395
Macrinus	217–218	Arcadius (O)	395–408
Elagabal	218–222	Honorius (W)	395–423
Severus Alexander	222–235	Theodosius II. (O)	408–450
Maximinus Thrax	235–238	Constantius III. (W)	421
Gordian I.	238	Johannes (W)	423–425
Gordian II.	238	Valentinian III. (W)	425–455
Pupienus	238	Markian (O)	450–457
Balbinus	238	Petronius Maximus (W)	455
Gordian III.	238–244	Avitus (W)	455–456
Philippus Arabs	244–249	Leo I. (O)	457–474
Decius	249–251	Majorian (W)	457–461
Trebonianus Gallus	251–253	Libius Severus (W)	461–465
Aemilianus	253	Anthemius (W)	467–472
Valerian	253–260	Olybrius (W)	472
Gallienus	260–268	Glycerius (W)	473–474
Claudius Gothicus	268–270	Leo II. (O)	474
Quintillus	270	Iulius Nepos (W)	474–475
Aurelian	270–275	Zeno (O)	474–475, 476–491
Tacitus	275–276	Basiliscus (O)	475–476
Florianus	276	Romulus Aug. (W)	475–476

Ab dem Jahr 284 wird der jeweilige Herrschaftsbereich der Kaiser mit dem Zusatz W (für Westen) bzw. O (für Osten) gekennzeichnet. Nicht berücksichtigt sind die Herrscher über die verschiedenen Sonderreiche.

permanente Bedrohung des Reiches durch äußere Feinde. So versuchen etwa germanische Stämme immer wieder, den Limes zu überwinden, gefährdet die Armee der persischen Sassaniden-Dynastie häufig die Ostgrenze des Imperiums. Verschärft wird die „Reichskrise" jener Jahre zudem durch die Versuche mehrerer Heerführer, in von ihnen militärisch kontrollierten Regionen Sonderreiche zu errichten.

248
21.–23. 4. Mit einem gewaltigen Fest begehen die Bewohner Roms den 1000. Geburtstag ihrer Stadt.

260
In einem Feldzug gegen die Sassaniden versucht Kaiser Valerian, die römische Machtstellung im Osten des Reiches zu sichern – gerät aber als erster Kaiser in feindliche Gefangenschaft.

Als dem Legionskommandeur Marcus Cassianius Latinius Postumus, verweigert wird, die Beute aus einem Feldzug gegen Germanen an seine Soldaten zu verteilen, rufen die ihn zum Augustus aus. Anders als die meisten Usurpatoren versucht Postumus jedoch nicht, seinen Machtanspruch in Rom durchzusetzen. Vielmehr errichtet er ein eigenes Reich mit Colonia Claudia Ara Agrippinensium (Köln) als Hauptstadt. Da es ihm gelingt, die Rheingrenze zu sichern und die Bewohner der Provinzen vor Angriffen der Germanen zu schützen, wird seine Herrschaft in immer mehr Territorien anerkannt. Schließlich gehören seinem Sonderreich fast ganz Gallien, Britannien sowie Teile Hispaniens und Rätiens an. Im Jahr 269 wird Postumus aber von eigenen Soldaten ermordet. Das „Imperium Galliarum" überlebt seinen Gründer um fünf Jahre: 274 besiegt Kaiser Aurelian die Truppen des letzten Herrschers im Sonderreich.

284
20. 11. Römische Truppen erklären einen illyrischen Offizier zum Kaiser. Diokletian gelingt es, das Imperium innen- und außenpolitisch zu stabilisieren. Dies ist das Ende der Soldatenkaiserzeit.

286
Diokletian ernennt seinen Freund Maximian zum Augustus, zum formal gleichberechtigten Mitkaiser, der fortan die Regierungsgeschäfte in der westlichen Reichshälfte führen soll. Diokletian dagegen will sich in erster Linie um den Osten kümmern. Er hat erkannt, dass Verwaltung und militärische Sicherung des Imperiums einen Einzelnen überfordern. Obwohl die Aufgabenbereiche nun klar aufgeteilt sind, bleibt das Reich dennoch als Ganzes bestehen, beide Augusti gelten als Herrscher über das gesamte Staatsgebiet.

293
Diokletian und Maximian ordnen sich jeweils einen als „Cäsar" bezeichneten Unterkaiser zu und weiten so das Regierungssystem zu einer Tetrarchie (Viererherrschaft) aus. Jeder der vier Herrscher ist nun für einen Reichsteil zuständig, in dem er auch residiert. So kann das Kaisertum, anders als zuvor, in allen bedeutenden Regionen des Imperiums gleichzeitig Präsenz zeigen und für Ruhe und Ordnung sorgen. Bis 298 gelingt es den Tetrarchen, Ruhe und Ordnung in allen Reichsteilen wiederherzustellen. Sie residieren in Städten wie Nicomedia, Mailand oder Trier, nicht jedoch in Rom, das sie kaum je besuchen.

um 297
Diokletian lässt bei einer umfassenden Verwaltungsreform die Zahl der Provinzen durch Aufteilung bestehender Einheiten von knapp 50 auf etwa das Doppelte vergrößern, um eine effizientere Verwaltung zu erreichen.

303/4
Kaiserliche Edikte verfügen unter anderem die Zerstörung christlicher Kultstätten sowie einen allgemeinen Zwang zur Teilnahme an staatlich geregelten Kultopfern. Es folgt eine neue Welle von Christenverfolgungen.

305
Diokletian und Maximian treten freiwillig von ihren Ämtern zurück; sie erfüllen damit ein Versprechen, das sie bei Einrichtung der Tetrarchie gegeben haben. Die bisherigen Cäsaren werden nun zu Augusti erhoben. Doch schon im folgenden Jahr wird deutlich, dass das Herrschaftssystem ohne die Führungspersönlichkeit Diokletians nicht überlebensfähig ist: Nach dem Tod des Kaisers Constantius rufen dessen Truppen Konstantin, den Sohn des Verstorbenen, zum neuen Augustus aus, obwohl er vorher nicht die Stellung eines Cäsars bekleidet hat.

Dieser Verstoß gegen das tetrarchische Prinzip löst eine Kette von Machtkämpfen aus, die in den folgenden Jahren zwischen mehreren Kaisern in unterschiedlichen Koalitionen geführt werden. Auf dem Höhepunkt dieser Auseinandersetzungen im Jahr 310 gibt es im Reich sechs Machthaber, die den Titel „Augustus" für sich beanspruchen.

311
30. 4. Galerius, der letzte amtierende Kaiser aus der ersten Generation der Tetrarchie, beendet die von Diokletian initiierten Christenverfolgungen – wohl aus der Erkenntnis, dass die christliche Religion bereits zu tief in der römischen Gesellschaft verwurzelt ist. Zwei Jahre später erklärt ein weiterer Beschluss das Christentum zu einem den übrigen Religionen gleichberechtigten Kult.

312
28. 10. In einer großen Schlacht an der Milvischen Brücke, einem drei Kilometer von der Stadtmauer Roms entfernten Übergang über den Tiber, kann Konstantin seinen wichtigsten Rivalen Maxentius schlagen und sich damit als alleiniger Herrscher in der westlichen Reichshälfte durch-

setzen. Wohl weil er davon überzeugt ist, dass er den Sieg dem Gott der Christen verdankt, fördert er in den folgenden Jahren das Christentum, etwa durch Rückgabe konfiszierten Besitzes und den Bau von Kirchen. Allerdings bricht Konstantin nicht mit den heidnischen Kulten, denen noch die Bevölkerungsmehrheit anhängt.

324
Da die Spannungen zwischen Konstantin und Licinius, dem Herrscher der östlichen Reichshälfte, immer mehr zugenommen haben, kommt es zum Krieg, den Konstantin gewinnt. Er ist nun Alleinherrscher im gesamten Reich. Das tetrarchische System ist damit gescheitert. Viele der unter Diokletian begonnenen Reformen führt Konstantin jedoch weiter.

325
In der kleinasiatischen Stadt Nicaea kommen mehr als 250 christliche Bischöfe aus dem Reich zu einem Konzil zusammen, um unter Vorsitz Konstantins einen theologischen Richtungsstreit über das Wesen Jesu Christi zu lösen, der zuvor insbesondere die Christen im Osten des Reiches gespalten hat. Der Herrscher, dem die Einheit der Kirche wohl vor allem aus politischen Gründen ein Anliegen ist, setzt durch, dass das Konzil eine Glaubensformel beschließt, die fortan für alle Christen verbindlich sein soll.

330
11. 5. Konstantin weiht eine Stadt ein, die er an Stelle des griechischen Byzantion hat bauen lassen: Konstantinopel. Die Neugründung entwickelt sich neben Rom zur zweiten Hauptstadt des Reiches.

337
Mai. In Nicomedia lässt sich Konstantin taufen. Wenige Tage später, am 22. Mai, stirbt der erste Christ auf dem römischen Kaiserthron. Aus den Machtkämpfen zwischen seinen drei Söhnen sowie einem Usurpator geht im Jahr 353 Constantius II. als Alleinherrscher hervor.

361
3. 11. Nach dem Tod Constantius' II. gelangt mit dessen Cousin Julian erneut ein heidnisch orientierter Kaiser an die Macht, der zahlreiche Tempel renovieren oder neu errichten lässt. Doch als Julian 363 in einer Schlacht gegen die Perser fällt, findet die offizielle Hinwendung zum Heidentum wieder ihr Ende: Bis zu seinem Untergang wird das Römische Reich nun ausschließlich von christlichen Herrschern regiert. Zudem endet mit Julian die Zeit der konstantinischen Dynastie.

364
Ein Offizier namens Valentinian wird von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen. Der Begründer einer neuen Dynastie ernennt wenig später seinen jüngeren Bruder Valens zum Mitkaiser. Heer, Verwaltung und Gebiet des Reiches teilen sie untereinander auf: Valens übernimmt den Osten, Valentinian regiert den Westen und residiert in Mailand oder Trier – Rom besucht er nie.

Die zwei Hälften des Reiches agieren von nun an weitgehend unabhängig voneinander, obwohl die Vorstellung eines einheitlichen Imperiums bestehen bleibt.

376
Große Teile des germanischen Stammes der Goten, die von Hunnen aus ihrer Heimat nördlich der unteren Donau vertrieben worden sind, bitten um die Erlaubnis, die Donau zu überschreiten und sich im Imperium niederzulassen. Das Ansinnen konfrontiert die Römer erstmals mit jenen gewaltigen Wanderungsbewegungen heimatlos gewordener Volksgruppen, die man „Völkerwanderung" nennen wird. Nach einigem Zögern erteilt Kaiser Valens seine Zustimmung, doch gerät der Übertritt außer Kontrolle: Weit mehr Goten als geplant gelangen auf das Reichsgebiet. Wohl von der Korruption der Provinzverwalter und Hungersnöten geplagt, erheben die Goten sich gegen die römischen Autoritäten. Plündernd ziehen sie durch die Balkanprovinzen des Reiches.

378
9. 8. Bei Adrianopel (Edirne in der heutigen Türkei) unterliegt ein römisches Heer den Goten. Mindestens 10000 Römer fallen, darunter Kaiser Valens. Sein Nachfolger Theodosius sieht sich 382 gezwungen, mit den Goten einen Vertrag abzuschließen, der ihnen gestattet, in einem geschlossenen Gebiet und unter eigener Führung innerhalb des Reiches zu siedeln. Im Gegenzug verpflichten sich die Goten, für den Kaiser zu kämpfen. Erstmals erlauben die Römer damit die Bildung eines halbautonomen „Staates im Staat".

391/2
In einer Reihe von Edikten wendet sich Theodosius gegen die heidnischen Religionen. Den römischen Staatsbürgern ist nun die Ausübung aller nichtchristlichen Kulte verboten. Das Christentum wird damit de facto zur Staatsreligion.

394
Nach seinem Sieg über einen Usurpator im Westreich gelingt es Theodosius als letztem Kaiser in der römischen Geschichte, die Herrschaft über das gesamte Staatsgebiet zu erringen. Doch als er wenige Monate später stirbt, wird das Reich erneut aufgeteilt: zwischen den beiden Söhnen.

402
Gotische Truppen unter Führung ihres Königs Alarich, die zuvor Griechenland und Thrakien verwüstet und sich dann gen Italien gewendet haben, belagern die Kaiserresidenz Mailand. Zwar gelingt es dem weströmischen Heermeister Flavius Stilicho, die Goten zu vertreiben, doch angesichts der anhaltenden Bedrohung durch barbarische Völker verlegt Kaiser Honorius seinen Hof von Mailand in das leichter zu verteidigende Ravenna. Die Stadt an der Adriaküste ist bis zum Ende des Westreiches meist kaiserliche Residenz.

406/7
Um den Jahreswechsel setzen barbarische Stämme, darunter Vandalen, Alanen und Sueben, über den Rhein und fallen in Gallien ein, wo sie auf keinen großen Widerstand stoßen. In den Jahren darauf ziehen sie plündernd durch Gallien und Hispanien.

407
Angesichts der Unruhen in Gallien er-

Die Spaltung des Imperiums



Theodosius ist der letzte gesamtrömische Kaiser. Nach seinem Tod im Jahr 395 wird das Reich, das mittlerweile in 15 –»Diözesen« genannte – Verwaltungseinheiten untergeteilt ist, von zwei Herrschern geführt: einem in Mailand (später in Ravenna) und einem in Konstantinopel



Als das Weströmische Reich im 5. Jahrhundert unter dem Druck barbarischer Völker kollabiert, bilden sich mehrere germanische Königtümer auf dem Gebiet der einstigen Großmacht. Auch in Italien herrscht ab 476 n. Chr. ein Germane: der Heerführer Odoaker

klärt sich in Britannien ein Heerführer zum Gegenkaiser. Als Konstantin III. setzt er mit dem Großteil der römischen Soldaten in Britannien nach Gallien über und befreit es teilweise von den Eindringlingen. Die Herrschaft des Usurpators währt jedoch nur bis 411, als er den Truppen des legitimen weströmischen Kaisers unterliegt. In Britannien führt der Abzug der Soldaten bald zum Ende der römischen Herrschaft auf der Insel.

410
24. 8. Nach dreimaliger Belagerung nehmen Goten unter ihrem König Alarich Rom ein. Drei Tage lang plündern sie die Kapitale, dann ziehen sie mit reicher Beute weiter. Zwar bleibt die Einnahme Roms politisch ohne größere Folgen, doch ist die psychologische Wirkung auf die Römer verheerend.

418
Die Goten lassen sich als Vertragspartner Roms in Südwestgallien nieder und rufen in der Stadt Tolosa (Toulouse) ein eigenes Königreich unter römischer Oberherrschaft aus. Das „Tolosanische Reich" dehnt sich bald auch nach Hispanien aus und bleibt dort als Westgotenreich bis ins 8. Jahrhundert hinein bestehen.

429
Von Hispanien aus setzen Zehntausende Vandalen nach Nordafrika über. In den folgenden Jahren gelingt es ihnen, große Teile der dortigen Provinzen Roms zu erobern. Nach der Einnahme Karthagos 439 ist das Reich von der Getreidezufuhr aus dieser Gegend abgeschnitten. In einem Friedensvertrag muss der Kaiser den Verlust mehrerer nordafrikanischer Provinzen anerkennen. Im Gegenzug verpflichten sich die Vandalen zu Getreidelieferungen. Der Ausfall der Steuerzahlungen aus der Region schwächt das Weströmische Reich immens.

438
15. 2. In Konstantinopel wird die erste systematische Sammlung römischer Gesetze seit Diokletian veröffentlicht. Der nach dem oströmischen Kaiser Theodosius II. benannte Codex umfasst alle kaiserlichen Bestimmungen seit den Zeiten Konstantins und tritt auch im weströmischen Herrschaftsgebiet in Kraft – ein Zeichen dafür, dass die Idee eines Gesamtreiches trotz der faktischen Trennung der beiden Reichsteile seit 395 noch lebendig ist.

451
In Gallien erringt ein aus römischen, gotischen, burgundischen und fränkischen Truppen gebildetes Heer einen knappen Sieg über die Hunnen und deren Verbündete. Zwar unternehmen die Hunnen 452 noch einen Kriegszug nach Italien, doch nach dem Tod ihres Königs Attila im Jahr darauf zerfällt ihr Reich rasch.

455
16. 3. Gefolgsleute eines vom Kaiser getöteten Heermeisters ermorden Valentinian III., den letzten Vertreter der valentinianisch-theodosianischen Dynastie im Westen. In den folgenden zwei Jahrzehnten wechseln sich zahlreiche Herrscher auf dem Thron ab, die zumeist von ihren Heermeistern eingesetzt werden und kaum über persönliche Macht verfügen.
2. 6. Aufgrund der Wirren nach dem Tod Valentinians III. können Vandalen Rom einnehmen, ohne auf großen Widerstand zu stoßen. Nach zweiwöchigen Plünderungen ziehen die Germanen wieder ab, nutzen aber die Schwäche des Weströmischen Reiches, um sich dessen verbliebene afrikanische Provinzen sowie Sizilien, Sardinien, Korsika und die Balearen anzueignen.

475
Der weströmische Heermeister Orestes setzt die Ernennung seines minderjährigen Sohns Romulus (genannt Augustulus, „Kaiserlein") zum weströmischen Kaiser durch, obwohl mit dem 474 erhobenen Iulius Nepos noch ein rechtmäßiger und von Konstantinopel anerkannter Augustus lebt.

476
An der Spitze unzufriedener germanischer Soldaten in römischen Diensten bekämpft der germanischstämmige Offizier Odoaker den Heermeister Orestes. Nach dessen Ermordung zieht Odoaker in Ravenna ein, wo er am 4. September Romulus Augustulus in Gewahrsam nimmt. Der Germane schickt die kaiserlichen Reichsinsignien an den Hof in Konstantinopel und teilt dem dortigen Herrscher mit, dass im Westreich – das praktisch nur noch aus Italien besteht – kein eigener Kaiser mehr nötig sei.
Damit beendet Odoaker die 500-jährige Geschichte des römischen Kaisertums im Westen. Er selbst nennt sich nun *rex* (König) und regiert in Italien bis zu seiner Ermordung durch den Gotenkönig Theoderich im Jahre 493.

Anders als im Westen bleibt das Kaisertum im Osten noch lange Zeit bestehen. Die Herrscher in Konstantinopel betrachten sich nach wie vor als Herren des Imperium Romanum.
Im 6. Jahrhundert gelingt ihnen gar die Rückeroberung Italiens und anderer Teile des ehemaligen Weströmischen Reiches, doch gehen diese Zugewinne bald wieder verloren. Als eine führende Macht des östlichen Mittelmeerraums jedoch kann sich das „Byzantinische Reich", wie Historiker das Imperium später nennen werden, noch bis ins Hochmittelalter halten.
Ab etwa 1100 nimmt seine Macht indes ab, und als Konstantinopel 1453 von den Osmanen erobert wird, besteht der Herrschaftsbereich des letzten oströmischen Kaisers aus kaum mehr als dem Umland der Stadt.
Zu diesem Zeitpunkt gibt es auf dem Gebiet des einstigen Weströmischen Reiches schon seit Langem wieder einen Kaiser: Im Jahr 800 hat sich der Frankenkönig Karl der Große zum Imperator krönen lassen. Doch die Bezeichnung „Imperium Romanum", die Karl seinem Herrschaftsgebiet gibt, ist nichts anderes als ein pompöser neuer Name für das Frankenreich. □

Andreas Sedlmair, 46, ist Verifikationsredakteur, **Thomas Wachter**, 52, Kartograph bei GEO *EPOCHE*. **Dr. Marion Hombach**, 36, ist Publizistin in Berlin.

Lust an der Präzision

Verifikationsredakteur Andreas Sedlmair findet gern Fehler – und hat das zu seinem Beruf gemacht



ANDREAS SEDLMAIR

Normalerweise ist der Hang zur Besserwisserei nicht gerade ein besonders geschätzter Charakterzug. Anders sieht es aus, wenn man aus dieser Neigung einen Beruf macht – wie Andreas Sedlmair, Verifikationsredakteur bei GEO*EPOCHE*. Als er vor Jahren von einem Freund erfuhr, worin dessen Tätigkeit bestand – nämlich im Überprüfen und Korrigieren von Fakten in journalistischen Texten –, war dem studierten Historiker augenblicklich klar, welche Richtung sein Berufsleben nehmen sollte.

Zu GEO*EPOCHE* gelangte Sedlmair jedoch in erster Linie aufgrund seiner Kenntnisse der russischen Geschichte, die er sich während des Studiums angeeignet hatte: „Im Reich der Zaren" lautete der Titel der ersten Ausgabe, an der er mitwirkte. Seit 2005 ist der 46-Jährige festes Mitglied des Verifikationsteams, und seine Lust am Auffinden von Ungenauigkeiten, verqueren Thesen oder schlicht falschen Angaben kann er seither exzessiv ausleben. Kein Wunder, dass diese Leidenschaft den Menschen in seinem Privatleben auch schon mal Anlass zum Spott ist. So muss sich Sedlmair gelegentlich selbst die Frage anhören, ob eine seiner Aussagen denn auch wirklich verifiziert sei – etwa, wenn er besonders steile Thesen über die vermeintliche Fußballkunst des FC St. Pauli oder die Musik der Beatles aufstellt.

Die Arbeit an der vorliegenden Ausgabe – sowie an der im Sommer 2011 erschienenen zur Römischen Republik – war für den gebürtigen Osnabrücker der Höhepunkt seiner bisherigen Tätigkeit, da ihn die Historie des Imperium Romanum bereits seit seiner Kindheit begeistert.

Die heimliche Hoffnung, den einen oder anderen Autor beim Verbreiten gängiger, aber falscher Ansichten zu ertappen, erfüllte sich jedoch nicht: Weder die Mär vom Cäsarenwahn Neros noch die Legende, die Dekadenz der Römer sei für den Untergang ihres Reiches verantwortlich gewesen, fand sich in den Textmanuskripten.

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titel: Prisma

Editorial: Lars Lindemann für GEO*EPOCHE*: 3 u.

Inhalt: Nachweise bei den jeweiligen Artikeln

Im Reich der Imperatoren: Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 6/7; Fratelli Alinari Museums Collections, Alinari: 8/9; Manuel Cohen/akg-images: 10/11; The Metropolitan Museum of Art/bpk-images: 12/13; Corbis: 14/15; Sean Sexton/Getty Images: 16/17; Roger-Viollet/ullstein bild:18/19

Der zweite Gründer Roms: Araldo de Luca/Corbis: 21; Bettmann/Corbis: 22; Bildarchiv Steffens/akg-images: 25; Erich Lessing/akg-images: 26

Im Zentrum der Macht: Scala: 28/29; Rheinisches Landesmuseum, Trier/Gianni Dagli Orti/Art Archive: 29; Nicola Lorusso/Alinari: 30; Ecole-du-regard/Leemage: 31; Art Archive: 32; Bridgeman Art Library: 33; Alinari: 34; Bildarchiv Steffens/akg-images: 35

Oh brennendes Rom: De Agostini Picture Library/akg-images: 38, 40/41; Erich Lessing/akg-images: 38/39, 42/43; SSPL/Getty Images: 40; bpk-images: 44/45; Münzkabinett/smb: 46/47

Seeschlacht im Kolosseum: Tim Wehrmann für GEO*EPOCHE*

Trajan – Der Fluch der Größe: The Trustees of the British Museum/bpk-images: 58; Stapleton Collection/Bridgeman Art Library: 59, 60, 64; Alinari: 61 (2), 62 (2), 65 (2), 66

Bollwerk gegen die Barbaren: Craig Roberts/Getty Images: 70/71, 76/77; Macduff Everton: 71, 74/75; Atlandide Phototravel/Corbis: 72/73; Lou Grive/laif: 75; Last Refuge/Robert Harding/Corbis: 77

Zum Herrschen verurteilt, zum Krieg verdammt: Araldo de Luca/Corbis: 81; akg-images: 82; De Agostini Picture Library/akg-images: 83, 87; bpk/Alfredo Dagli Orti/bpk-images: 84; Archivio Anderson/Alinari: 85, 86, 89; Alfredo Dagli Orti/Museo Capitolino Rome/Art Archive: 88

Leptis Magna – Tor zu den Tropen: Katharina Jaeger/Premium: 92/93, 100/101; Martin Beddall/Alamy: 96/97; Blickwinkel: 98/99

Mörder auf dem Thron: Heritage Images/United Archives: 103; Getty Images: 104, 107; Araldo de Luca/Corbis: 105; Fine Art Images: 106; Gianni Dagli Orti/Museo della Civilta Romana Rome/Art Archive: 108; De Agostini Picture Library/akg-images: 109

Die Stadt der Städte: Jochen Stuhrmann für GEO*EPOCHE*

Konstantin – Sieger im Zeichen des Kreuzes: Bayerische Staatsgemäldesammlungen/bpk-images: 128–129; Seat Archive/Alinari: 131; Stefano Baldini/Bridgeman Art Library: 132/133; Ingrid Geske/SMB, Münzkabinett/bpk-images: 135, Scala/bpk-images: 136/137, 140/141

Angriff der Goten: Prisma: 146/147; akg-images: 148, 149; Leemage: 150; Ingrid Geske/Münzkabinett, SMB/bpk-images: 151; Art Archive: 152; Cameraphoto/akg-images: 153; Pirozzi/akg-images: 154; Mary Evans Picture Library/Interfoto: 155

Ende eines Weltreiches: Scala: 156/157; Yale University Art Gallery/Art Resource, NY/Scala: 159; Scala/bpk-images: 160; Pirozzi/akg-images: 163

Zeitleiste: akg-images: 172, 1. v. l.; Mary Evans Picture Library/Interfoto: 172, 2. v. l., 1. v. r.; Sammlung Rauch/Interfoto: 172, m.; 173, 2. v. r.; The Granger Collection/ullstein bild: 172, 2. v. r.; 173, r.; Bridgeman Art Library: 173, 1. v. l.; 2. v. l.; De Agostini Picture Library/akg-images: 173 m.; Eva Pradel für GEO*EPOCHE*

Vorschau: Imagno/Austrian Archives: 178; RMN/bpk-images: 179 o.; Photoalsa/Interfoto: 179 m.; akg-images: 179 u.

Karten: Thomas Wachter für GEO*EPOCHE*: 73, 95, 115, 169, 173, 174

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2012 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

GEO EPOCHE
Das Magazin für Geschichte

Gruner + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus.
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48.
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de;
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR
Cay Rademacher

KONZEPT DIESER AUSGABE
Dr. Anja Fries

ART DIRECTION
Tatjana Lorenz

TEXTREDAKTION
Jörg-Uwe Albig, Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Gesa Gottschalk, Dr. Frank Otto, Joachim Telgenbüscher

BILDREDAKTION
Christian Gargerle, Roman Rahmacher, Katrin Trautner
Freie Mitarbeit: Nele Heitmeyer

VERIFIKATION
Lenka Brandt, Olaf Mischer, Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
Freie Mitarbeit: Dr. Eva Danulat, Regina Franke, Tobias Hamelmann, PD Dr. Dirk Hempel, Svenja Muche, Dr. Arno Nehlsen, Christian Schwan, Stefan Sedlmair

LAYOUT: Timo Zett
Freie Mitarbeit: Christine Campe, Eva Mitschke, Svenja Prigge

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
Jasmin Schäfer

KARTOGRAPHIE: Thomas Wachter

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Ralf Schulte

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste

AUTOREN
Freie Mitarbeit: Dr. Ralf Berhorst, Jürgen Bischoff, Raphael Geiger, Dr. Marion Hombach, Reymer Klüver, Sebastian Kretz, Dirk Liesemer, Jan Ludwig, Dr. Mathias Mesenhöller, Johannes Schneider, Jonathan Stock, Johannes Strempel, Bertram Weiß

ILLUSTRATIONEN:
Freie Mitarbeit: Jochen Stuhrmann, Tim Wehrmann

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Ursula Arens
Freie Mitarbeit: Heidrun Brockmann, Sophie Lübbert, Jochen Pioch, Annette Riestenpatt, Cornelia Wawroschek

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

HERAUSGEBER: Peter-Matthias Gaede
VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Thomas Lindner
GESAMTANZEIGENLEITUNG: Heiko Hager/G+J Media Sales
VERTRIEBSLEITUNG: Sascha Klose/DPV Deutscher Pressevertrieb
MARKETING: Antje Schlünder (Ltg.), Kerstin Füllgraf
HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf
G+J Media Sales / Direct Sales: Sabine Plath,
Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 53 02
Anzeigendisposition: Anja Mordhorst,
Tel. 040 / 37 03 23 38, Fax: 040 / 37 03 58 87

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 8 vom 1. Januar 2012.
Heftpreis: 9,00 Euro (mit DVD: 15,90 Euro)
ISBN: 978-3-652-00073-4; 978-3-652-00082-6 (Heft mit DVD)
ISSN-Nr. 1861-6097
© 2012 Gruner + Jahr, Hamburg
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
Konto 0322800, BLZ 200 700 00
Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh
Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 01805/861803*, Telefax: 040/37035648
E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift:
GEO Kundenservice
20080 Hamburg

persönlich erreichbar:
Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geoepoche-service@guj.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 01805/861803*
Telefon außerhalb Deutschlands: +49/1805/861803
Telefax: +49/1805/861802
24-Std.-Online-Kundenservice: www.meinabo.de/service

Preis Jahresabonnement: 48,00 € (D), 53,70 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 85,50 € (D), 94,20 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 42,00 €, (mit DVD: 75 €)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden

Telefon: +49/1805/225059*
Telefax: +49/1805/216603*
E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

GEO EPOCHE EDITION









Kathedralen, Marienbilder, Buchmalereien – und goldene Schreine für die Gebeine der Heiligen: Im Mittelalter soll die Kunst die Gläubigen überwältigen

Ein leuchtendes Zeitalter

Alles andere als finster: Im Mittelalter feierten Künstler und Baumeister den Glanz des Heiligen

Ist je eine Epoche derart geschmäht worden wie das angeblich so „düstere Mittelalter" – das Jahrtausend zwischen dem Fall des römischen Weltreiches und der Blüte der Renaissance?

Als barbarisch, unwissend und finster haben spätere Historiker die Jahre zwischen 500 und 1500 n. Chr. verleumdet. Dabei erstrahlt die Kunst dieser Zeit in einem besonderen, einem göttlichen Glanz: Vergoldete Altäre, Kathedralenfenster, edelsteingeschmückte Bibeln und funkelnde Schreine sollen den Gläubigen schon auf Erden einen Eindruck der himmlischen Pracht vermitteln – und sie zu einem tugendhaften Leben ermahnen.

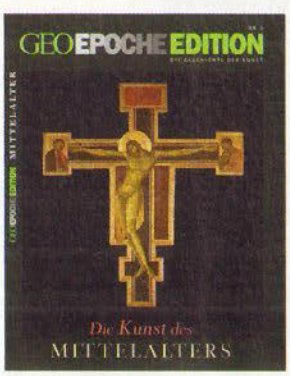
So lehren es die mittelalterlichen Theologen, und ihre Zeitgenossen glauben daran. Es ist eine Kunst des Lichtes.

Finster sind nur ihre Anfänge. Denn das Mittelalter beginnt mit einer Katastrophe: Als unter dem Ansturm germanischer Krieger Ende des 5. Jahrhunderts das Römische Imperium zerbricht, verkümmert auch die Kultur nördlich der Alpen. Erst gut 300 Jahre später fördern abendländische Herrscher wieder die Kunst, und allmählich entwickeln Baumeister, Bildhauer und Maler einen erdenschwer anmutenden Stil, den Historiker später „Romanik" nennen werden.

Ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts arbeiten Künstler dann filigraner, raffinierter: in der neuen, „gotischen" Ästhetik. Rätsel umwehen die Schöpfer jener Werke. Manche sind anonym. Von anderen kennt man den Namen, doch meist bleibt mysteriös, was sie zu ihrem Tun treibt.

In seiner neuen Ausgabe unternimmt GEO*EPOCHE* EDITION eine Reise in jenes Zeitalter, in dem die Kunst vor allem dem Überirdischen diente. In dem Künstler die Welt nicht naturgetreu abbildeten – sondern die christliche Ordnung verherrlichten. In der Könige, Bischöfe, Päpste und Äbte Werke in Auftrag gaben, die den Heiden die Wunder des christlichen Glaubens vor Augen führten. In denen sich Klöster zu Zentren der Kunst wandelten, Mönche zu Genies der Malerei und Kathedralen zu Abbildern des Himmlischen Jerusalem.

Weitere Themen: *Siena – Kapitale einer neuen Kunst • Maria – Die Königin des Himmels • Alltag im Mittelalter – Das Gefüge der Welt • Tilman Riemenschneider – Der letzte Meister • Tod, Jenseits und Erlösung – Die Seligen und die Verdammten*

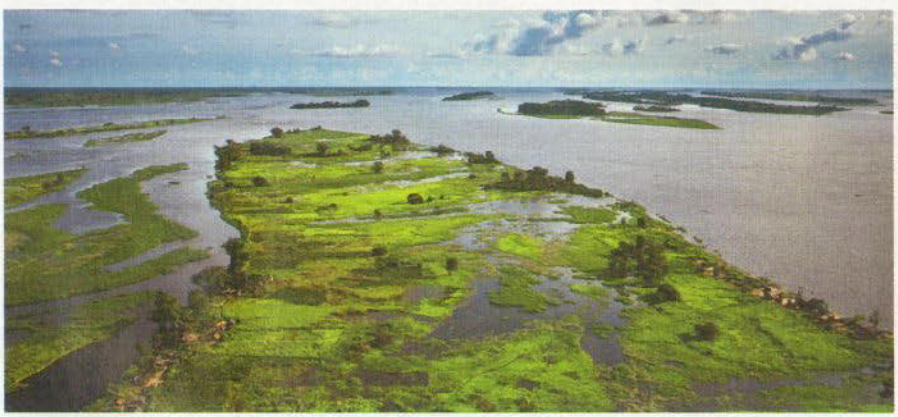


»Die Kunst des Mittelalters«, 15,90 Euro

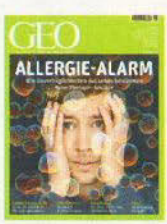
Am Lebensstrom

Der Kongo bleibt ein Faszinosum. Wo Joseph Conrad das »Herz der Finsternis« sah, war nun Fotograf Yann Arthus-Bertrand unterwegs

Er war einige Zeit nicht mehr geflogen, jener Mann, der sich einst in die Luft geschwungen hatte, „Die Erde von oben" in Abertausenden zauberhaften Bildern zu porträtieren. Er war als französischer Umweltminister im Gespräch, hatte auch sonst viel zu tun. Nun aber ist er wieder in einen Helikopter gestiegen, Yann Arthus-Bertrand, und er hat sich aufgemacht, jene sagenhafte Welt zu sehen, die Joseph Conrad vor mehr als 100 Jahren in seinem „Herz der Finsternis" beschrieb: den Kongo, den Fluss der Flüsse in der dunkelgrünen, immer noch undurchdringlichen Mitte Afrikas. Die Mai-Ausgabe von GEO zeigt Arthus-Bertrands Bilder eines Flusses, den als Lebensader zu bezeichnen keine Übertreibung ist. Nicht seiner Länge wegen, 4700 Kilometer trennen Quelle und Mündung; nicht seiner Tiefe wegen, bis zu 220 Meter erreicht kein zweiter Strom der Erde – sondern weil sich auf ihm bewegt, was sonst Straßen, Schienen und Flughäfen hat. Und weil an ihm Menschen leben, die nicht viel mehr besitzen als dieses Wasser. Und weil der Kongo der Weg ist, auf weiten Strecken noch immer der einzige, der in die Verheißung unerforschter Regenwälder führt. Arthus-Bertrand hat diesen Fluss aus erhabener Perspektive betrachtet, und aus dieser Perspektive wirkt er traumhaft schön. Ein weiteres GEO-Team ist zurzeit unterwegs, sich dem Kongo auf einem Schiff auszusetzen. Ein Bericht davon demnächst.



Nicht das Meer ist in der Ferne zu sehen, sondern noch immer der Kongo – auf dem Weg zum Atlantik, in dem seine Strömung noch 150 Kilometer vor der Küste zu spüren ist



Titelgeschichte der neuen GEO-Ausgabe: Allergien

Ganz aus unserer Welt: das Titelthema der Mai-Ausgabe von GEO – der scheinbar unaufhaltsame Vormarsch der Allergien. Warum haben sie bald jeden zweiten Bewohner des Westens befallen, warum immer mehr Kinder, warum vor allem die Bevölkerungen der Städte?

GEO gibt Antworten darauf. Und stellt, wo es sie noch nicht schlüssig gibt, die Suche nach ihnen vor. Immerhin: Die Forschung gewinnt an Erkenntnis.

Außerdem im neuen GEO: *Simulation – Die Zukunft aus dem Computer • Nikolaj Wawilow – Der Mann, der die Menschen satt machen wollte und in Stalins Kerkern starb • Peru – Zwei Fotografen, zwei Jahrhunderte: die Poesie des andinen Alltags • Entwicklungshilfe – Abschaffen oder revolutionieren?*



Auf der Spur der Erdbeeren: Wie Forscher den Geschmack der Natur nachzuahmen versuchen – etwa beim weltgrößten Konzern für künstliche Aromastoffe

Was soll ich essen?

Von der Psychologie unseres Essverhaltens bis zum Sinn von Diäten: die Wissenschaft der Ernährung

Alltäglicher könnte der Vorgang kaum sein: 80 000-mal in seinem Leben begibt sich der Durchschnittsdeutsche zu Tisch. Kaum etwas bestimmt zudem so sehr über Wohlbefinden und Gesundheit des Menschen wie das Essen. Doch in fast keiner anderen Disziplin herrscht ein derartiger Thesenkrieg wie in der Ernährungswissenschaft; schließlich geht es dabei nicht nur um biologische und physikalische Aspekte, sondern auch um psychologische, kulturelle und ethische.

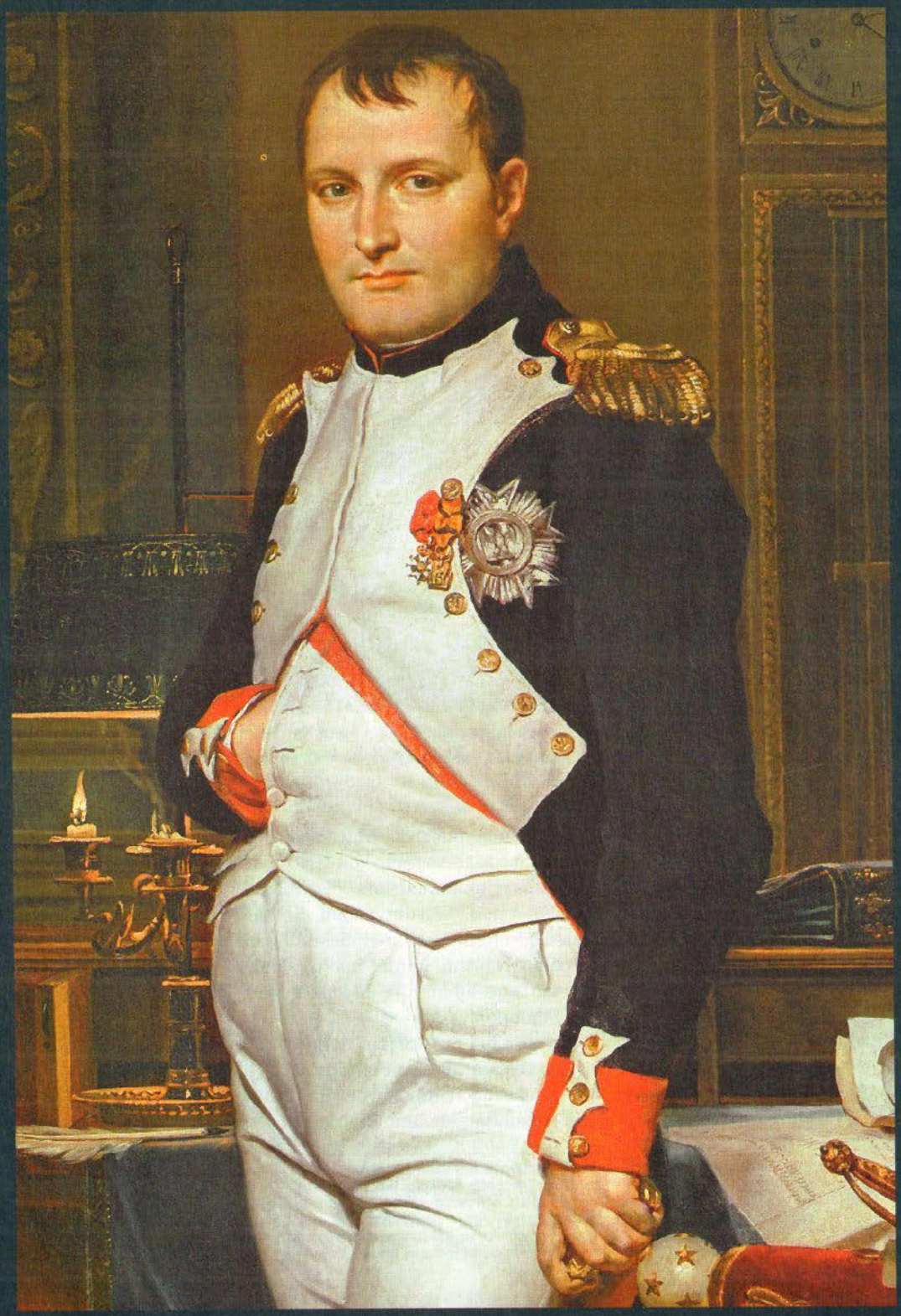
GEOkompakt beschreibt in seiner aktuellen Ausgabe den Stand des Wissens rund um die Ernährung. Erklärt, was bei der Nahrungsaufnahme im Körper geschieht, wie unser Erbgut uns zu Süßem und Fettem verleitet, und über welch raffinierte Sinne wir verfügen. Erläutert, was von der Grünen Gentechnik und der Lebensmittelindustrie zu halten ist. Hinterfragt, welche Diäten sinnvoll sind – und berichtet, weshalb die Kunst des Kochens uns überhaupt erst zu Menschen gemacht hat.



Weitere Themen: *Kinder – Was gut für unseren Nachwuchs ist • Wunderstoff Fett – Wie der Körperspeck uns vor Krankheiten schützt • Emotionen – Weshalb sie beeinflussen, was wir essen*

GEOkompakt »Gesunde Ernährung« kostet 8,50 Euro, mit DVD 15,90 Euro

NAPOLEON



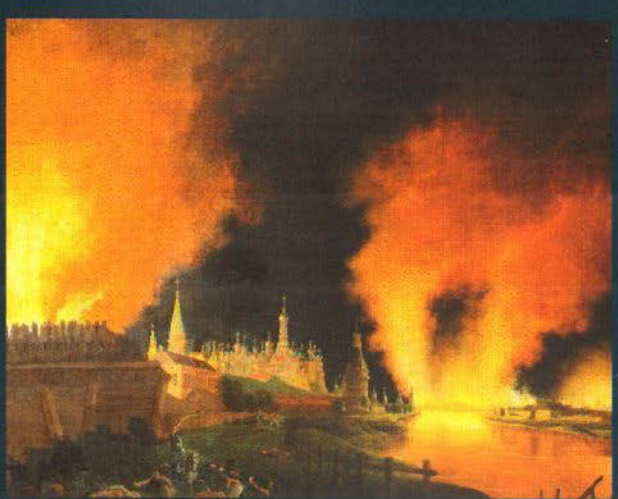
EMPORKÖMMLING Napoleon Bonaparte, 1769 geboren als Sohn eines niederen korsischen Adeligen, steigt auf im Militär. Im November 1799 organisiert er mit anderen einen Putsch und setzt sich an die Spitze des französischen Staates (Bild von 1812)



KRIEGE Als Feldherr, hier bei einer Schlacht in Ägypten 1798, erobert Napoleon ein gigantisches Imperium. Und verherrlicht mit geschickter Propaganda seine Triumphe



DER NEUE CÄSAR Bonaparte, der sich einst als Revolutionär begriffen hat, herrscht zunehmend despotisch. Im Dezember 1804 krönt er sich in der Kathedrale Notre-Dame selbst zum Kaiser



UNTERGANG Im brennenden Moskau wartet Napoleon 1812 auf ein Friedensangebot des Zaren – vergebens. Der anschließende Rückzug besiegelt das Ende des Franzosen

Es ist mitten in der Nacht, als die Kutsche des Kaisers sich dem Fluss nähert, der die beiden größten Imperien Europas voneinander trennt. Der Herrscher steigt aus und tauscht Mantel und Zweispitz gegen die Uniform eines polnischen Lanzenreiters, um unerkannt zu bleiben. Stundenlang reitet er das Ufer ab – bis er die ideale Stelle für den Übergang gefunden hat. Hier werden seine Soldaten nach Russland einfallen, die größte Armee jener Zeit, rund eine halbe Million Krieger. Geführt von ihm, dem erfolgreichsten Feldherrn des Kontinents, soll die Streitmacht das Zarenreich bezwingen, ihn selbst seinem Traum von der Weltherrschaft näher bringen. Das Schicksal kann es gar nicht anders wollen.

Tatsächlich aber ist jener Schritt über den Fluss Njemen, den Frankreichs Kaiser Napoleon am 24. Juni 1812 unternimmt, der erste in seinen Untergang.

In den Wirren der Französischen Revolution ist der Sohn eines korsischen Kleinadeligen emporgestiegen, hat als Militär Karriere gemacht. Mit 24 Jahren wird er als einer der Jüngsten zum Revolutionsgeneral, beweist bald seine herausragenden strategischen Fähigkeiten – und seine Ambitionen. Als Held gefeiert, nutzt er eine Krise der Regierung, um sich mit anderen Verschwörern 1799 an die Spitze des Staates zu putschen. Er modernisiert Verwaltung und Wirtschaft, erlässt ein bürgerliches Gesetzbuch, geht jedoch hart gegen jede Opposition vor. 1804 krönt er sich zum Kaiser, nur zwölf Jahre nachdem die Franzosen ihre Monarchie beseitigt haben.

Napoleon betreibt eine aggressive Expansionspolitik – getrieben von Großmachtstreben und dem Bewusstsein, seine Diktatur durch immer neue Erfolge stützen zu müssen. Binnen Kurzem erobert er einen Großteil Europas, kontrolliert ein Territorium, das sich von Norddeutschland bis Süditalien, von der Iberischen Halbinsel bis Polen erstreckt. Doch als er Russland angreift, endet der Hegemoniewahn in der militärischen Katastrophe.

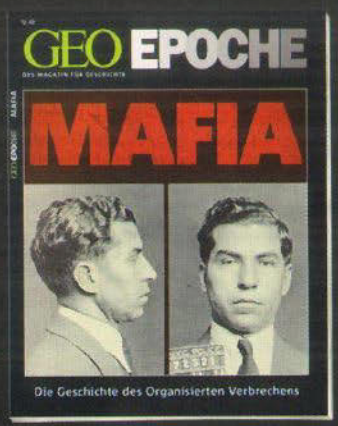
Nun wird er von Europas Mächten gejagt, muss 1814 abdanken, kehrt noch einmal zurück, geht im belgischen Waterloo endgültig unter. Seine letzten Jahre verbringt er in der Verbannung – auf einer Insel im Nichts.

GEO*EPOCHE* erzählt die Geschichte eines der mächtigsten Emporkömmlinge aller Zeiten. Eines jähzornigen Egomanen und ruhmsüchtigen Modernisierers. Eines ebenso akribischen wie gnadenlosen Militärs, der im Namen der Freiheit Millionen Menschen unterwarf und Hunderttausende auf den Schlachtfeldern opferte.

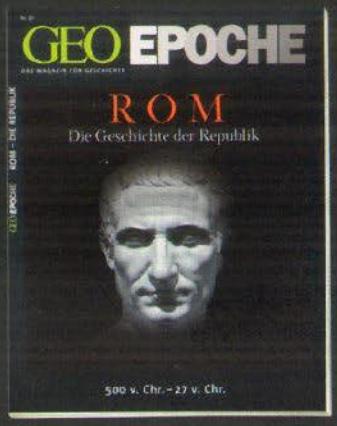
Eines Mannes, dessen Aufstieg ebenso dramatisch verlief wie sein Niedergang. Und der Europa prägte wie kaum einer vor und nach ihm.

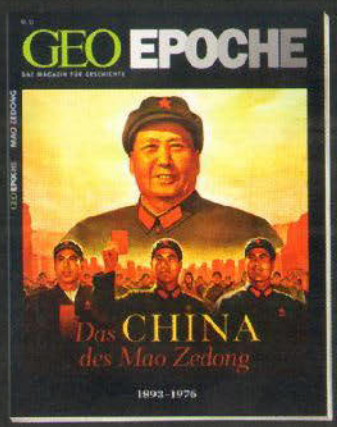
Die nächste Ausgabe von GEO EPOCHE erscheint am 20. Juni 2012

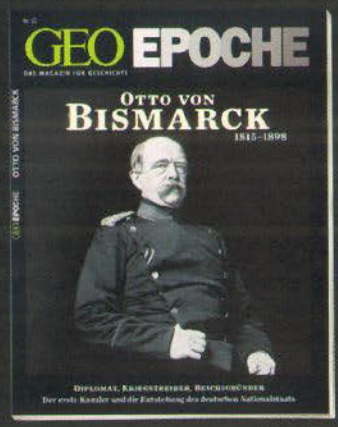
* Festnetzpreis 14 Cent pro Minute, Mobilfunkhöchstpreis max. 42 Cent pro Minute.













Alle Titel auch mit DVD erhältlich

Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Oder bestellen Sie direkt im GEO Shop unter Tel. 01805/86 18-003* oder Fax 01805/86 18-002*. Natürlich auch im Internet **unter www.geoshop.de.**

Weitere Produkte im Internet unter www.geoshop.de

GEO EPOCHE